

Das Werk

Monatsblätter der Montangruppe der Siemens-Rheinische-Schuckert-Union

III. Jahrg.

Düsseldorf, Weihnachten 1923

Heft 7-9

Der mechanische Aufbau eines Drehstrom-Turbogenerators von 60 000 kVA Dauerleistung

Von Oberingenieur A. Zehring

Im Jahre 1916 wurde den Siemens-Schuckertwerken der Auftrag erteilt, für das Vorgebirgskraftwerk Brühl-Knappsack, das später „Goldenberg-Werk“ genannte Großkraftwerk des Rhein.-Westf. Elektr.-Werkes, einen Drehstrom-Turbogenerator für 60 000 kVA Dauerleistung bei 6600/7000 V Generatorspannung und 1000 Umdrehungen i. d. Min. in Ausführung zu nehmen. Für das gleiche Kraftwerk waren von den SSW im Jahre 1914 bereits Einheiten der gleichen Drehzahl mit 21 500 kVA Normalleistung geliefert worden. Es handelte sich bei dem neuen Generator um einen Leistungssprung, der zu ganz außergewöhnlichen Maschinenabmessungen führte und den Konstrukteur vor eine Aufgabe stellte, die außerhalb des Rahmens bekannter Ausführungen lag. Die Aufgabe war besonders erswerend, weil vom Besteller die Forderung erhoben wurde, der vollständige Generator solle gegen die gleiche Einheit einer anderen Firma mechanisch und elektrisch austauschbar, d. h. zum Aufbau auf derselben Grundplatte geeignet sein. Außerdem wurde gewünscht, daß die mechanische Ausführung einer Überdrehzahl bis zur 1,5fachen Normalumlaufzahl gewachsen sein sollte. Die Abmessungen der für den Versand in Frage kommenden Einzelteile erreichten die äußerste Grenze der von der Bahn zugelassenen Ladegewichte und Profile.

Wegen der außerordentlichen Knappheit an hochwertigen Stahlsorten, dem Mangel an eingearbeiteten Arbeitskräften und der höchsten Überlastung durch Aufträge auf Kriegsgerät gelang es erst nach vielerlei Mühen, von den Hüttenwerken geeignete Baustoffe zu erhalten. Es bedurfte vieler Überlegungen, um bei dem Mangel an Veredelungsmitteln, wie Nickel und Mangan, Baustoffe von ausreichender Güte für die hohen Beanspruchungen der umlaufenden Seile zu finden. Bekanntlich durften größere Mengen von hochwertigem Konstruktionsstahl nur für unmittelbare Kriegslieferungen hergegeben werden.

Der mechanische Aufbau der Maschine ist folgendermaßen: Eine durchgehende Welle von einem größten

Durchmesser = 1100 mm, einer Gesamtlänge von 8700 mm und einem Gewicht = 36 000 kg dient als Träger für die das wirksame Läuferisen bildenden 26 Stück Läuferplatten von etwa 2,3 m äußerem Durchmesser und einer größten Dicke von 120 mm. Jede der mittleren Läuferplatten wog vorgedreht etwa 2200 kg, die beiden etwas dickeren Endplatten unter den gleichen Verhältnissen je 3350 kg. Das Gewicht der sämtlichen Platten ohne Berücksichtigung des Abfalles durch Verschmieden und Bearbeitung betrug daher rund 60 000 kg. Dem Entwurf war ursprünglich der beste für derartige Platten geeignete Baustoff zugrunde gelegt, nämlich Nickelstahl mit 2—3 v. H. Nickelgehalt, der sowohl hervorragende Festigkeitseigenschaften als auch eine ausreichende Magnetisierbarkeit bot. Leider stellte sich bei den Verhandlungen mit den Stahlwerken heraus, daß die behördliche Freigabe und die Beschaffung dieses Baustoffes in der benötigten Menge gänzlich ausgeschlossen waren. Es kam dabei nicht bloß das Gewicht der Platten laut Fertigzeichnung in Frage, sondern es hätte den Werken die gesamte, den Rohböden entsprechende Nickelmenge, d. h. ungefähr das Dreifache der im Fertiggewicht enthaltenen Nickelmenge, also etwa 5000 kg, zur Verfügung gestellt werden müssen. Für diese bedeutenden Mengen ist trotz aller Bemühungen bei der damaligen Kriegslage die Freigabe nicht zu erlangen gewesen. So mußte das Werk notgedrungen von Nickelstahl ganz absehen und zu nickelfreiem Ersatz übergehen. Bei diesem lag die Schwierigkeit darin, die erforderliche hohe Festigkeit und Zähigkeit zu erreichen. Es gelang, vergüteten Spezialstahl mit den erforderlichen Güteziffern zu erhalten. Die Platten wurden zunächst in sorgfältigster Weise über dem Vorn in radialer Richtung nach Art der Radreifen verschmiedet und dann allmählich axial auf den vollen Durchmesser ausgeschmiedet. Nach dem Vorschruppen wurden sie in Öl vergütet. Zur Entnahme von Proben wurden an sämtlichen Platten Proberinge stehen gelassen, und zwar sowohl am Außenrande wie am Innenrande. Für die

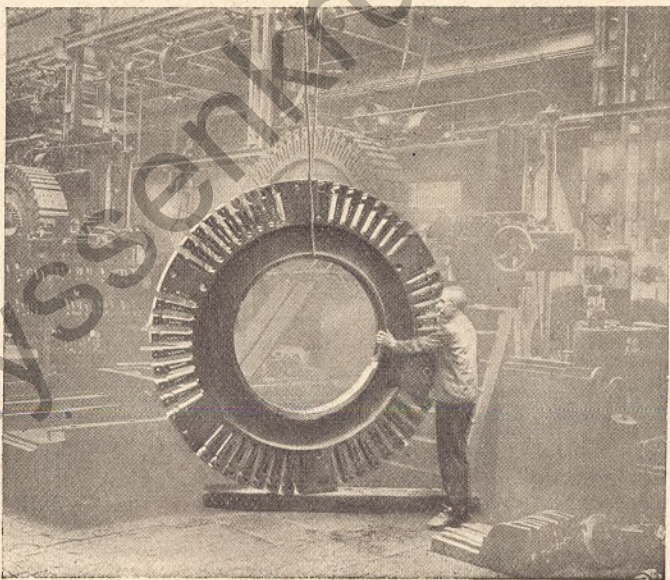
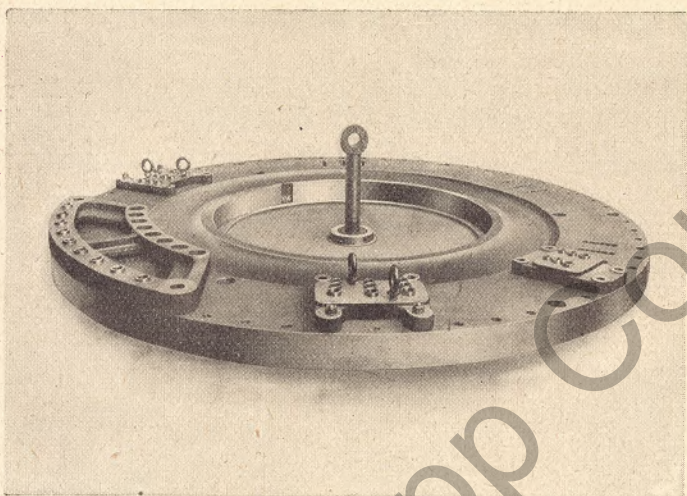
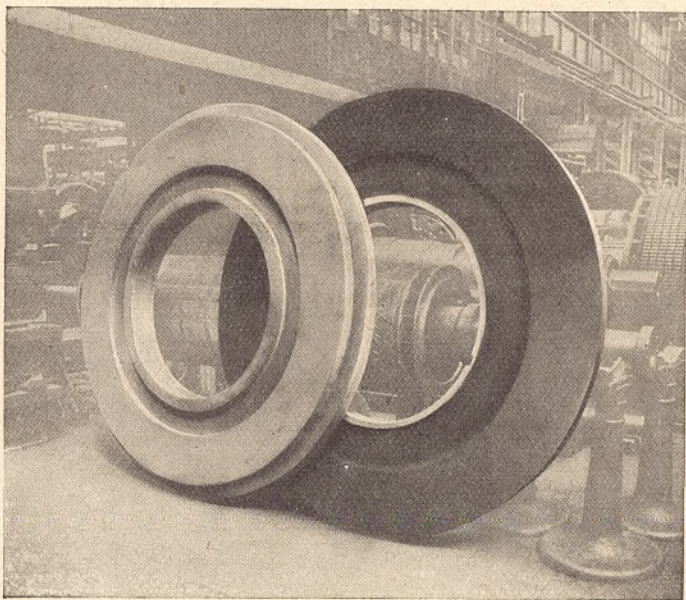


Abb. 1—3. Der Arbeitsgang an den Läuferplatten

Zerreißversuche wurden daraus Probestücke nach freiem Ermessen ausgewählt und mit Hilfe einer Przisionszerreimaschine von Umsler-Laffon mit Pendelmanometer und Diagrammschreibvorrichtung untersucht. Die tangentielle Spannung am inneren Rande der Plattenbohrung war unter Berücksichtigung der aus Gründen der Gewichtsverminderung gewählten Querschnittsgestaltung und des erforderlichen Montierungsdruckes errechnet. Sie liegt bei 1,5facher Drehzahl unter der festgestellten Streckgrenze.

Der Arbeitsgang an den Läuferplatten ist aus den Abb. 1—3 zu ersehen. Es ist bemerkenswert, daß etwa 15 000 Löcher für die Ventilation zu bohren waren. Der gesamte Abfall, der bei der Bearbeitung der Läuferplatten zu bewältigen war, hatte ein Gewicht von etwa 21 500 kg. Zum Aufschrumpfen der Platten mußte die schwere Welle senkrecht gestellt werden, um die mittels mehrerer Gaschlangen auf genaue Temperatur angewärmten flachliegenden Platten mit dem Werkstattkran aufbringen zu können. Für das Niederlegen des nach dem Aufschrumpfen etwa 76 000 kg schweren Läufers waren besonders kräftige Hilfseinrichtungen erforderlich (Abb. 4). Für die Aufnahme der rund 11 000 kg schweren Läuferwicklung aus Kupfer sind 48 ausgehobelte Nuten am Umfang verbunden, die durch kräftige Metallkeile verschlossen werden. Zur Isolation der Spulen ist Glimmer vorhanden. Die freiliegenden Wicklungskpfe des Läufers sind durch aufgeschrumpte Rappen aus bestem Chromnickelstahl, in O_2 vergütet, gesichert. Das Gewicht der beiden Luferkappen beträgt 5000 kg. Sie sind durch speichenartige Rappensttzen aus Stahlguß zentriert und stützen sich nach dem Lufereisen zu auf Ansätzen der Luferzhne ab.

Es bedurfte besonderer Einrichtungen, um die erforderlichen Ventilationsquerschnitte im Läufer zu schaffen und die Rhlluft in die Nähe der Wärmequellen zu bringen. Der Läufer ventiliert sich selbst durch die als Ventilationsflgel wirkenden durchlaufenden Wicklungsspulen. Die Luft tritt durch ausgefrste Nuten in der Welle zu den einzelnen, durch Abstände zwischen den einzelnen Platten gebildeten Luferschlitzen. Außerdem sind die Zähne des aktiven Lufereisens mit Durchbohrungen versehen, so daß die im Bereiche der Wicklungskpfe eintretende Rhlluft das ganze Luferinnere in wirksamster Weise bespülen kann. Die Spulenbefestigungskeile sind so ausgebildet, daß in der Nähe des Zahnkopfes eine ausreichende besondere Ventilation ermöglicht wird.

Zu beiden Seiten des Läufers sind Schleifringe aus Stahl für den Erregerstrom von etwa 1000 A aufgesetzt.

Das Gewicht des fertigen Läufers beträgt 104 000 kg. Die Lager sind daher mit je 52 000 kg belastet, bei einer Zapfengeschwindigkeit von 31,4 m/sec.

Die kritische Drehzahl des Läufers liegt über der Betriebsdrehzahl.

Die Welle wird durch eine angeschmiedete Kupplung starr mit der der Turbine verbunden. Um das Lufergewicht herabzusetzen, ist die Welle mit einer durchgehenden Bohrung von 300 mm Durchmesser versehen worden. Das Schwungmoment des vollständigen Läufers beträgt $330\,000\text{ kg/m}^2$, das ergibt bei der normalen Umlaufzahl von 1000 i. d. Min. ein Arbeitsvermögen von $46\,000\text{ mt} = 452\,000\text{ kW} = 614\,000\text{ PS}$.

Besondere Einrichtungen waren erforderlich, um den Körper von beinahe 2300 mm Außendurchmesser, einer

gesamten Baulänge von etwa 8700 mm und 104 000 kg Gewicht zu bearbeiten und zu befördern (Abb. 5). Der Besteller mußte für den schweren Läufer einen Sonderwagen (Abb. 6) für 105 000 kg Traglast besonders bauen lassen (Transportgewicht einschließlich Sonderwagen = 150 t).

Um den Läufer auf 1000 Umdrehungen zu bringen, waren etwa 25 Minuten Anfahrzeit erforderlich bei einer Antriebsleistung von 800 kW einschließlich Beschleunigungsarbeit. Bei einer Drehzahlsteigerung um 25 v. H. betrug die Antriebsleistung bereits 1420 kW. Abb. 7 zeigt den Läufer während der Versuche im Prüffeld des Dynamowerkes. Die Erregermaschine für 220 V und 1000 A ist an die Generatorwelle in fliegender Anordnung angeflanscht und entspricht im Aufbau den üblichen Ausführungen mittlerer Gleichstrom-Maschinen.

Bemerkenswerte Größenverhältnisse hat auch der Ständer des Generators aufzuweisen. Das aktive Eisen wurde in der bekannten Art aus hochlegierten Blechen geschichtet und durch kräftige Bolzen zusammengehalten. Es hat das ansehnliche Gewicht von 63 500 kg. Um dieses Blechpaket mit einem Außendurchmesser von etwa 3,5 m zu stützen, war ein Fußgehäuse von rund 45 000 kg Gewicht erforderlich. Mit Rücksicht auf den Eisenbahntransport mußte eine vierteilige Ausführung des Ständers gewählt werden. Die durch wagerechte und senkrechte Teilfugen getrennten Teile werden durch kräftige, mit Rücksicht auf die Luftführung im Ständerücken durchlaufende Verbindungsbolzen zusammengehalten (Abb. 8). Die Kühlung des Ständers erfordert 45 cbm Frischluft in der Sekunde. Die Ventilation ist die bekannte axialradiale mit der Neuerung, daß mit Rücksicht auf die außerordentliche Länge des Ständer Eisens von 3 m außer den von beiden Stirnseiten zugeführten Hauptkühlluftströmen noch eine besondere Belüftung im mittleren Teile des Ständerrückens vorgesehen ist. Die Kühlluft tritt durch etwa 400 Löcher in das Blechpaket axial ein, strömt durch die Radialschlitze und dann über den Rücken des Blechkörpers nach dem unteren Abluftstutzen des Gehäuses ab. Bemerkenswert ist, daß die Nutenleiter innerhalb des Eisens durch im Querschnitt reichlich bemessene Lüftungskanäle über den Ständernuten sehr wirksam gekühlt werden.

Vom Besteller wurde gewünscht, daß der Generator mit Fremdlüftung arbeiten soll. Zu diesem Zwecke ist eine reichlich bemessene Belüftungsanlage aufgestellt worden, deren Ventilator sekundlich etwa 60 cbm Reinsluft bei 250 mm WS Überdruck dem Generator zudrücken kann. Es bestanden keine Schwierigkeiten, die Maschine mit Eigenbelüftung durch zu beiden Seiten des Läufers angebaute Schleuderräder zu versehen.

Das Gewicht des vollständigen Ständers beträgt 145 000 kg. Zur Ständerwicklung waren rund 10 000 kg Kupfer erforderlich. Die Wicklung ist als einfache Stabwicklung mit unterteilten Nutenleitern und massiven Verbindungsbügeln am Wicklungskopf ausgeführt. Die Isolierung besteht aus Preßglimmer. Besondere Sorgfalt mußte bei der hohen Beanspruchung auf eine ganz sichere Versteifung aller Wicklungsteile verwendet werden. Die im Sommer 1918 mit voller Spannung durchgeführten Kurzschlüsse zur Erprobung des zugehörigen druckfesten Schalters waren nicht imstande, die geringste Formänderung der Wicklungsteile

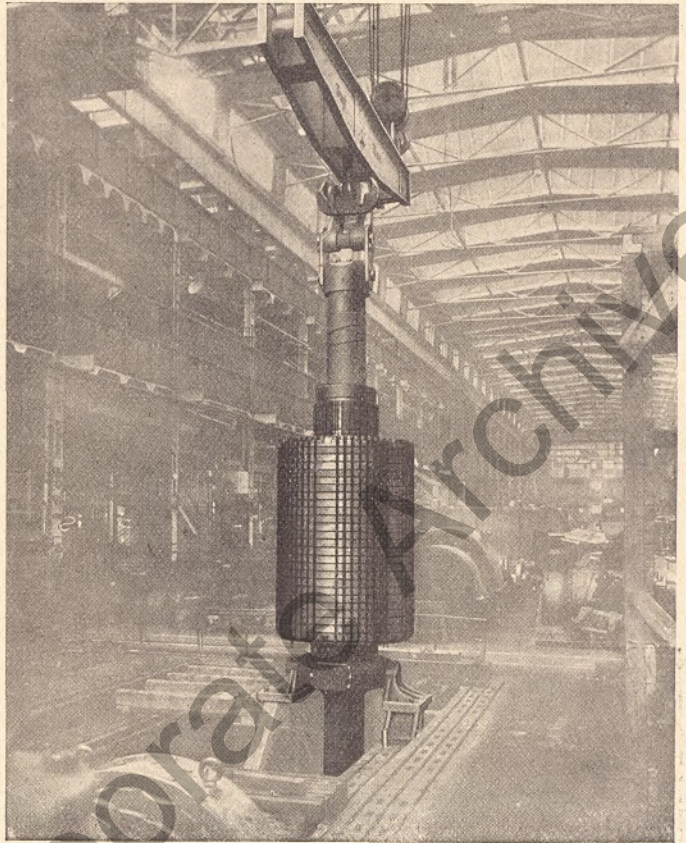


Abb. 4. Aufbringen der Läuferplatten auf der Läuferwelle

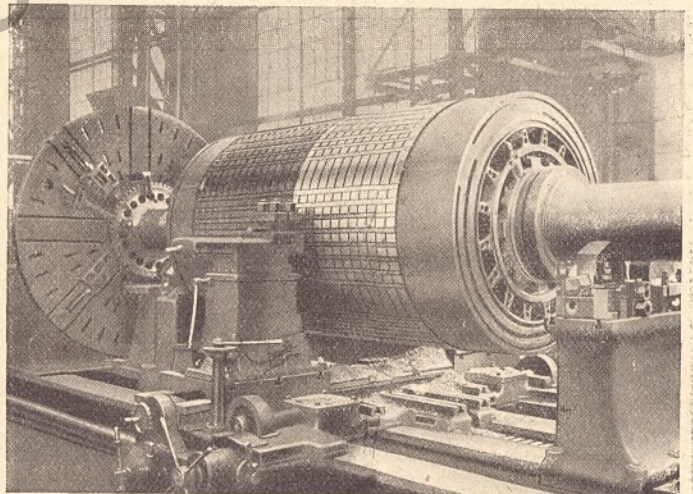


Abb. 5. Der Läufer auf der Drehbank

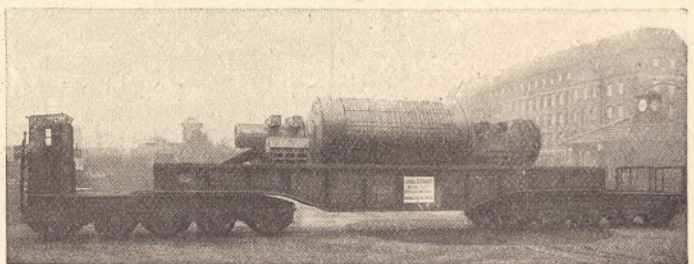


Abb. 6. Der fertige Läufer auf seinem Sonderwagen

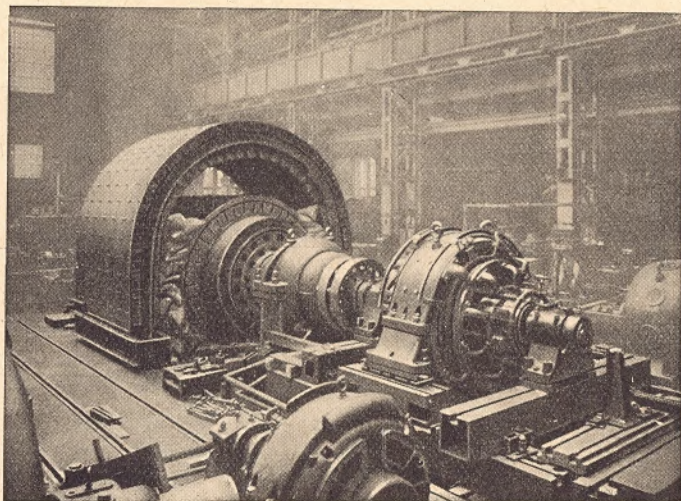


Abb. 7. Der Läufer im Versuchsfeld

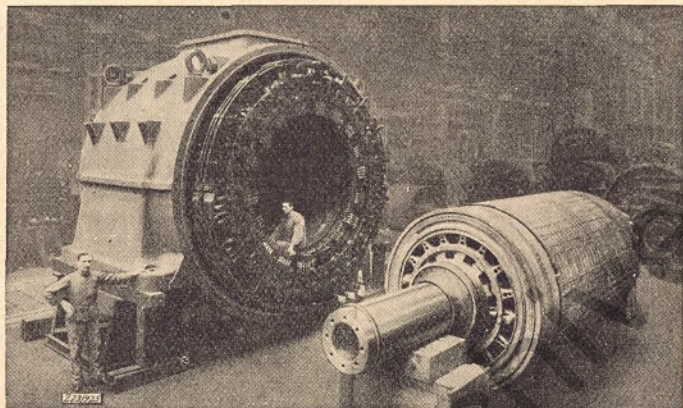


Abb. 9. Ständer und Läufer fertig gewickelt

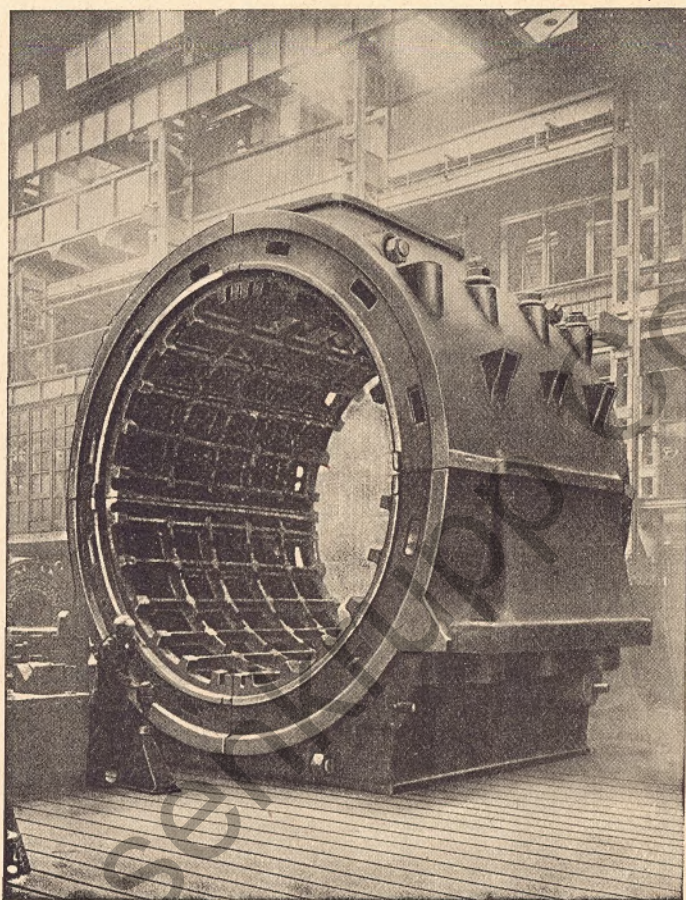


Abb. 8. Das Ständergehäuse

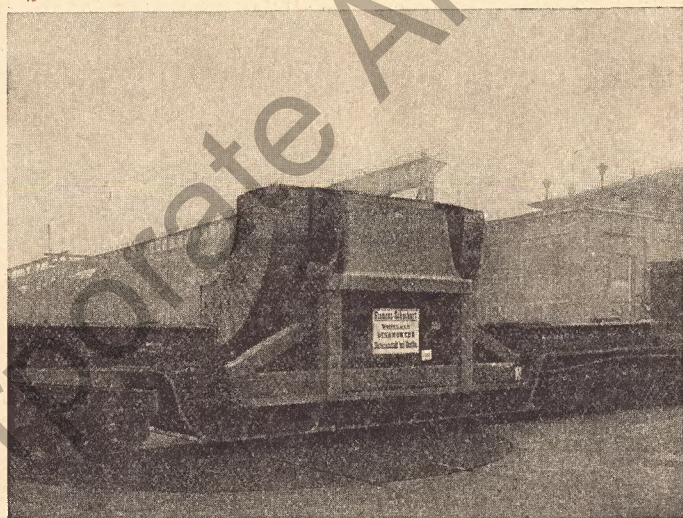


Abb. 10. Ein Viertel des gewickelten Ständers auf dem Transport

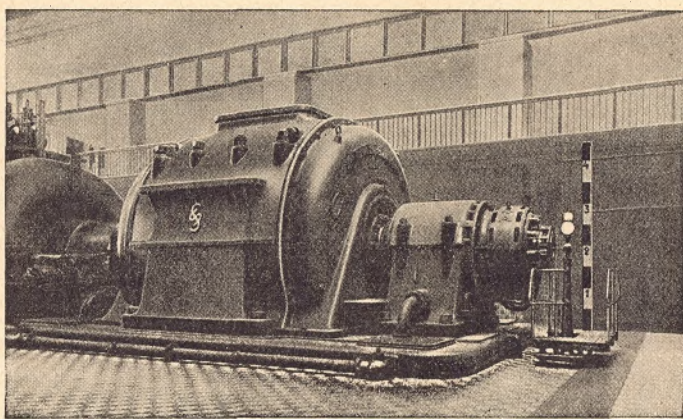


Abb. 11. Die fertige Maschine am Betriebsort

herbeizuführen (vgl. Druckschrift Nr. 900 der SSW, Seite 11). Dabei ist die Anordnung der Wicklung äußerst übersichtlich und für eine Reinigung oder Überholung leicht zugänglich gehalten (Abb. 9). Die Viertel des

Ständergehäuses konnten fertig mit eingebrachter Wicklung zum Versand gebracht werden (Abb. 10). Der fertige am Betriebsort aufgestellte Generator ist in Abb. 11 wiedergegeben.

Die Erdgeschichte des niederrheinischen Tieflandes

Von Studienrat Dr. R. Rein

I. Das Altertum der Erdgeschichte.

Wenn wir die ältesten Urkunden¹ über die Entstehungsgeschichte der niederrheinischen Landschaft und ihrer Randgebirge auffuchen wollen, müssen wir uns nach dem Nordrand der Eifel begeben. Hier sind sie uns, allerdings durch spätere erdgeschichtliche Ereignisse stark verändert und ihrer Schriftzüge, der Versteinerungen, fast gänzlich entkleidet, noch zugänglich. Diese vom Hohen Venn bis nach dem Wehetal südwestlich Düren sich hinziehenden Tonschiefer und Phyllite lassen an ihren wenigen Meerestierresten erkennen, daß die niederrheinische Landschaft in jener Zeit des Kambriums zu Beginn des Altertums der Erdgeschichte noch, wie auch sonst damals weite Strecken des heutigen Mittel- und Südeuropas, vom Meere überflutet war. Doch mit diesen ältesten Urkunden reißt der Faden unserer lokalen Erdgeschichte ab und findet seine Fortsetzung erst im Unterdevon, dessen Schichten distordant auf den angeführten älteren lagern. Auch ihre sandigen und schiefrigen Gesteine am Nordoststrand der Eifel deuten auf Meeresabsatz, und manche Schalenreste geben einen Einblick in die damalige Armfüßlerfauna. Auch in der Mitteldevonzeit ruhte unsere Gegend unter dem Spiegel des Meeres, wie uns die Schiefer- und Grauwacken- und die Massenkalkschichten mit ihren Korallen und Brachiopodenresten zeigen, die östlich von Köln am Westrande des Bergischen Landes anstehen und unter Mülheim (Rhein) erhöht worden sind. Auf dem Grunde des damaligen flachen und tropisch warmen Meeres entwickelte sich ein reiches Korallenleben. Doch wie heute noch, so waren auch damals die zarten Riffe vergängliche Gebilde, und ihre Bruchstücke setzten sich, vom Spiegel der Wogen zerrieben, als Kalkschlamm — Schicht auf Schicht — zu Boden. Im Laufe der Erdgeschichte zu festem Kalkstein geworden, schlingt sich heute dieses alte Meeresgestein als Band am Bergischen Land und Sauerland entlang, von Letmathe über Elberfeld bis Neandertal, und steht bei Bergisch Gladbach an: ein wichtiges Gestein für die Kalkindustrie. Auch in der Oberdevonzeit war unsere Gegend noch Meeresgrund, auf dem sich eine abwechslungsreiche Schichtenfolge kalkiger und schiefriger Gesteine ablagerte. Diese Zeit der Meeresbedeckung reichte hinein bis in die Steinkohlenzeit. In deren älterem Abschnitt, dem Unterkarbon, ließ auch am Rhein, wie drüben in Belgien und bei Aachen,

eine reiche Fauna von kalkbildenden Tieren, Armfüßlern und Seelilien, Muscheln und Schnecken, wie die Cromforder Steinbrüche bei Ratingen zeigen, eine mächtige Schichtenfolge von Kalk und aus ihm durch Umbildung hervorgegangenen Dolomit, den sogenannten Rohlentkalk, entstehen; östlich von Velbert dagegen, im Bergischen Lande, erfolgte gleichzeitig in tieferen Teilen des Meeres der sandig-schiefrige Absatz des Rulmgesteins.

So lagerte sich von der kambrischen Zeit durch das Devon hindurch bis zur älteren Steinkohlenzeit am Grunde des Weltenmeeres, das damals die niederrheinische Landschaft bedeckte, Schicht auf Schicht ab: Tonschlamm, Sand und Kalk.

In der jüngeren Steinkohlenzeit aber kamen diese alten Meereschichten, die sich schon in der Devonzeit zu heben begannen, in lebhaftere Bewegung: Infolge Auslösung entstehender Spannungszustände in der Erdrinde türmten sich damals, von Mittelfrankreich südwestlich-nordöstlich über Deutschland hinreichend, die alpenhohen Faltenketten des variscischen Gebirges empor und rissen auch unseren Meeresgrund mit ans Licht in Hochgebirgshöhe. Dabei wurden die bis dahin wagrechten Schichten steil gestellt und in „Sättel“ und „Mulden“ gefaltet, Tonschlamm wurde zu Tonschiefer und Kalkschlamm zu Kalkstein. Das Meer flutete nach Norden zurück, und zwischen dem zurückgehenden Meere und dem jungen Gebirge entstand in üppigem Wachstum ein weiter Sumpfwald aus Schuppen- und Siegelbäumen, Schachtelhalmen und Baumfarne. Seine Wurzeln standen auf sinkendem Grunde, zwischen seinen Bäumen versumpfte das Wasser, seine Stämme fielen, und Pflanzenmoder häufte sich auf Pflanzenmoder, der unter Luftabschluß vermoorte und vertorfte. Ging das Hinabsinken rasch vor sich, dann versank der ganze Wald, und die Flüsse mit ihrem Schlamm oder das zeitweise hereinbrechende Meer mit seinem sich verkittenden Geröll deckte sein Grab in Tonschichten oder Geröllsteinbänken, und unter ihrem Druck entstanden aus dem vertorfenden Pflanzenmoder die Steinkohlenflöze von Aachen über den Niederrhein zum Ruhrkohlengebiet².

Nach Versinken der Sumpfwälder ließ die nun folgende Permzeit unsere variscischen Alpen nicht in Ruhe erstarren. Zunächst brachte die Rotliegende Zeit Krustenbewegungen mit sich, die das junge Gebirge und das flözreiche Vorgelände durch nordwestlich-

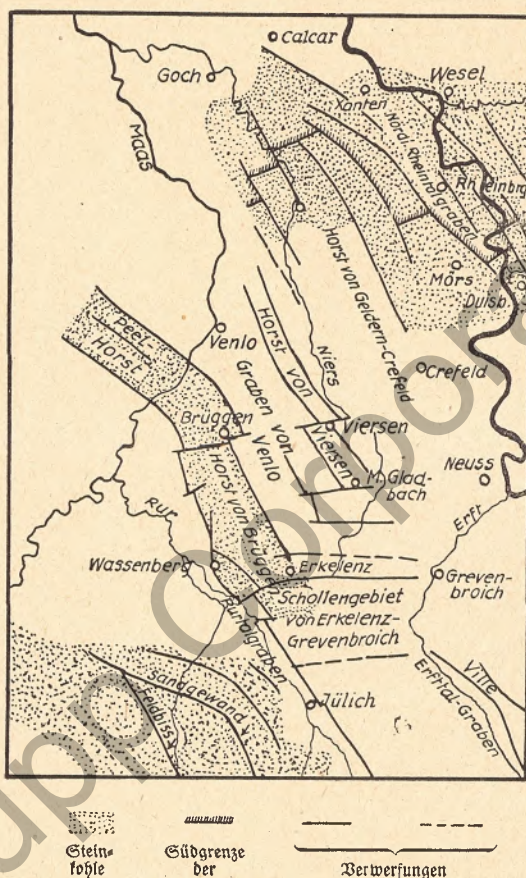


Abb. 1.
Tektonische Skizze des Niederrheingebietes

¹ Vgl. „Zur Geschichte unserer Erde“ von Bergasse, or Dr. Raut in Heft 2 dieser Zeitschrift von Mai 1922.

² Vgl. den Aufsatz „Was die Steinkohle erzählt“ von Dr. O. L. in Heft 3 (Juni 1922) dieser Zeitschrift.

südöstliche Verwerfungsspalten (vgl. Abb. 1)³ in mehrere Gräben und Horste zerstückelte. In diese Gräben drang in der Buntsandsteinzeit das vom nordischen Eismeer durch Norddeutschland bis zu unserer Niederrheingegend wiederholt vorrückende Meer ein und hinterließ, da das feuchte Klima der Jungsteinkohlenzeit einem trockenen Wüstenwetter wich, bei mehrmaligem Eindünnen uns seinen wertvollsten Inhalt zwischen Kanten und Orsen, von Andern bis über Wesel als Stein- und Kalksalze (vgl. Abb. 1.) und deckte sie mit tonigen Letten vor Wasserauslaugung zu. So schuf das ausklingende Altertum der Erdgeschichte die variscischen Alpen, als deren bescheidener, von der Verwitterung übriggelassener Rumpf die Eifel und das Bergische Land auf unsere Tage überkommen sind und legte in den niederrheinischen Grund Rohle und Kali als wertvollste Schätze.

II. Das Mittelalter der Erdgeschichte.

Nicht so genau lassen sich die Geschehnisse der niederrheinischen Landschaft durch das Mittelalter der Erdgeschichte verfolgen. Immerhin sind auch hierfür in Gesteinen, die am Nordrand der Eifel anstehen, oder bei den Tiefbohrungen am Niederrhein unter jüngeren Ablagerungen erschlossen sind, einige Anhaltspunkte zu finden.

In der Buntsandsteinzeit strich über die Horste und Grabenbrüche, die die Permzeit hinterlassen hatte, der Wüstenwind und blies aus den unter den heißen Sonnenstrahlen zerspringenden Gesteinen der variscischen Alpen den feinen Sand in die Ebene hinaus. Gelegentlich niedergehende tropisch starke Regengüsse wälzten Gesteinsblöcke und Geröll von den Bergen hinab, und so füllten Wüstenwind und Regengüsse am Niederrhein die Gräben mit jenen Sanden und Konglomeraten aus, die sich durch ihre an der heißen Luft schnell oxydierenden Eisenverbindungen so schön rot färbten. Sie bildeten am Eifelrande bei Andernach die roten Felsen und deckten am Niederrhein die Salz- und Kohleschichten.

Doch die niederrheinische Scholle sank mehr und mehr, und in der Muschelkalkzeit liefen über sie wieder die Wellen des Meeres und brandeten am Eifelrande. Ab- und Aufheben des Meeresgrundes ließ in der Kreidezeit die bunte Folge von Dolomit, von rotem und blaugrauem Mergel entstehen. In der Jurazeit drang das Meer nach kurzem Zurückweichen abermals vor und überlagerte, wie die Bohrungen bei Kanten ergeben haben, die älteren Gesteine mit Tonmergel, Kalkstein und Schieferletten undoolithischem Eisenerz; doch ist dieses niederrheinische Minettevorkommen leider auf einen schmalen, kurzen Graben bei Bislich beschränkt. Ende der Jurazeit setzte für das niederrheinische Gebiet eine Festlandsperiode ein und hielt auch in der älteren

Kreidezeit noch weiter an. Doch dann ließen kräftige Bewegungen wie ganz Norddeutschland, so auch die niederrheinische Scholle unter das hereinflutende Cenomanmeer hinabsinken, das die gefalteten Kohlenflöze bis dahin, wo heute die Ruhr fließt, mit Mergel und Grünsand bedeckte.

III. Die Neuzeit der Erdgeschichte.

Die Neuzeit der Erdgeschichte hat uns in der niederrheinischen Landschaft wieder genauere Urkunden hinterlassen, an Hand deren wir die Entwicklung weiter verfolgen können. Aus dem Abschnitt Mitteloligozän der Tertiärformation ist uns aus allen Gegenden des niederrheinischen Gebietes bis zu der in Abb. 2 eingezeichneten Südlinie ein mit Waldfisch- und Haifischknochen, mit Muscheln und Foraminiferenschälchen durchsetzter Ton bekannt, der nach den in ihm vorkommenden Kalkkugeln mit Scheidewänden „Septarienton“ genannt und von Duisburg bis Ratingen

vielfach abgebaut wird. Aus dem Oberoligozän kennen wir vom Grafenberger Walde bei Düsseldorf, von Greifeld, von Neuf und M. Gladbach jene weißen, grünen oder gelben Meeresande, die vielerorts mit zahlreichen Muscheln und Schnecken oder wenigstens ihren Abdrücken und Steinkernen durchsetzt sind und die östlich Ratingen als Formsande abgebaut werden. Beide Gesteinsarten, Ton und Sand, deuten darauf hin, daß das Meer in der Tertiärzeit zunächst noch einmal nach Süden vordrang bis zu jenen Südküsten, die die Abb. 2 angibt, um dann allerdings

im nächsten Abschnitt des Tertiärs, dem Miozän, nunmehr endgültig nach Norden zurückzugehen.

In der Tertiärzeit, als in Südeuropa die gewaltigen Faltengebirge vom Kaukasus über die Alpen bis zum Apennin emporgetürmt wurden, kam auch in den alten Rumpf des Rheinischen Schiefergebirges wieder neue Bewegung, die in der Miozänzeit ihren Höhepunkt erreichte. Die Vulkane in der Ostpfalz und im Siebengebirge begannen ihre Haupttätigkeit. Steine und Bomben schossen sie aus ihren Kratern empor, Aschenregen bliesen sie über das Land hin, und mit der ausfließenden Lava setzten sie Trachyt- und Basaltkuppen auf das einförmig gewordene Rumpfsgebirge. Dieser Rumpf rückte empor, aber neben ihm und zwischen ihm sank die rheinische Tieflandsbucht an alten und neuen Staffelfröhen mehr und mehr ein. An einigen Stellen bildeten sich auf der absinkenden Scholle Sumpfwälder, in denen das Wasser stagnierte und den sich anhäufenden Pflanzenmoder des in dem damals subtropischen Klima üppig wachsenden Waldes aus Lorbeer- und Gingkobäumen, immer grünen Eichen, Sumpfsypressen und Araukarien nicht verwesen, sondern unter Luftabschluß vertorfen ließ. So häufte sich in diesen immer weiter hinabsinkenden Mooren Torf auf Torf und wurde unter dem Druck seiner eigenen



Abb. 2. Die Küstenlinien der Meere im Tertiär

³ Die Abbildungen sind entnommen aus dem Buch des Verfassers: „Geologischer Führer durch das Niederrheingebiet“. (Verlag C. Neukirch, Wesel.)

und der Schlammsschichten, die über ihm bei Ueberschwemmungen abgelagert wurden, zu der Braunkohle, die heute in den zahlreichen Tagebauen des Vorgebirges südwestlich Kölns und bei Erkelenz abgebaut und durch Brickettierung als Brennmaterial veredelt wird.

Im Pliozän sanken die Schollen zwischen Nordeifel und Bergischem Lande an alten und neuen Verwerfungsspalten mehr und mehr hinab. Die vulkanischen Ruppen, die vorher auf dem Gebirgsumpf entstanden waren, wiesen den Regenwassern den Weg ins Tal, und deren Erosionstätigkeit sägte tiefe Flußtäler in das sich weiter heraushebende Gebirge. So fand nunmehr der Rhein zum erstenmal seinen Weg von Mainz über das Rheinische Schiefergebirge hinweg, zwischen den Feuersäulen der Vulkane hindurch in das ihm vorgezeichnete Bett zwischen Nordeifel und Bergischem Land und mit ihm als seine Weggenossen die Maas und Mosel.

Die Gletscherschliffe auf den Kohlsandsteinplatten im Duisburger Walde und die erratischen Blöcke aus nordischem Gestein, aus Graniten, Sneisen und Porphyren aus dem fernen Skandinavien, die man an den Nordostabhängen der niederrheinischen Höhenzüge findet, bezeugen, daß auch über die niederrheinische Landschaft einst eine Eiszeitperiode dahinging, die mit mächtigen Wirkungen in ihr Gefüge eingriff und ihre Oberflächengestalt mit kräftiger Hand modellierte.

Mit dem Ausklingen der Braunkohlenzeit schwand am Niederrhein auch das subtropische Klima; das laue Lüftchen, das über die immergrünen Wälder hinwehte, wich nunmehr einem strengeren Nordwind, und mit ihm zogen sich die wärmeliebenden Pflanzen und die südländische Tierwelt nach milderen Strichen zurück, um unserem Laubwald und der Tundra, um auch den härteren Formen der Tierwelt, dem Urelefanten und Mammut, dem Rentier und Moschusochsen Platz zu machen. Bald fiel auch Schnee über Schnee vom Himmel hernieder, türmte sich in den Gebirgen zu blauem Eis, und von Skandinaviens Bergen glitten Gletscher als gewaltige Inlandeismassen strahlenförmig über Mitteleuropa herein. Nun fand der junge Rhein seine jetzt weit nördlich von Holland liegende Mündung durch die immer näher rückende Eisbarre verlegt, wurde in seinem Lauf gehemmt und hatte nicht mehr Kraft, all das Geröll, das er von seinem Ober- und Mittellauf mit herabgetragen hatte, mit bis zur Mündung zu schleppen, sondern ließ, ostwestlich pendelnd, in gleichmäßigen weiten Schichten die Riese und Sande hier liegen und füllte das weite Gelände damit an, das er damals bespülte, von Köln bis Cleve und von Duisburg bis M.Gladbach. — Doch das kalte, feuchte Klima hatte nicht ewigen Bestand, ein wärmeres, trockeneres kam auf, ließ in der ersten Zwischeneiszeit die Inlandeismassen abschmelzen und nach Norden in ihre Ursprungstätte zurückgehen, führte eine Steppenlandschaft über Deutschland herein und mit ihr die Nagetiere und Gazellen, die Gräser der Steppe Südosteuropas.

Noch wehte von der Masse der abrückenden Gletscher, über denen das Wetterhoch lag, nach dem Tief herunter ein gleichmäßiger Wind; er fachte den feinen Staub aus dem Sneis- und Granitschutt, den die Gletscher zerrieben hatten und hinter sich zurückließen, trug ihn weit nach Deutschland hinein, auch zum Niederrhein, und lagerte ihn im Windschatten als fruchtbaren, kalkhaltigen, porösen Leimboden ab. Ihn finden wir heute noch — auf der linken Rheinseite bis zu einer nördlichen Grenze Baal, Erkelenz, M.Gladbach, Grevenbroich, Neuß und auf der rechten Rheinseite östlich Düsseldorf — in mehreren Schichten als durch Wasser in einem Becken umgelagerten „älteren und jüngeren Löß“ und als unverändert gebliebenen „Decklöß“ mit den Wurzelfasern der Steppengräser, die ihn einst besiedelten und die den Flugstaub festhielten, und den Schalen der Schnecken, seinen Leitfossilien *Helix hispida*, *Succinea oblonga* und *Pupa muscorum*, die ihn wegen seines Kalkgehalts gern suchten.

Der Rhein fand jetzt, wo die Eisbarre von seinem Unterlauf nach Norden wich und er nicht mehr aufgehalten wurde, seine alte Kraft wieder, räumte große Massen von den Riesen und Sanden, die er in der ersten Eiszeit hier abgelagert hatte, wieder hinweg und arbeitete sich ein Tal in die mächtigen Schichten hinein, das sich in der Gegend, wo heute Crefeld liegt, in der Weise gabelte, daß ein Rheinarm über Goch floß und sich bei Sennep mit der Maas vereinigte.

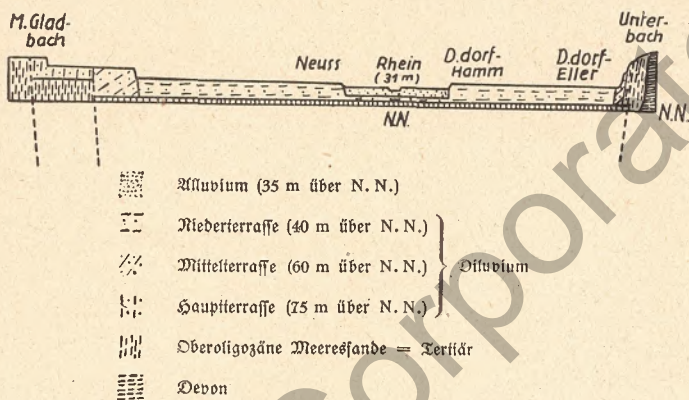


Abb. 3. Profil M.Gladbach — Unterbach (bei Düsseldorf)

Noch spielte der Feuerschein der letzten Eisfölvulkane über seine Wasser hin, die Gebirgsbewegungen der Braunkohlenzeit klangen noch ins Diluvium nach — sank doch erst jetzt die Erftscholle zwischen Eifel und Vorgebirge (Völle) hinab und der Rurthalgraben neben dem Wassenberger Horst ein —, ließen die ganze Niederrheingegend sich mählich heben und den Strom sich sein Bett jetzt tiefer legen, als er es vordem hatte, an dessen Ufern seine Ablagerungen aus der ersten Eiszeit als Hauptterrasse stehen blieben. So finden wir heute noch am Rande des Bergischen Landes entlang bei W.Gladbach, Grafenberg, Duisburg, Mülheim (Ruhr) eine dünne Decke, bei Sterkrade, Dingden, Vochohl eine stärkere Schicht, und links des Rheins auf dem Vorgebirge (der Völle), in der Erkelenz-M.Gladbacher Gegend bis hinauf zur unteren Niers eine große Mächtigkeit, und von der Bönninghardt und ihren südlichen Inselbergen bis hinauf zum Cleverberg ganze Höhenzüge von jenen alten Riesen, die der Rhein in der ersten Eiszeit bis zu dieser Höhe abgelagerte.

Da nahte die zweite Eiszeit. Wiederum sank die Temperatur mehr und mehr, die Luftfeuchtigkeit wuchs, die Steppe zog sich mit ihren Bewohnern nach Südosten zurück, und vom Himmel fiel abermals Schnee auf Schnee und ließ das blaue Eis auf den Bergen wachsen und die Inlandeismassen von Skandinavien sich strahlenförmig nach Mitteleuropa ausbreiten, diesmal noch weiter als das erstemal.

Auch den Niederrhein hinauf drangen die nordischen

Gletscher, stauten sich an den Cleve-Kantener Höhenzügen, stauchten die Schichten dieser Hauptterrassenreste zusammen, daß sie sich senkrecht aufbäumten, durchbrachen die Inselbergreihe westlich von Mörs, sie mit ihrem Schutt überladend, und kamen erst zur Ruhe in der Gegend des Hülserberges bei Crefeld und dicht nördlich Ratingen und Rettwig. Was ihnen an Klippen und Felsen auf ihrem Lauf begegnete, hobelten sie ab, und das zurückbleibende Gestein schliffen sie unter dem Drucke ihrer darübergleitenden Eismassen glatt. Das abgehobelte Gestein schleppten sie in ihrer Masse mit sich fort, zerrieben es teilweise unter sich und spien es an ihrem Ende in größeren erratischen Blöcken in der weiten Ebene des nördlichen Niederrheins bis herab zum Duisburger Wald oder in rundem Geröll als Endmoräne auf den Höhenzügen und Inselbergen aus oder ließen es nach ihrem Abschmelzen bei ihrem abermaligen Rückgange als Grundmoräne verstreut oder zu Blockpackungen gehäuft auf ihrem weiten Wege liegen.

So hobelten sie auch die Dolomitmuffeln rund, auf die sie in Ratingen trafen, schliffen die mitgeführten Sandsteine am Hülserberge glatt und ließen hier wie da das auf ihrem Wege von Norden bis zu unserer Gegend gesammelte Gesteinsvielerlei als Endmoränen liegen, vom Smaland-Granit und Alland-Rapakivi bis zum Schiefer der Ruhrkohle.

Die heimische Tierwelt des gemäßigten Klimas flüchtete vor ihnen her, und die nordischen Tiere kamen mit ihnen; hier, südlich des Eisrandes, äßen Mammut und Moschusochse, Riesenhirsch und Renntier, deren Junge der Neandertalmensch, der in den Höhlen des Gebirges wohnte, mit seiner Steinwaffe erschlug⁴.

Abermals wurde der Rhein durch diese vorgelagerte Eisbarre, die diesmal weiter als das erstmal heraufrückte, gehemmt, seine Wucht wurde verringert und seine Wasser lagerten, hin und her pendelnd, ihre Gesteinsmassen als Ries und Sande ab. Das Haupttal und seine Nebentäler, die er in der Zwischeneiszeit in die ersteiszeitliche Ablagerung hineingesägt hatte, füllte er zum Teil wieder aus, erreichte aber die Höhe der Hauptterrasse nicht mehr, sondern schuf in der großen Doppelterrasse die zweite Stufe, die Mittelterrasse. Sie finden wir noch, in Stücke zerlegt, mehrere Meter unter der ersten in Lappen erhalten, an einzelnen Stellen am Abhang des Bergischen Landes bei B. Gladbach und Düsseldorf, und in großer Ausdehnung links des Rheins am östlichen Rande des Vorgebirges von Bonn bis Grevenbroich und nördlich weiter in größerer

⁴ Dem Neandertaler u. a. Menschenfunden aus der Eiszeit im Niederrheingebiet soll ein späterer Aufsatz gewidmet werden.

Breite von M. Gladbach über Crefeld bis Geldern anstehend, während sie am nördlichsten Niederrhein zwischen Cleve und Bocholt durch jüngere Schichten verhüllt wird.

Doch wieder schwankte die Temperatur in mildere Lagen zurück, schickte die Inlandeismassen wieder nach Norden und führte mit der zweiten Zwischeneiszeit die Steppe herein, in der uns ein Nordwind eine neue Lage von fruchtbarem Löß, den oben erwähnten „jüngeren Löß“ und „Decklöß“, bescherte. Der Rhein war wieder ungehemmt in seinem Lauf, nahm seine abgelegten Lasten wieder auf und führte sie der Mündung zu, in die Mittelterrasse sich ein neues Tal hineinarbeitend.

Noch einmal kehrte die Kälte wieder und ließ die Inlandeismassen in der dritten Eiszeit sich unserer Gegend von Norden nähern, zum dritten und letzten Male, ohne sie indessen so weit heranzuführen wie das erste- oder gar das zweite. Immerhin hinderte auch diesmal die Barre den Endlauf des Rheins, staute seine Wasser und ließ seine Geröll- und Sandmassen zu Boden gleiten. So schüttete er abermals in das Tal, das er in der zweiten Zwischeneiszeit schuf, eine Schicht hinein, mit der er aber in dem südlichen Teile der niederrheinischen Bucht, da sich auch weiter noch der Boden hob, die Höhe der zweiten Stufe nicht erreichte. So setzte er von Köln bis Xanten neben die Haupt- und Mittelterrasse als niedrigsten Treppenabstuf die Niederterrasse (vgl. Abb. 3). Doch im nördlichen Gebiet des Niederrheins wurde die Niederterrasse über die Mittelterrasse aufgeschüttet, da sich im Laufe der letzten Eiszeiten durch Hebung der Mündung des Flusses, der Erosionsbasis, das Gefälle des Stromes geändert hatte, so daß unterhalb Xanten eine Terrassenkreuzung eintreten mußte.

Die geologischen Veränderungen haben mit der Eiszeit ihren Ab-

schluß nicht gefunden, sie schritten auch in der historischen Zeit noch weiter und modellieren die niederrheinische Landschaft auch heute noch.

So setzte der Wind nach Bildung der letzten eiszeitlichen Ablagerung des Rheins auf die Niederterrasse durch Ausblasen ihrer Riese hier und da Wanderdünen auf. Sie bestehen aus gleich- und feinkörnigen Quarz- und Quarzitsanden, sind schichtungslös, erreichen eine Mächtigkeit von 2 bis 10 m und zeigen vielfach noch, soweit sie nicht von Menschenhand verändert sind, ihre typische Form: allmählichen Anstieg auf der Luv- und Steilabfall auf der Leeseite.

Hober Grundwasserstand ließ in Niederungen den Moder der absterbenden Pflanzen, die den Wasserspiegel als Decke überzogen und hinabsanken, von der Luft ab-



Abb. 4. Die Rheinflüsse zwischen Wupper- und Ruhrmündung



AM HEILIGEN ABEND
AQUARELL VON BRUNO SÜBERKRÜP, DÜSSELDORF

schließen und vertorfen.' So häufte sich eine Torfschicht auf die andere und es bildeten sich kleine Moore, die man, wenn sie auch zum größten Teil abgebaut oder durch Vorflutregulierung trockengelegt sind, als Relikte hier und da noch beobachten kann.

Der Rhein selbst hat, wie man nach der mündlichen Überlieferung und an der Hand von alten Urkunden und Karten, nach den Geländeformen und den alten Rhein-

armen, z. B. bei Urdenbach (südlich Düsseldorf), bei Rheinberg, bei Wesel, bei Birten-Kanten und bei Cleve noch feststellen kann, in der — geologisch gesprochen — kurzen Spanne Zeit seit den Tagen der alten Römer seinen Lauf ganz erheblich geändert (vgl. Abb. 4), und wie bisher durch die Jahrtausende hindurch, so entwickelt sich auch in Zukunft die Erdgeschichte des niederrheinischen Tieflands nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen.

Die Bedeutung der Klöster für die Kulturentwicklung Deutschlands

Von P. Dr. Paulus Volf O. S. B., Abtei Maria-Laach

Weihnachten naht, das Fest, an dem schenkende Liebe auf alle Tische Gaben legt. Da sich in unsern nothhaften Tagen die Liebe nur in kleinen Gaben äußern kann, wird die Erinnerung um so eher zurückgehen in bessere Zeiten, in denen die Kultur reiche Gaben darbot. Wir Deutsche sind heute mehr denn je

andern den eroberten Acker entzög. In den ausgedehnten Urwäldern mit unzähligen Wasseradern, Sümpfen und Mooren rangen unsere Vordern, die weder mit Werkzeugen ausgestattet noch geschult waren in der Rodungswirtschaft, mit Hackbau dem abgebrannten Waldboden die kärgliche Nahrung ab. Da die Ger-



Abb. 1. Abteikirche Maria-Laach von Westen. Der Vorhof, Paradies genannt, einzig in seiner Art nördlich der Alpen

darauf angewiesen, von neuem Wurzel zu fassen im Mutterboden der Vergangenheit. Da wird es nicht unangebracht sein, derer zu gedenken, die uns Deutschen zuerst die Werte der Kultur gebracht haben: der Klöster.

Mönche waren es, besonders die Söhne des hl. Benedikt, die die Lehrmeister unserer Ahnen wurden. Ohne sie hätte die Kulturgeschichte des Abendlandes einen ganz andern Verlauf genommen. Die Mönche kamen zu uns, als noch der Nomadenkarren das Haus des wandernden Germanen war und ein Stamm dem

manen urbares Land aufsuchen mußten, um die stets anwachsende Volksmasse zu sättigen, waren sie im Ringen um die Existenz zum Wandern gezwungen. Die Römer stemmten sich dem Vormarsch der Germanen nach dem sonnigen Süden entgegen und erbauten den „Limes“, jene starke Grenzwehr von Rheinbrohl bis Regensburg¹. Mit den fremden Eroberern kam dann auch das Christentum zu uns. Die Missionstätigkeit

¹ Vgl. „Das Werk“, Heft XII 1922, S. 12, Abb. 6, 8.

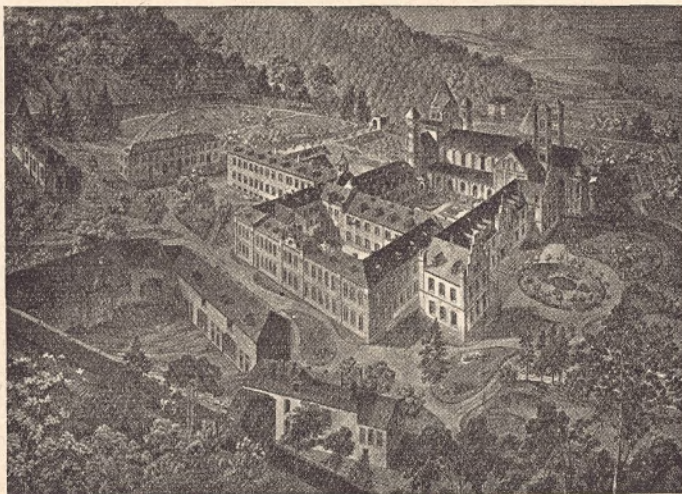


Abb. 2. Maria-Laach aus der Vogelschau, nach einer Zeichnung aus dem Jahre 1863. Die Klosteranlage entspricht ganz dem Idealplan von St. Gallen von 820

ging von den Zentralstätten des römischen Reiches aus; nach Abschluß der Völkerwanderung wurden namentlich Angelsachsen die Boten des Evangeliums. Schon früh finden wir im Rheinland christliches Leben, besonders früh ist es in Trier, wo bereits zu Zeiten des hl. Augustin ein Kloster bestand. Vom Rhein aus drang die frohe Botschaft des Christentums in die unwirtlichen Gauen unseres Vaterlandes.

Christianisierung war von vorneherein Kulturarbeit. Als die Mönche ankamen, mußten sie roden, bauen. Staunend umstanden die Kinder der dunklen Urwälder die arbeitenden Mönche und betrachteten neugierig das emsige Treiben der Ruttenträger. Mit der Neugierde kam auch die Lust, Gleiches zu können. Im Dienste der Mönche lernten die Germanen deren Künste. Es ist überhaupt auffallend, wie schnell sich die alten Deutschen an die Fremdlinge angeschlossen, die so gütig von ihrem Besten mitteilten. Sie müssen wohl in dem Gemeinschaftsleben der Mönche verwandte, sympathische Züge gefunden haben. Die klösterliche Verfassung, wie sie im Regelbuch St. Benedikts niedergelegt ist, war eine patriarchalische, die des genossenschaftlichen Zuges nicht entbehrte. Gerade dieser Punkt machte es dem Germanen leicht, sich dem Klosterverband anzuvertrauen und anzuschließen; denn ganz Ähnliches hatten sie in ihrer Stammesverfassung.

Bald und in rascher Folge entstanden die geheiligten Stätten des Gebetes und der Arbeit. Schon im 7. Jahrhundert erblühte am Rhein reiches, monastisches Leben. Mehrerer Klöster Ursprung verliert sich im Dunkel der Vorzeit, so der Trierer Klöster St. Eucharius (später St. Matthias genannt) und St. Maximin. Meist waren es aber Merowinger- und Karolingerstiftungen, von denen der belebende Hauch über unser Vaterland ausging. Klöster wie St. Gallen und Fulda waren bis weit ins Mittelalter hinein Zentren der Kultur, ja die Urzellen von Städten und sogar Staaten.

Als das germanische Staatswesen gefestigt war, ging Anregung und Förderung der Klosterstiftungen häufig von seiten des Adels und der Fürsten aus. Die Grundherren legten das materielle Fundament für die idealen Bestrebungen der Mönche. Die reizvolle Erzählung einer Klostergründung bringen die Annalen von Brauweiler. Pfalzgrafizzo von Aachen gewann im Brettspiel die

Hand Mathildens, der Schwester Kaiser Ottos III. Als Morgengabe bot der Pfalzgraf seiner Braut die Besitzung Brauweiler. Die Kaisertochter legte aber den Fruchtweig, der die Übergabe symbolisierte, sogleich auf den Altar des hl. Medardus und weihte so die Schenkung ihres Gemahls Gott und der Kirche. Die Gründung des Klosters war damit vorbereitet. Von Stablo kam nun eine kleine Gründungskolonie und begann sofort mit dem Bau von Kirche und Kloster.

Herrliche Kirchen entstanden, die bewußt Kunstbauten waren. Denken wir nur an jenes einzigartige romanische Bauwerk am Laacher See, das die Mönche so feinsinnig in die Landschaft hineinsetzten, obgleich kein praktisches Bedürfnis für solch ein Münster vorlag. Das entsprach aber ganz dem Grundsatz der Benediktinerregel: „Nichts soll dem Gottesdienste vorgezogen werden.“ Nur das Beste war kostbar genug, wenn es galt, Gott ein würdiges Heim zu schaffen. In der Schule der Mönche lernten die Germanen den Steinbau. Bis zu ihrer Ankunft und noch lange nachher begnügten sie sich mit ihren primitiven Lehmhütten. Nun galt es, Steine zu brechen, zu bearbeiten, nach bestimmten Plänen zu bauen, Kunstbauten auszuführen. Dazu gehörte nicht nur der Kultbau des Heiligtums und der eigentliche Klosterbau, sondern ein ganzer Komplex von Wirtschaftsgebäuden. Der berühmte Bauplan von St. Gallen setzt ein weitverzweigtes, hochstehendes System von Ackerbau und Vieh-



MARIA LAACH. GRABMAL DES PFALZGRAFEN HEINRICH. XIII. JAHRHUNDERT.

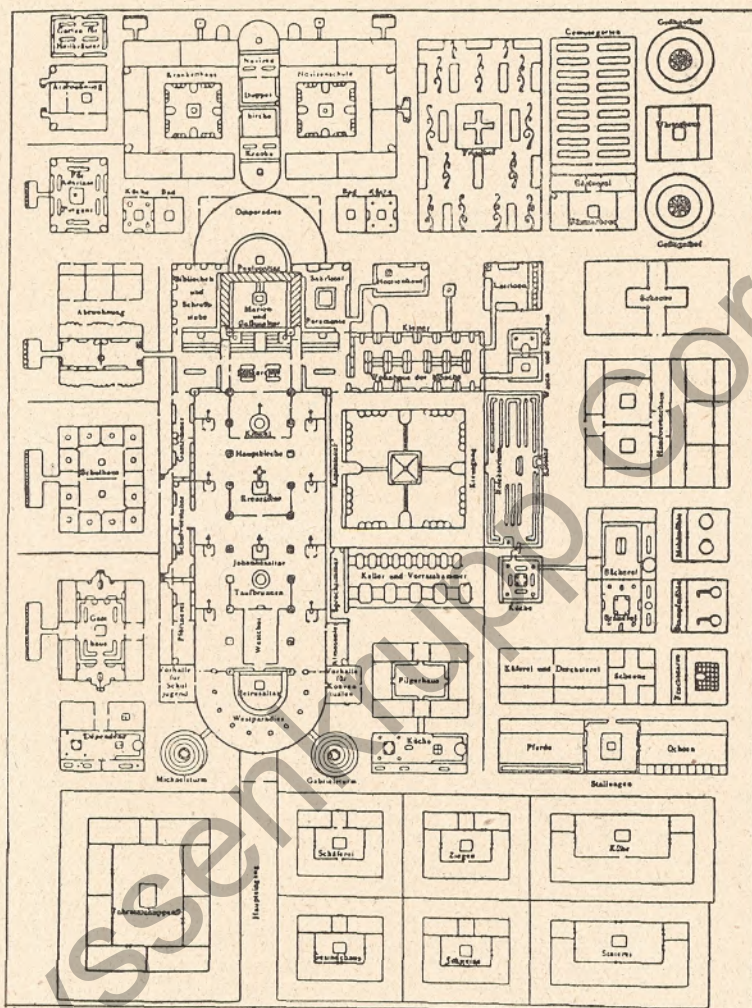
Abb. 3

zucht und dementsprechenden Bauten voraus. Vielleicht aber war die Kenntnis der Baukunst für die Germanen nicht einmal so wichtig als die Anleitung zu praktischer Wirtschaftsarbeit, die sie reichlich in den wirkfamsten Zentren der mittelalterlichen Kultur, z. B. in Fulda, Hersfeld, Lorsch, St. Gallen, Reichenau, Murbach und Werden erhielten.

Durch den Hinweis auf die Väter des Mönchtums und auf die Apostel, die mit ihrer Hände Arbeit ihr Brot verdienten, hat der hl. Benedikt die Arbeit geädelt und ihr in seinen Klöstern einen Ehrenplatz als einer zum Wesen des wahren Mönches gehörigen Leistung angewiesen. Wenn sogar der gehobene Stand der Mönche arbeitete, da konnte dem Germanen die Arbeit auch nicht mehr als entehrend erscheinen. In welchem Maße hat unser Vaterland Nutzen gezogen aus der klösterlichen Arbeit? Das war nach Ort und Zeit verschieden. Hatten in Bayern im 7. Jahrhundert die irischen Mönche die Sümpfe ausgetrocknet und das Heideland in Kulturarbeit genommen, so wandten sich im 8. Jahrhundert die Benediktiner hauptsächlich der Urbarmachung der Wälder zu. Klösterliches Wirtschaftungsverfahren betrieb in Mitteldeutschland Dauerwaldwirtschaft durch Bodenpflege, Bodenbesserung und Bodengeföndung. Als nach dem 9. Jahrhundert die großen Landschenkungen an die Klöster seltener wurden und die Periode der Kolonisation vorüber war, mußte man mit frischem Eifer daran gehen,



Abb. 4. Maria-Laach. Romanischer Kreuzgang

Abb. 5. Bauplan des Klosters von St. Gallen vom Jahre 820
(Stiftsbibliothek St. Gallen)

In der Mitte des Klostergebiets liegt die langgestreckte Kirche mit dem Michaels- und dem Gabriels-turm vor dem Westchor, zu dem der Haupteingangsweg hinföhrt. Rechts (südlich) schließt sich der Kreuzgang an, der östlich von dem Wohnhaus der Mönche, westlich von Keller und Vorratskammer, südlich vom Refektorium, an das sich nach Westen hin die Küche angliedert, umschlossen ist. Abtswohnung, Schulhaus und Gasthaus liegen an der Nordwand der Kirche. Neben dem Friedhof befindet sich die Gärtnerei und der Geflügelhof. Hinter dem Refektorium her erstrecken sich Wirtschafts- und Betriebsgebäude: Scheune, Handwerkerhaus, Bäckerei, Mühle, Kücherei und Drechslererei, an die sich nach Westen die Ställe anschließen. Ein Pilgerhaus mit Küche, ein Krankenhaus, Arzt-haus mit Heilkräutergarten, Badehäuser usw. vervollständigen die Gesamtanlage.

den gegebenen Boden möglichst auszunutzen und ertragsfähig zu gestalten. Neue Wirtschaftsweisen wurden eingeföhrt, man brach mit dem unrationellen Dreifeldersystem; Düngung erhielt den Boden stets nutzbar. Die Kolonisationstätigkeit der rheinischen Zisterzienserstiftungen erstreckte sich während des 13. Jahrhunderts über ganz Norddeutschland und den Osten. Überall entstanden neue Klöster, die von ihren rheinischen Mutterklöstern aus bevölkert wurden. Mit dem Ackerbau verbanden die Zisterzienser die Pflege des veredelten Obst-, Wein- und Gemüsebaues, eine Kultur, die der Orden aus seiner südlichen Heimat mitgebracht und auf die nordischen und östlichen Bewohner unseres Vaterlandes übertragen hat. Die nutzbarsten Früchte, sowie ertragreiche Kornarten wurden eingeföhrt. Überall sehen wir einen Aufschwung der landwirtschaftlichen Betriebe. Besonders Verdienst erwarben sich die Mönche auf dem Gebiete der Fischzucht. Schon das Gebot ihrer Regel, sich des Fleischgenusses zu enthalten, zwang sie dazu.

Trotz der oft großen Entfernungen, die die einzelnen Abteien trennten, bestand doch ein reger Verkehr unter ihnen, wodurch sie leicht ihre Erfahrungen auf allen Gebieten austauschen konnten. Erinnert sei nur an die Boten, die das Totenverzeichnis zu den Klöstern trugen, mit denen sie in Gebetsverbrüderung standen (diese Tatsache weist auf die Verdienste der Mönche um die Anfänge des Nachrichtendienstes, des Post- und Verkehrs-wesens in germanischen Landen hin); auch mußte jeder Mönch der weitverzweigten Kluniazenser-kongregation in das Mutterkloster Kluny wandern, um dort seine Gelübde abzulegen. Auf den Wallfahrten nach Rom oder dem Orient kamen die klösterlichen Pilger mit vielen ihrer Ordensbrüder zusammen. Die weitreichenden Beziehungen gestatteten es sogar, daß ein Abt von Prüm in der Eifel zugleich auch Abt auf der Insel Reichenau im Bodensee sein konnte.

Außer der praktischen Betätigung der Mönche auf dem Gebiete des Ackerbaues bemühten sie sich auch, ihre Erfahrungen theoretisch niederzulegen.



Abb. 6. Siegburg. Der Typ eines Bergklosters

Nicht selten treffen wir in den Klosterbibliotheken des 9. bis 11. Jahrhunderts Bücher über den Ackerbau und verwandte Gebiete. Der berühmte Abt und Staatsmann Wibald von Stablo gesteht, daß er auch diesem Wissenszweig sein Interesse zugewandt habe.

Ebenso hat die Industrie reichlich Vorteil gezogen aus der ökonomischen Tätigkeit der Klöster. Die Bedürfnisse einer zahlreichen Klosterfamilie mußten notwendigerweise eine starke Konzentration möglichst vieler Handwerke im Bannkreis des Klosters im Gefolge haben. So wurden die Zisterzienserklöster in Norddeutschland die eifrigsten Beförderer der Wollbearbeitung. Das Kloster Braunau in Böhmen berief im 13. Jahrhundert flämische Tuchmacher und bot ihnen reichlich Gelegenheit, ihr Gewerbe im Böhmerland auszuüben.

Neben der wirtschaftlichen Tätigkeit der Mönche sind auch die sozialen Folgen zu würdigen, die diese für die Gesellschaft hatten. Die Unfreiheit wurde gemildert und stufenweise abgeschafft, der Landmann konnte durch das Kloster zinslose Darlehen für notwendige Anschaffungen bekommen. Die Einrichtung der Laienbrüder sicherte einer Menge ungebildeter, aber arbeitsfroher Handwerker und Bauern einen ehrenvollen Beruf. Außer den Adelskonventen stand dem Mann aus dem Volke der Eintritt ins Kloster offen und damit eine Bildungsmöglichkeit, die ihn befähigte, selbst die oberste Leitung einer Abtei zu übernehmen.

Zu einem rechten Kloster gehörte im Mittelalter wie heute noch eine ausgedehnte Wohltätigkeit. In einer Zeit, wo fast jede öffentliche Fürsorge fehlte, waren die Klöster Heimstätten der werktätigen

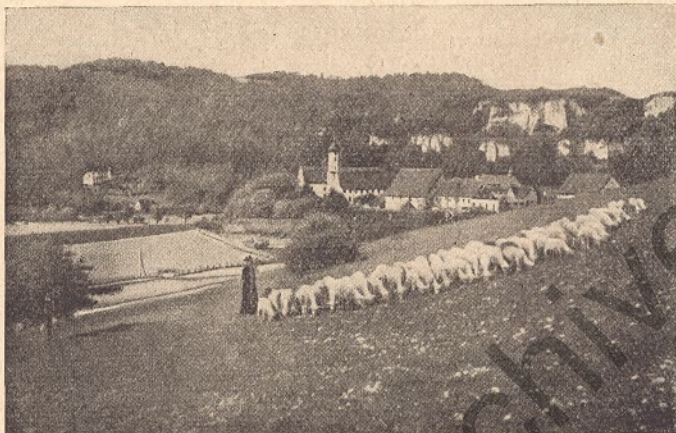


Abb. 7. Erzabtei Beuron a. d. Donau (Hohenz.-Sigmaringen.)

Nächstenliebe. Für die Pilger und Armenfürsorge sind die Klöster von großer, ja ausschlaggebender Bedeutung geworden. Die weitgehende Gastfreundschaft der Benediktinerklöster, die ihr Ordensstifter ausdrücklich von ihnen verlangt, führte von selbst zur Errichtung von besonderen Armen- und Pilgerhäusern. Wie seelenvoll die benediktinische Gastfreundschaft war, zeigt besonders der Umstand, daß man im Ankömmling Christus sah und ihn durch einen eigenen Ritus für die Zeit seines Aufenthaltes in die klösterliche Familie aufnahm. Im Kloster war ein besonderes Amt geschaffen, das des Almosengebers, dem die ankommenden Fremden und Armen anvertraut waren. Bei größeren Abteien erreichte die Spital- und Krankenfürsorge eine bedeutende Ausbildung. In St. Gallen hatten die Aus- sätzigen neben dem allgemeinen Krankenhaus ein eigenes Heim, in dem sie streng von ihrer Umwelt geschieden wurden. Der Pförtner in Werden (Ruhr) bezog eigene Einkünfte. Diese Lieferungen an Geld und Naturalien wurden an der Pforte zum Besten der Armen verwendet. Die hl. Abtissin Adelheid von Villich (bei Bonn) schenkte den Ertrag eines Hauses, damit täglich 15 Arme davon gespeist und gekleidet werden konnten. Bei der Hungersnot 1197 verteilte das Kloster Heisterbach längere Zeit hindurch täglich Speise in 1500 Portionen. Ähnliches wird von dem ersten Zisterzienserkloster auf deutschem Boden, der Abtei Kamp am Niederrhein, berichtet.

Diese umfassende soziale Tätigkeit wäre den Klöstern nicht möglich gewesen, wenn sie nicht durch großen Grundbesitz dazu instand gesetzt worden wären. Doch muß man sich vor den oft romanhaft



Abb. 8. Der Hildegardis-Röcher in Wiesbaden

übertriebenen Schilderungen des Reichtums mancher Klöster hüten. Trotz ihres großen Besitzes hatten die Klöster oft kaum das Notwendigste zum Leben. Man übersieht meist, daß zu einem großen Kloster nahezu einhalbtausend dauernde Insassen gehörten, die ernährt, gepflegt und gekleidet werden mußten. Dann aber war ihr Landbesitz derart, daß er nicht latifundienartig in einem großen Stück zusammenlag, sondern in vielen zerstückelten und weithin verstreuten Gütern bestand. Die Abtei Prüm besaß im 9. Jahrhundert, gegen dessen Ende wir ihre Wirtschaftsverhältnisse ziemlich gut übersehen, einen Streubesitz von bäuerlichen Gütern von dem Einfluß des Neckar in den Rhein bis hinab in die Gegend von Arnheim in Holland und weiterhin bis in die friesischen Gegenden, und derselbe Besitz dehnte sich von Ost nach West über eine Reihe von Orten in der Gegend von Gießen bis ins Luxemburgische, um dann mit einer nicht genauer bekannten französischen Enklave in Anjou und Poitou zu

Um einen Schutz gegen äußere Angriffe zu haben, wurde von den Abteien ein Vogt gewählt, der auch an den Dingtagen unter den Leuten und Grundholden des Klosters Recht zu sprechen hatte. Fast jede Kloster-geschichte weiß zu erzählen, daß die Vögte nur zu leicht im Gefühle ihrer Machtposition die Schranken ihrer Befugnis nicht beachteten und sich die willkürlichsten Ausschreitungen gegen die Leute und Besitzungen des Klosters, das sie hätten beschützen sollen, durch Forderungen ungebührlicher Dienste und Abgaben erlaubten. Nicht selten mußten sich die Mönche für ihre bedrängten Untertanen beim Kaiser oder Bischof verwenden, der dann den übermütigen Vogt entweder zurechtwies oder zur Verzichtleistung auf die Vogtei zwang. Die Absetzungsszene eines Vogtes war auf den mittelalterlichen „Vogteiteppichen“ zu sehen, die im Kapitelsaal von Maria-Laach hingen. Sie sollten den Laacher Mönchen vor allem als dauernde Lehre und Warnung lebendig vor Augen stellen, wie ihr



Abb. 10. Buchinitiale aus dem 16. Jahrhundert

enden. Wie war es nun möglich, ein so ausgedehntes agrarisches Eigentum zu nutzen? Vor allem konnten nur einzelne Teile bebaut werden. Eine Verpachtung in unserem Sinne war nicht möglich, und hierzu hätte, da die Abgabe eines bestimmten Teiles der Ertragnisse als Pachtzins keineswegs genügte, die Möglichkeit der Zahlung eines Pachtzinses bestehen müssen. Nun gab es aber kein Geld. Da blieb nichts anderes übrig, als an Stelle des Pachtgeldes teilweise einen Pachtlohn-dienst zu setzen, der dann allmählich zum Frondienst wurde. So entwickelten die Klöster im Dienste ihrer Grundherrschaft eine starke soziale Abstufung der ihnen untergebenen Kräfte. Über den Bauer trat der Meier als Einnehmer des Naturalzinses und Beaufschlichter der Pächter. Über die Meierhöfe waren höhere Dienstmannen des Klosters gestellt für den Transport der grundherrlichen Einnahmen nach dem Kloster und zu Schutz und Wehr der grundherrlichen Leute. Man sieht, die Abteien hatten trotz ihres reichen Grundbesitzes keine dementsprechenden Einnahmen. Wie oft gewährten sie dazu noch Pachtzinsnachlaß, wenn dem Pächter ein Unglück begegnete, wenn Missernte, Wetter-schäden ihn zahlungsunfähig machten. Nicht umsonst ward das Wort geprägt: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“.



Abb. 9. Buchinitiale aus dem 15. Jahrhundert



Abb. 12. Buchinitiale aus dem 10. Jahrhundert

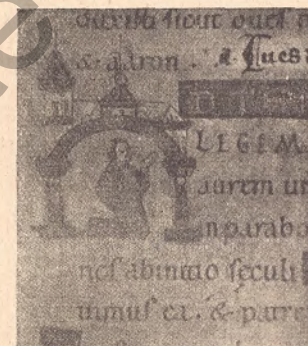


Abb. 11. Buchinitiale aus dem 10. Jahrhundert

einstiger Beschützer Graf Gerhard von Nürnberg-Alte so rasch seine Pflichten vergaß und zu einem Bedrucker wurde.

Die eigentliche und vornehmste Arbeit des Mönches ist und war das feierliche Gotteslob, das er täglich im Chöre darzubringen hat. Alle andere Arbeit ist in den täglichen Kreislauf der liturgischen Gebetsstunden eingeordnet. Mit der feierlichen Entrichtung des Gotteslobes begründete der hl. Benedikt eine Schule des Gebetes für die germanischen Völker. Gerade die Deutschen erfahnten das liturgische Leben mit freudigster Teilnahme. St. Gallen ist ein Herd liturgischen Gebetes und Gesanges für das ganze Abendland geworden. Deutsche Mönche, wie Notker in St. Gallen, Hermann in Reichenau, Rabanus in Fulda, haben mit ihren geistlichen Dichtungen dem Schatz alter kirchlicher Liturgie Perlen hinzugefügt. Alle Kunst stand im Dienste des Heiligtums, auf das prächtigste stattete man die Kirchen aus. Damit war von selbst gegeben ein formvollendetes Können jedes Kunsthandwerkes. Bewundernd ruhen unsere Blicke auf den Arbeiten der Seiden- und Brokatwebereien für die kirchlichen Gewänder. In Siegburg und St. Pantaleon (in Köln) fertigten die Mönche in Goldschmiedearbeit prachtvolle, mit Email und Steinen reich verzierte Schreine,

die die Reliquien der Heiligen bargen. Der Ruhm, die Glasmalerei, d. h. die Kunst, Buntmalerei in Glas zu schmelzen, erfunden zu haben, gebührt dem Benediktinerkloster Tegernsee, und von dort brachte nach 1029 Bischof Gotthard die neue Kunst nach Hildesheim.

Das religiöse Leben der Mönche konnte nur gedeihen, wenn es vertieft wurde durch die klassischen Studien. Mönche waren es, die das Kulturgut der Antike späteren Geschlechtern vererbten. Es ist dafür das Wortspiel gefunden worden: Das Mittelalter ist mehr als andere Perioden ein Vermittelalter gewesen. Den Mönchen verdanken wir die Erhaltung nicht nur der klassischen Literatur, soweit sie überhaupt auf uns gekommen ist, sondern auch der altchristlichen Schriftsteller, der historischen Aufzeichnungen und eines großen Teils der altdeutschen Quellen. Was würden wir trotz aller Inschriftensammlungen und Papyrusfunde vom geistigen Leben der Antike wissen, wenn nicht die Handschriften des Mittelalters zu uns sprächen? Der berühmte Corveyer Tacitus ist die einzige Grundlage der ersten sechs Bücher der Annalen; aus einem Trierer Kloster stammt der Plautus der Vaticana, der zwölf neue Komödien aufbewahrt; in Lorsch ward der Roder geschrieben, der allein die erste Hälfte der fünften Dekade des Livius enthält. Die Mönche zeigten dadurch, daß ihnen das Verständnis für den unerföhllichen Bildungsgehalt des klassischen Altertums nicht verloren gegangen ist.

Lenken wir unsere Schritte zur Klosterbibliothek. Sie bildet die Grundlage des gesamten Geisteslebens. Schon die Benediktinerregel setzt das Vorhandensein von Büchern in jedem Kloster als selbstverständlich voraus. Benedikts „Heilige Lesung“ ist für das germanische Mittelalter ein Ausgangspunkt nicht nur des theologischen, sondern des wissenschaftlichen Studiums überhaupt geworden. Rabanus Maurus in Fulda ist der Begründer der theologischen Studien in Deutschland. Zu all den Wissenszweigen war eine Bibliothek unentbehrlich, und für alle Disziplinen fanden sich Handschriften vor. Neben Theologie und Väterkunde sehen wir auf den Pulten die schweren Rodizes über Philosophie, Geschichte, Medizin, Dichtkunst liegen. Noch lange war im Mittelalter das Pultsystem in Übung (heute Standsystem). Dort lagen die wertvollen Handschriften an Ketten zum Schutz vor Diebstahl und zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Damals sagte man also mit Recht: Die Handschrift X liegt auf der Bibliothek Y. Noch bis ins 17. Jahrhundert dauerte die Sitte fort, Bücher anzuketten. Der Bücherschatz wurde zum Teil vermehrt durch Schenkungen. Manche Prachtbücher verdankten die Klöster großmütigen Gebern aus allen Ständen, von Kaisern und Königen bis hinab zum Klosterschüler. Gelegentlich scheint es auch üblich gewesen zu sein, daß die Klosterschüler sozusagen als Schulgeld ein oder zwei Handschriften mitbrachten.

Der Hauptzuwachs floß aber überall aus der eigenen Schreibtätigkeit der Mönche. Sie beruht auf uralter Tradition. In einem eigenen Schreibzimmer (Scriptorium) arbeiteten die fleißigen Brüder. Alle freie Zeit, die vom Gottesdienst übrig war, wurde auf diese Kunsttätigkeit verwandt. Das Pergament wie alles andere, was zum Schreiben nötig war, wurde mit eigenen Händen bereitet. Auf einem Bild in Reichenau sehen wir, wie an dem einen Pult der Mönch kunstvoll ein Wort nach dem andern abschreibt. Neben ihm sitzt ein anderer, der den farbigen Schmuck, die großen Initialen und die Randleisten malt. Der sogenannte Minator führt die herrlichen Bildchen aus, die in den Initialen ihren Platz haben. Durch diese Arbeitsteilung konnten in den berühmten Malerschulen von Reichenau, Fulda, St. Emmeram (Regensburg) jene wunderbar feinen Handschriften entstehen, die wir noch heute in ihrer alten Farbenfreudigkeit bewundern. Bis zum Dreißigjährigen Krieg bewahrte man in Werden die gotische Bibelübersetzung des Alfildas auf, die in silbernen Buchstaben auf Purpurpergament geschrieben war (jetzt in Upsala)². Über die Arbeitsleistung auf dem Gebiete der Schreibtätigkeit hören wir, daß in Hirsau und Fulda täglich zwölf Mönche damit beschäftigt waren. Der Mönch Otloh von St. Emmeram (11. Jahrhundert) schrieb 19 Meßbücher, drei Evangelienbücher, zwei Lektionarien, ein Psalmbuch und vier Matutinalbücher ab. Was an künstlerischen Einbänden entstand, davon können wir uns heute kaum mehr einen Begriff machen. Elfenbeintäfelchen, umgeben mit Filigranarbeiten und Edelsteinen, schmückten die Vorderdeckel der liturgischen Bücher.

Aber beim bloßen Abschreiben blieb man nicht stehen. Selbständige Werke entstanden auf allen Wissensgebieten. In der stillen Klosterzelle haben wir die Anfänge unserer nationalen Dichtung zu suchen (Otfrid von Weissenburg). Dort wurden auch die Sagen aufgezeichnet, die uns heute eine unschätzbare Quelle unseres Volkstums geworden sind. So fand die Genovefasage im Kloster Maria-Laach ihren ersten Bearbeiter. Man hat festgestellt, daß die Sagenreise mit dem Einflusradius mancher führenden Abteien zusammenfallen.

Mehr als alle andere Kunst war es die Musik, die aus den alten Zeiten durch die Benediktiner in die neuere Zeit hinübergeleitet und einem Fortschritt entgegengeführt wurde, der weit über die scharfsinnigen Spekulationen der Griechen und Römer hinausragt. Durch die Entfaltung der Liturgie zu höherer Pracht entwickelte sich wie von selbst auch der Kirchengesang zu reicheren Formen und schöneren Gebilden.

In der Pflege des Kirchengesanges und der Musik nahmen St. Gallen und Reichenau eine führende Stellung ein. Walafried Strabo (9. Jahrhundert) hinterließ uns



Abb. 13. Maria-Laach
Grabmal des Abtes Simon
v. d. Leyen † 1512



Abb. 14. St. Benedikt
Bronzestatuetten
hervorgegangen aus dem
Laacher Atelier

² Vgl. „Das Wort“ Heft II 1923, S. 55, Abb. 4.

in seinem Tagebuch ein anschauliches Bild einer damaligen Klosterschule mit ihrem Musikleben. Aberdies betätigten die Mönche ihr Dicht- und Musiktalent nicht bloß für den Gottesdienst, sie schufen auch Poesien für außerkirchliche Feierlichkeiten, z. B. beim Empfang eines Fürsten oder Bischofs. Schließlich sei bemerkt, daß die alten Chormelodien ihren Einfluß auf unsere musikalischen Schöpfungen bis auf Liszt und Wagner stark geltend gemacht haben.

Wahre Wohltäter waren die Mönche an der Jugend, die sie in ihren Klöstern erzogen. In der Mehrzahl der großen Stifte waren Doppelschulen, die eine für den klösterlichen Nachwuchs, die andere für Jünglinge, die sich eine gründliche Bildung aneignen wollten, ohne die Absicht, sich dem Klosterverband durch die Gelübde anzuschließen. Schon St. Benedikt betrachtete die Analphabeten als eine Ausnahme. Unter den Gegenständen, die als verbotener Eigenbesitz in seiner Regel aufgeführt werden, werden nur zum wissenschaftlichen Arbeiten in jener Zeit nötigen Dinge genannt. Berühmte Doppelschulen kennen wir in Fulda, Reichenau, St. Gallen, Prüm, Corvey, Hirsau und in den Trierer Klöstern. Wie ernst man es mit der Erziehung der Jugend nahm, beweisen die strengen, bis ins einzelne gehenden Bestimmungen der Gewohnheiten von Cluny. Und doch berichten die alten Klosterchroniken von so manchem lustigen Streich der Klosterschüler, und ihre Lehrer verstanden den Scherz. Die Jugend war eben damals genau so wie heute. Unter der Anleitung der Mönche wurden die jungen Germanen zu Deutschen geformt, in ihrer Seele die Liebe zur Kirche und zum Vaterland entfacht und sie begeistert für die Ideale des Christentums. Ihr ganzes Leben wurde dadurch veredelt.

Nicht vergessen sei, was die germanische Frau dem Einfluß des Mönchtums verdankt. Aus ihrer untergeordneten Stellung ward sie emporgehoben. Das Christentum hat ihr eine ebenbürtige Stellung an der Seite des Mannes gesichert. Über die Bildung der Frau im Mittelalter sind wir sehr spärlich unterrichtet und angewiesen auf gelegentliche Notizen. Dazu kennen wir kaum Namen von Frauen im Mittelalter, sie seien denn Fürstinnen oder Äbtissinnen in Kanonissenstiften, wie Essen, Sandersheim, Odilienberg (Elsass), die für sich eine Feudalmacht darstellten. Welchen Bildungsgrad

sich die mittelalterliche Frau in den Klöstern aneignen konnte, zeigt die Äbtissin Herrad von Landsperg, die auf dem Odilienberg eines der wichtigsten kulturgeschichtlichen Bücher der Vergangenheit, den Hortus deliciarum, „den Garten aller Wonnen“, schuf, in dem sie mit erstaunlichem Wissensdrang alle Schriften profanen und geistlichen Inhalts ihres Klosters auszog, den sie mit deutschen Glossen schmückte und mit vielen köstlichen Bildern verzierte. Im Ottonischen Hauskloster Sandersheim lebte Roswit, die erste und fast einzige Vertreterin des Dramas im Mittelalter. Sie lehnte sich in ihren

Dichtungen an antike Vorbilder an und schuf in lateinischer Sprache nach dem Muster der Alten ihre christlichen Dramen. Die erste wirklich produktiv tätige Frau des Mittelalters war die hl. Hildegard von Bingen. Ihre Schriften von tief theologischem und mystischem Gehalt sind auf uns gekommen. Sie komponierte, schuf Hymnen für kirchliche Feste, selbst medizinisch - naturwissenschaftliche Sammelwerke, die jetzt noch das Interesse der Naturforscher erregen. Griechisch, Lateinisch, Schottisch und Deutsch verstand die Nonne Liutgart im Kloster Mallersdorf (Niederbayern) im 12. Jahrhundert. Sie wie die Klausnerin Dimudis von Wessobrunn, die Nonne Guta von Schwarzenhann sind als geschickte Bücherschreiberinnen bekannt. Wir sehen, auch in den Frauenkonventen herrschte reges, wissenschaftliches Leben. Und die weibliche Jugend mag mit derselben Dankbarkeit wie die männliche zu ihren klösterlichen Lehrern und Lehrerinnen aufblicken.

Das, was das Mittelalter heute wieder anziehend er-

scheinen läßt, die Gestaltung geistigen und weltlichen Lebens von dem überragenden christlichen Prinzip aus, die Einheitlichkeit des mittelalterlichen Weltbildes, hatte ihr Ur- und Vorbild in der klösterlichen Gemeinde gefunden. Die discretio und die stabilitas, die sozialen Grundtugenden des abendländischen Mönchtums, übten als „Maze“ und „Stäte“ ihren erzieherischen Einfluß auf die germanische Geistigkeit und das germanische Gesellschaftsleben aus. Ein einheitliches Prinzip unseres gesamten Lebens, Maß und Beständigkeit: das ist es, was zu unserer Zeit dem Vaterland nottut. Möge das Mönchtum in seiner heutigen Verwirklichung und in seiner kulturhistorischen Erscheinung an dieser national-pädagogischen Aufgabe zu seinem Teil mitwirken können.



Abb 15. Maria-Laach. Bildhaueratelier



Abb. 16. Brüder bei der Arbeit

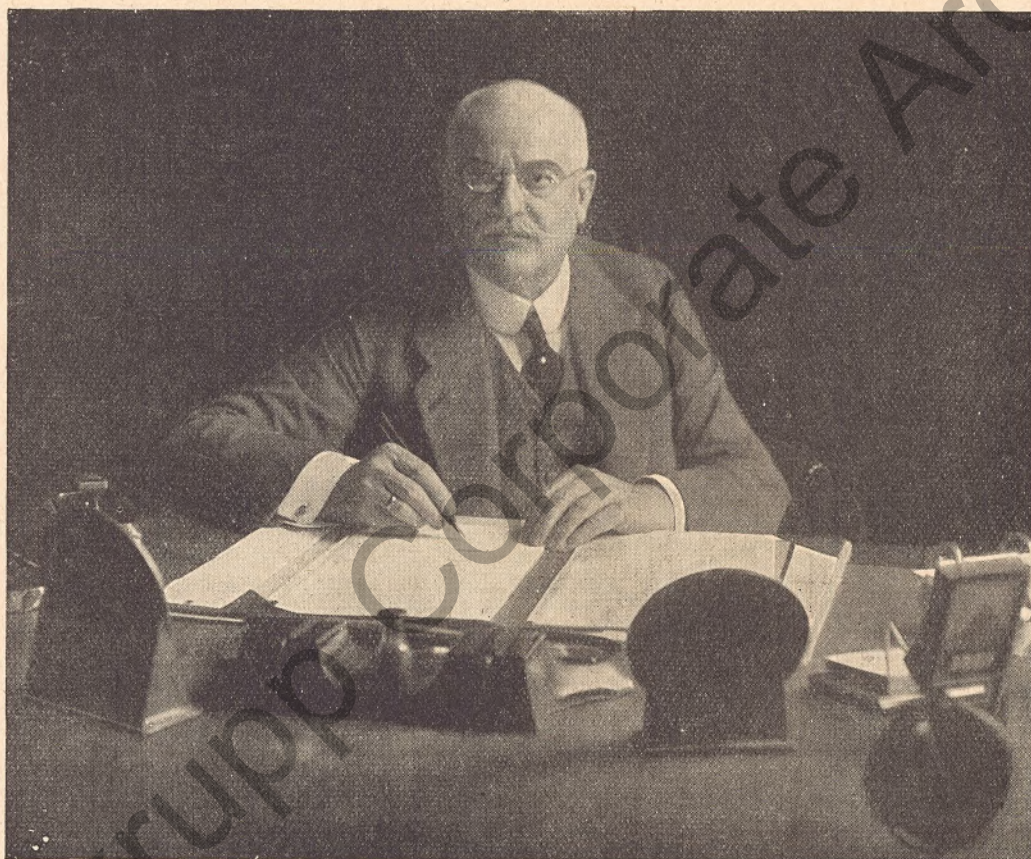
Gedenktage verdienter Industrieller

Carl Duisberg

Am 29. September 1883 trat Carl Duisberg, genau 23 Jahre alt, in die Farbenfabriken von Fr. Bayer & Co. zu Elberfeld als Chemiker ein. Hier gab es für den jungen Duisberg ein reiches und dankbares Arbeitsfeld; denn die deutsche chemische Industrie war gerade zu dieser Zeit in der ersten Entwicklungsstufe, und es galt daher die bis jetzt gemachten Erfindungen zu verbessern und auf eine rationelle Ausnutzung hinzuarbeiten. Dem Schaffensdrang Duisbergs gelang es nicht nur, die für die Farbenfabriken lebenswichtigen Probleme zu lösen,

Duisberg Erfolge, sondern die gesamte deutsche chemische Industrie verdankt ihm die Schaffung der großartigen Organisation, die ihr die heutige gewaltige Weltstellung verliehen hat und ihr die Überwindung der gefährlichen Kriegs- und Nachkriegszeiten bis auf den heutigen Tag ermöglichte. Auf Veranlassung Duisbergs vereinigten sich im Jahre 1916 die bedeutendsten Werke der deutschen Farbstoffindustrie zu dem noch heute bestehenden Anilin-Konzern.

Duisberg fand neben seiner umfangreichen beruflichen



Geheimrat Professor Dr. Carl Duisberg

Zu seinem 40jährigen Dienstjubiläum

sondern auch im Laufe der Jahre eine große Anzahl von bedeutenden Erfindungen zu machen. Das schnelle Aufblühen der Werke ließ die Elberfelder Anlagen mit der Zeit zu klein erscheinen, und die Folge war die Verlegung der Betriebsanlagen von Elberfeld nach Leverkusen, deren Auf- und Ausbau Duisberg in die Hand nahm. Dabei legte er auf die soziale Fürsorge für die Werksangehörigen besonderen Wert. Eigene Kliniken, Kranken- und Schulhäuser sorgen, neben Arbeiter- und Beamten-siedlungen, welche mit ihren Vorgärten wie kleine Villen aus grünen Verstecken hervorschauen, für das leibliche Wohl der Angestellten. Wer heute nach 32 Jahren Gelegenheit hat, die Anlagen in Leverkusen zu betreten, ist überrascht von ihrer Größe und harmonischen Gestaltung. Aber nicht nur den Farbenfabriken brachte

Tätigkeit noch Gelegenheit, sich dem Reiche und den Interessen der Allgemeinheit zu widmen. Besonders verdankt der deutsche Chemiker ihm den heutigen Aufbau und die Ausgestaltung seines Studienganges und seines Berufes. Während des Krieges und nach seiner Beendigung ist Duisberg des öfteren als Sachverständiger hervorgetreten, besonders bei den Reparationsverhandlungen. Ferner ist er Präsident des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands und sonstiger Fachorganisationen. Der Reichswirtschaftsrat sowie der Vorstand des Reichsverbandes der deutschen Industrie zählen ihn zum Mitglied. Im Laufe der Jahre ernannten in Anerkennung und Dankbarkeit sieben deutsche Hochschulen ihn zum Ehrendoktor. All diese Ehrungen sind gewiß erfreuliche Zeichen der



WINTERWALD

Anerkennung der Wissenschaft und der Technik für seine großen Verdienste. Aber höher ist die Tatsache zu schätzen, daß Duisberg, aus kleinen, bescheidenen Verhältnissen stammend, zu so großer Bedeutung für Volk und Vaterland gelangte, und zwar aus eigener Tüchtigkeit. Er hat — wie fast sämtliche bekannten Großindustriellen — durch sein Leben und seine Taten bewiesen, daß dem Tüchtigen die Bahn zum Erfolg frei war, längst bevor das in der Revolutionszeit bis zum Überdruß gebrauchte Schlagwort „freie Bahn dem Tüchtigen“ als demagogisches Agitationsmittel von den Tribünen in die Massen geschleudert wurde, um sie zu verwirren.

Möge Carl Duisberg seinem Werke und dem Vaterlande noch viele Jahre erhalten bleiben, damit seine Schaffenskraft dem Volke zu weiterem Segen gereiche.

Viktor Weidtmann

Am 18. September feierte Geheimrat Oberberggrat Dr.-Ing. e. h. Dr. jur. Viktor Weidtmann seinen 70. Geburtstag. Seine Gründung des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum ist für den rheinisch-westfälischen Bergbau von größter Bedeutung geworden. Eigentlich aus der juristischen Laufbahn stammend, trat der junge Weidtmann, zunächst Assessor bei dem Steueramt zu Köln, als Justitiar bei der Königlichen Bergwerksdirektion in Saarbrücken ein und wurde zwei Jahre später (1887) bereits zum Berggrat befördert; als solcher wurde er vom Oberbergamt Dortmund im Januar 1888 zum ersten Justitiar ernannt, wo er bis zum 1. Januar 1893 verblieb. Besonderen Dank des Staates erwarb sich Weidtmann durch die Einreihung einiger größerer Bechen in die fiskalische Verwaltung. Der Preussische Staat belohnte seine Tätigkeit mit der Verleihung des Titels eines „Geheimen Berggrats“. An der Bekämpfung der Wurmkrankheit hatte er großen Anteil und ist daher für weite Kreise der Bergarbeiterbevölkerung eine geehrte und geschätzte Persönlichkeit geworden. Seine Tüchtigkeit als Wirtschaftsorganisator und Bergbau-

fachmann bewies er in erster Linie als Generaldirektor der A.-G. für Bergbau-, Blei- und Zinkfabrikation zu Stolberg. Ferner gehört der Jubilar auch dem Aufsichtsrate der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten A.-G. an.

Emil Sauer

Den 70. Geburtstag beging am 15. November in geistiger und körperlicher Frische Bergwerksbesitzer Emil Sauer. Seine ältesten und bedeutendsten Gründungen waren die Kaliwerke Wilhelmshall und Hedwigsburg. Dem letzteren Werke haben seit seinem 26jährigen Bestehen Stadt und Kreis Wolfenbüttel manche Förderung zu verdanken. Herr Sauer ist Vorsitzender von elf Grubenvorständen, ferner ist er Mitglied des Aufsichtsrates des Deutschen Kalisyndikates und des Reichskalirates.

Peter Klöckner

Am 9. November d. J. beging Geheimer Kommerzienrat Dr.-Ing. e. h. Peter Klöckner seinen 60. Geburtstag. In weiten Reisen bekannt wurde er als Vorsitzender des Aufsichtsrats der Hesper Eisen- und Stahlwerke, in dessen Hauptversammlungen er in vorbildlicher Weise seit Jahrzehnten viel beachtete Darlegungen über die Lage des Werkes und der allgemeinen Verhältnisse der gesamten Industriezweige machte. Sein Hauptwerk war der Auf- und Ausbau des Lothringer Hüttenvereins, der durch den unheilvollen Friedensvertrag von Versailles seiner meisten linksrheinischen Besitzungen durch die Franzosen beraubt wurde. Um die Werke vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren, war es wieder Peter Klöckner, dem es gelang, den Rumpfanlagen eine neue Produktionsbasis zu schaffen. Er gliederte neben einem Erzbergwerk auch einige Verfeinerungsindustrien, so die Düsseldorfer Eisen- und Drahtindustrie, an und gab diesem Riesen-Konzern den Namen „Klöckner-Werke A.-G.“.

— ff —

Ernährung und Nahrung

Von Dr. med. Helmut Fischer, Düsseldorf

A. Physiologische Vorbemerkung.

1. Allgemeines.

Die Aufnahme der zum Leben notwendigen Stoffe bezeichnen wir als Ernährung im weitesten Sinne. Dies bedarf dann noch einer Unterscheidung der Nahrungsaufnahme, die wir beim Essen und Trinken bewerkstelligen, und der Sauerstoffaufnahme durch die Lungen; letzteres sondert sich ab als der Vorgang der Atmung. Ersteres ist, soweit wir an die rein äußerliche Nahrungsaufnahme denken, nur ein Teil des Ernährungsprozesses; hinzu kommt noch der weit wichtigere Teil, nämlich der Abbau und die Aufspaltung der aufgenommenen Nahrung im Magen-Darmkanal, die Überführung in das Blut als das Transportmittel und die Zuführung zu den vielen Millionen von Zellen, welche dieser Bausteine zur Aufrechterhaltung ihrer Lebensfähigkeit und ihrer Funktionen bedürfen. Alle

diese Vorgänge, sowohl Atmung wie Ernährung, machen das Gebiet des Stoffwechsels aus, welches neben Bewegung und Fortpflanzung ein Charakteristikum des Lebens ist.

2. Nahrungsstoffe.

Da die lebendige Substanz fortwährend selbst zerfällt, müssen dem Organismus Stoffe zugeführt werden, aus denen dieser Verlust wieder gedeckt wird, wobei ein fundamentaler Unterschied zwischen pflanzlicher und tierischer Ernährung besteht. Denn alle grünen Pflanzen nehmen anorganische Stoffe aus dem Erdboden (z. B. den Stickstoff) und aus der Luft (z. B. den Kohlenstoff) auf, um daraus ihre lebendige Substanz aufzubauen; alle tierischen Organismen bedürfen, um dauernd am Leben zu bleiben, hochkomplexierter, bereits vorgebildeter organischer Verbindungen. Die Tierwelt kann also ohne die Pflanzenwelt, welche diese Vorarbeiten

leistet, nicht bestehen. Selbst bei den fleischfressenden Tieren handelt es sich nur um das Dazwischenschieben eines Rettengliedes, und so ist letzten Endes auch der Fleischfresser auf die Pflanzennahrung angewiesen. Nur die Pflanzen vermögen mit Hilfe ihres Chlorophylls und des Sonnenlichtes aus den einzelnen chemischen Elementen, wie Wasserstoff, Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Eisen, Phosphor usw., die für die Ernährung des tierischen Organismus notwendigen hochkomplizierten Stoffe wie Eiweiß, Kohlehydrate und Fette zu bilden, die bei den Tieren nur eine Umwandlung erfahren. Am wichtigsten für die Ernährung des tierischen Organismus ist das Eiweiß. Alle Tiere ohne Ausnahme bedürfen seiner, Kohlehydrate und Fette rücken bezüglich der Notwendigkeit an zweite Stelle. Bei reiner Eiweißnahrung magern die Versuchstiere wohl ab, aber sie bleiben im höchsten Maße leistungsfähig, kräftig und gesund; wird dagegen, selbst bei reichlichem Angebot von Kohlehydraten und Fetten, das Eiweiß entzogen, dann zehrt der Organismus erst von seinem Körper-eiweiß und geht schließlich unfehlbar zugrunde. Die Ursache liegt in der Unmöglichkeit des Ersatzes der ständig zerfallenden Körpersubstanz wegen Mangels an Stickstoff, der den anderen Nährbausteinen völlig fehlt. Es besteht somit die wichtige Tatsache, daß von allen Substanzen das Eiweiß allein für die Ernährung des tierischen Körpers unentbehrlich, aber in gewissen Fällen auch allein ausreichend ist, das Leben der Tiere dauernd zu erhalten.

3. Der Vorgang der Nahrungsaufnahme.

Die Nahrungsstoffe werden teils in gasförmigem, teils in flüssigem, d. h. gelöstem, teils in geformtem Zustande aufgenommen. Die Zufuhr gasförmiger Nahrung sehen wir bei der Atmung, wie wir ja die Atmung als einen Bestandteil der Ernährung bzw. des Stoffwechsels kennengelernt haben. Der Vorgang bei diesem Prozeß ist folgender: Die feinsten Äste des Luftröhrenbaumes endigen in einem feinen blinden Säckchen, dem sogenannten Lungenbläschen, das von einer äußerst dünnen Lage von Deckzellen gebildet und von einem feinen Netz kleinster Blutgefäße umspinnen wird. Durch diese zarten Wandungen kann der Sauerstoff der in die Lunge eingeatmeten Luft leicht hindurchtreten, um dann von dem Blutfarbstoff der roten Blutkörperchen gierig aufgenommen und mit dem Blutstrom allen Zellen zugetragen zu werden, um hier als Brennstoff in dem Stoffwechselprozeß, der sich in jeder einzelnen Zelle in jedem Augenblick abspielt, Verwendung zu finden.

Der Mensch — von ihm soll weiterhin nur noch die Rede sein — deckt seinen Nahrungsbedarf in engerem Sinne durch Aufnahme flüssiger und geformter Nahrung. Der Weg und der Vorgang der Einnahme der Nahrung darf als bekannt vorausgesetzt werden. Mit der Aufnahme des Speisebreies im Magen und seiner weiteren Verarbeitung im Magen-Darmkanal beginnt der eigentliche Ernährungsprozeß.

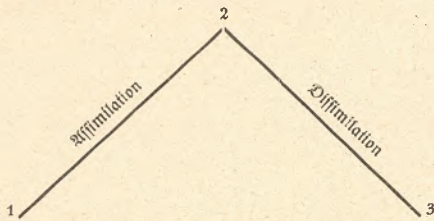
Der sich jetzt abspielende Vorgang ist in großen Zügen folgender: Durch die Wirkung der von den im Magen und Darm vorhandenen Drüsen gelieferten Absonderungen welche Enzyme oder gelöste Fermente genannt werden und welche die merkwürdige Eigenschaft haben, gewisse chemische Umsetzungen herbeizuführen, ohne dabei selbst verbraucht oder auch nur verändert zu werden — ähnlich dem Vorgang bei der Katalyse — werden die einzelnen Nährstoffe wie Eiweiß, Kohle-

hydrate und Fette gespalten bis in die letzten kleinsten Bausteine, und nun erst erfolgt ihre Verwertung zum Aufbau der lebendigen Substanz. Die Endprodukte der während der Verdauung aufgespaltenen Nahrungsstoffe, die wir jetzt Nährbausteine nennen wollen, werden von den Deckzellen des Darmes aufgenommen, durchwandern die Darmwand, werden an das Blut als das Transportmittel abgegeben, zirkulieren dann als gelöste Körper im Blute, umspülen die Zellen aller Gewebe, werden von letzteren dem Blutstrom entnommen, und nunmehr setzt der Wiederaufbau der einzelnen Bausteine zu den hochkomplizierten, jetzt körpereigenen Stoffen des Eiweiß, der Kohlehydrate und Fette wieder ein, welche die lebendige Substanz ausmachen, und die ständig wieder zerfällt und verbraucht wird zu allen nur denkbaren Lebensäußerungen, wie Produktion von Wärme, Muskelarbeit, Bewegung, Denktätigkeit usw. Diesen ganzen Vorgang, die Gesamtheit aller Prozesse von der Aufspaltung der aufgenommenen Nahrung bis zum Wiederaufbau der komplizierten Konstitutionen in den einzelnen Körperzellen bezeichnen wir als Assimilation (similis = ähnlich), d. h. ähnlich machen von aufgenommenen Nährstoffen zu körpereigenen Bestandteilen. Einher mit diesem Vorgang der Zufuhr von Nährbausteinen zur Erhaltung des Lebens geht — eben durch das Leben bzw. die Lebensäußerungen — ein ständiger Zerfall und ständiger Abbau, der um so stärker in die Erscheinung tritt, als die Lebensäußerungen sich in erhöhtem Maße dartun, wie körperliche Anstrengung, geistige Arbeit, Verbrauch bei schweren Krankheiten usw.; dies letztere ist der Vorgang der Dissimilation. Die bei diesem Vorgang gebildeten Abbauprodukte werden dann auch dem Blute mitgeteilt und kommen auf diesem Wege zu den Ausscheidungsorganen, den Nieren, nachdem vorher noch eine Umwandlung der stickstoffhaltigen Gruppen — wir sprechen von einer Entgiftung — in der Leber erfolgt ist. Der Rest der unverdauten Nahrung, zusammen mit den vom Magen und Darm bzw. von den großen Bauchdrüsen (Bauchspeicheldrüse und Leber) gelieferten Verdauungssäften, verläßt den Körper mit dem Kot, der seine feste Konsistenz im Dickdarm durch Resorption (Wiederaufnahme) von Wasser erhalten hat.

Wer erinnert sich bei dieser Schilderung nicht des analogen Vorganges, den wir tagtäglich bei der Feuerung eines Ofens sehen? Die Zuführung der Nahrung erfolgt hier durch das Brennmaterial, wie Holz und Kohlen, das bei gleichzeitiger Anwesenheit der Luft — entsprechend dem Sauerstoff, den wir als Brennstoff den einzelnen Zellen mit der Atmung zuführen — verbrennt und zerfällt und stets neuer Zufuhr bedarf; hierbei werden Energien frei, die einerseits Wärme liefern, anderseits zum Antrieb von Maschinen verwandt werden — entsprechend der Lebensäußerung des Organismus, wie Produktion von Wärme, Muskelarbeit, Bewegung usw. —, um dann als Schlacken entfernt zu werden, wobei gleichzeitig sich der Sauerstoff in Kohlensäure verwandelt hat — entsprechend der Abgabe durch die Nieren und der Ausatmung der kohlenstoffhaltigen Ausatemungsluft durch die Lungen.

Um unseren Körper stets auf dem gleichen Ernährungsniveau zu erhalten, ist es notwendig, ihm jeweils so viel Nährstoffe zuzuführen, wie er in der Abbauphase verliert, d. h. die Assimilation (Ass.) muß gleich sein der Dissimilation (Diss.), oder mit anderen Worten: das Stoffwechselgleichgewicht muß gewahrt bleiben. Wir können

uns dies in Form einer Kurve veranschaulichen mit einem aufsteigenden und einem absteigenden Schenkel.



Erläuterung.

1: Aufnahme der Nahrung.

Weg 1—2: Aufspaltung der Nahrung in die Einzelbausteine und Zuführung durch das Blut an die einzelnen Zellen (Assimilation).

Höhepunkt 2: Aufbau aus diesen Einzelbausteinen in körpereigene Substanz.

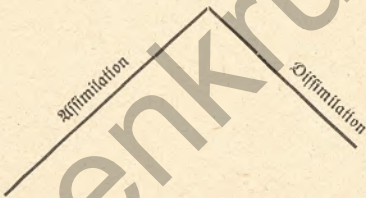
Weg 2—3: Verbrauch der Zellsubstanz durch die Tätigkeit des Organismus und Wiederaufspaltung (Dissimilation).

3: Abgabe der Schlacken.

Der Anfang des aufsteigenden Schenkels (Ass.) bedeutet die Zerlegungsarbeit der aufgenommenen Nahrung in die Einzelbausteine; der Höhepunkt der Kurve stellt den Aufbau aus diesen Einzelbausteinen in die körpereigenen Konstitutionen dar. Der absteigende Schenkel (Diss.) bedeutet den durch den Lebensprozeß bedingten Zerfall der nunmehr gebildeten Abbauprodukte bis zur Ausscheidung der Schlacken.

Dieses Stoffwechselgleichgewicht ist nicht nur gebunden an das quantitative Angebot von Nahrung, sondern auch an die Qualität; die Regulierung erfolgt zwangsläufig durch eine Selbststeuerung des Organismus. Bezüglich der qualitativen Zusammensetzung der Nahrung wurde schon auf die Wichtigkeit einer genügenden Eiweißzufuhr hingewiesen. Mit der Gleichung Ass.-Diss. kann sich nur ein ausgewachsener Mensch unter völlig normalen Bedingungen begnügen. Er hält sich damit auf der Erhaltungsphase. Anders ist es, wenn noch eine Wachstumsphase wie bei dem Kinde und den Jugendlichen zu durchlaufen ist, wo ein Längen- und Dickenwachstum erzielt werden muß. Hier muß die Zufuhr bei qualitativ einwandfreier Zusammensetzung auch quantitativ reichlich sein, oder mit anderen Worten: der aufsteigende Schenkel Ass. muß größer sein als der absteigende Schenkel Diss. (Fig. 1).

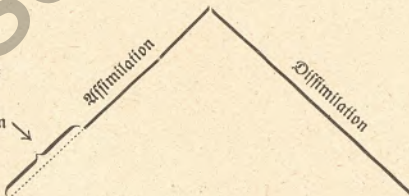
Figur 1



Das gleiche ist der Fall bei Überwiegen des absteigenden Schenkels Diss. durch größere Mehrarbeit (Fig. 2)

Figur 2

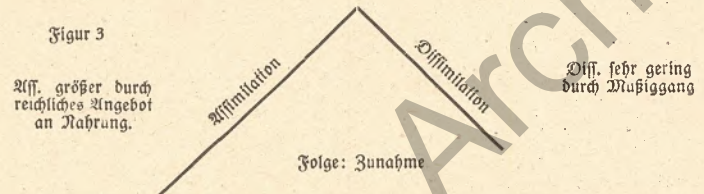
Der durch schwere Arbeit bedingte Mehrverbrauch muß ausgeglichen werden.



[Schwerarbeiterzulage an die in der Montanindustrie und im Bergbau Beschäftigten während des Krieges]; doch nicht nur körperliche Anstrengungen allein bedingen ein Überschießen des Schenkels Diss., sondern auch

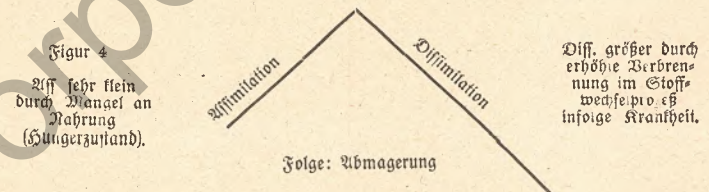
geistige Arbeit kommt hier in Frage, besonders was den Verbrauch von Eiweißstoffen angeht. Ist der Schenkel Ass. größer als der Diss., tritt bei den noch in Entwicklung begriffenen unter Ausschaltung aller die Entwicklung sonst hemmenden Faktoren ein normales Längen- und Dickenwachstum mit entsprechender Organvervollkommenung ein, beim Erwachsenen Dickenwachstum, und zwar: bei Überangebot von Eiweiß Muskelstärkung, bei reichlichem Fettangebot Korpulenz durch Anlage von Fettdepots, hauptsächlich im Unterhautzellgewebe; letzteres kann auch erzielt werden durch reichlichen Genuß von Kohlehydraten (Kartoffelbauch), da diese im Stoffwechselprozeß zu Fett umgebaut werden können (Fig. 3).

Figur 3



Wird der Schenkel Ass. quantitativ kleiner (Hungerzustand) oder überragt der Schenkel Diss. (z. B. Mehrverbrauch bei Krankheiten: bei Tuberkulose), so zehrt der Betreffende an seiner eigenen Körper-, seiner Vermögenssubstanz, es tritt Schwund ein; als erstes schwinden die angelegten Fettdepots, dann kommen auch die anderen Komponenten der lebendigen Substanz an die Reihe (Fig. 4).

Figur 4



4. Bedarf des Menschen an Nahrung.

Zunächst bedarf der Mensch zur Erhaltung des substantiellen Bestandes seines Körpers der bereits oben des öfteren aufgeführten, hochkomplizierten Nährstoffe, an erster Stelle des stickstoffhaltigen Eiweiß, dann weiter der Kohlehydrate und der Fette; dazu sind vonnöten Wasser, eine ganze Reihe von Salzen, ferner die unter dem Namen Vitamine bekannten Stoffe, und zum Schluß kommen noch in Frage gewisse unter der Bezeichnung Genuß- oder Reizmittel zusammengefaßte Stoffe. Die chemischen Spannkraft, die bei den Umsetzungen und dem Zerfall der einzelnen Nährstoffe frei werden, bilden die Kraftquellen des Organismus, mit denen dieser seine sämtlichen Leistungen vollbringt. Die chemischen Spannkraft können wir messen an der Verbrennungswärme, die sie bei den Verbrennungsprozessen im Organismus erzeugen. Den Wertmesser stellt die Kalorie dar, d. h. jene Wärmemenge, die nötig ist, um ein Kilogramm Wasser von 14,5 Grad auf 15,5 Grad zu erwärmen. So liefern denn bei den Verbrennungsprozessen im Körper die einzelnen Nährstoffe verschiedene Kalorienmengen, und wir bezeichnen die im Körper wirklich verwertbaren Kalorienmengen als den physiologischen Nukeffekt der Nahrung.

Es liefern:

1 g Eiweiß	4,1 Kalorien
1 g Kohlehydrat	4,1 "
1 g Fett	9,3 "

Für den 24stündigen Nährstoffbedarf eines erwachsenen kräftigen Mannes sind bei Durchschnittsarbeit im Mittel etwa 3000 Kalorien erforderlich, und diese Kalorienmenge entfällt bei qualitativer richtiger Zusammensetzung der Nahrung auf:

105 g Eiweiß,
56 g Fett,
500 g Kohlehydrate.

(das sogenannte Voitsch-Kostmaß).

Die Zahlen sind variabel nach Körpergröße, Arbeitsleistung, Lebensalter, Geschlecht, Witterung, Klima usw. Wichtig ist aus staatsrechtlichen Gründen der erhöhte Kalorienverbrauch bei werdenden und stillenden Müttern; besonders ist zur Zeit der Stillung der Anspruch an Eiweißstoffen außerordentlich groß und überwiegt bei weitem die hier erforderliche Kalorienzahl die eines erwachsenen kräftigen Mannes bei Durchschnittsarbeit (daher besondere Zuwendungen an werdende Mütter).

Außer diesen rein physiologischen Betrachtungen der Ausnutzung der Nährstoffe ist noch das Volum der Nahrung zu berücksichtigen, jenes Quantum von Nahrung, das auch das Sättigungsgefühl hervorruft und das bei einem erwachsenen Menschen bei Durchschnittsarbeit 1800 g beträgt, aber auch Schwankungen unterliegt, so Steigerung bei reiner Pflanzennahrung oder fettarmer Kost auf 2500 bis 3000 g.

B. Die zur Deckung des Nährstoffbedarfes notwendigen Stoffe.

1. Das Eiweiß.

Die Zellen aller Gewebe enthalten als wesentlichsten Bestandteil Eiweiß, wovon ein Bruchteil während der Lebensprozesse stets zerfällt und des Ersatzes bedarf; es ist der Hauptenergieträger des Organismus. Weiterhin ist es von allen für die Ernährung in Frage kommenden Stoffen derjenige, der den für die Existenz des Organismus unentbehrlichen Stickstoff enthält; ja, an das genügende Angebot von eiweißhaltiger Nahrung ist das Leben überhaupt gebunden. Die Eiweißkörper sind höchst komplizierte Stoffe, die sich samt und sonders letzten Endes aus den Aminosäuren aufbauen, bis zu denen auch das mit der Nahrung aufgenommene Eiweiß während des Verdauungsprozesses aufgespalten wird. In der Abbauphase (Diss.) wird das dann körpereigene Eiweiß nicht bis zu den letzten Endprodukten wie Wasser und Kohlensäure aufgespalten, sondern die Endprodukte verlassen den Körper in Form von Harnstoff, Harnsäure usw. Bei Überangebot von Eiweiß in der Nahrung kommt es unter normalen Verhältnissen nicht zum Eiweißanfall, sondern höchstens zu einer Muskelkräftigung. Doch ist ein reichliches Angebot nötig beim Wachstum, bei Rekongaleszenz nach schweren Krankheiten und nach langdauernder Unterernährung (Nachkriegszeit); auch Höhenklima soll den Bedarf zu steigern vermögen. In all diesen Fällen übersteigt die Eiweiß- (oder besser gesagt Stickstoff-) Einnahme die Abgabe, die Stickstoffbilanz muß positiv sein; also muß besondere Aufmerksamkeit in dieser Beziehung der Jugend gewidmet sein! Der durch negative Bilanz sich geltend machende Stickstoffmangel zeigt sich zuerst durch Zugrundegehen von Muskelfleisch, was besonders deutlich in die Erscheinung tritt bei Kindern, die im Längenwachstum dabei weiter fortschreiten; es sind dies die lang aufgeschossenen Kinder mit schlaffer Gliedmaßenmuskulatur und gleichzeitiger Schwäche der Rückenmuskeln, welche dadurch Haltungs-

fehler aufweisen (runder Rücken, Skoliose, hängende Schultern, absteigende Schulterblätter) und als Folge hiervon Raumbeengung bzw. Lageverschiebung der inneren Organe mit Schaffung einer Disposition für mancherlei Erkrankungen der Brustorgane, besonders der Lungen. Der Eiweißbedarf ist kein konstanter; schon mit 30 g pro Tag vermag der Mensch auszuhalten, doch soll unter 80 g nicht heruntergegangen werden. Im Mittel ist der Bedarf eines erwachsenen Menschen bei Durchschnittsarbeit mit 110 bis 120 g anzugeben. Dieser Bedarf dient lediglich zur Abgeltung des Stickstoffgleichgewichts; er ist unabhängig von der geleisteten Arbeit, doch kann dieser Bedarf zeitweilig heruntergedrückt werden bei gleichzeitig reichlichem Angebot von Kohlehydrat und Fetten. Die Zufuhr über den Bedarf hinaus wird als überschüssig verbrannt, ausgenommen die oben bereits erwähnten Fälle, wo ja entweder Neuanfang geschaffen wird oder Ersatz infolge vorausgegangenem Eingriff in die Körpersubstanz erfolgen muß. Außer dem Schwund der Muskeln sind als Folgen eines Eiweißmangels noch anzuführen: Die Neubildung des Blutes leidet, die Verdauungsfermente werden spärlicher gebildet, ein Gefühl von Schwäche stellt sich ein, desgleichen Unlust zu körperlicher Bewegung, leichtes Schwitzen zeigt sich, gereizte Stimmung besteht, und ebenso macht sich geringe geistige Leistungsfähigkeit geltend. Letzteres sind die Folgen auf psychischem Gebiete, worüber unsere Lehrerschaft vielfach Klagen führt, weil sehr oft, selbst bei anerkanntem Fleiß, die Schüler ein früheres Halbjahrespensum auch in einem Jahre nicht gründlich erledigen können.

Eiweiß ist in allen Nahrungsmitteln enthalten. Den höchsten Eiweißgehalt weisen einige Käsesorten auf: Schweizerkäse (23,7%), Tilsiter Käse (26,3%), Mainzer Käse (37,3%). Von den anderen animalischen Nahrungsmitteln enthalten am meisten Eiweiß:

Nahrungsmittel	im rohen Zustand %	zubereitet %
Rindfleisch	21,5	36,6
Kalbsteif	19,4	26,4
Lammfleisch	19,2	30,9
Schweinefleisch (Fett)	14,5	28,5
Hering	19,0	17,6
Schellfisch	16,9	21,0
Hühnerfleisch	12,5	—

Von den vegetabilischen Nahrungsmitteln enthalten:

Nahrungsmittel	Eiweißgehalt %
Steinpilze (lufttrocken)	36,12
Makkaroni	11,58
Weizenmehl	11,57
Roggenmehl	10,21
Spinat (gekocht)	3,9
Spargel (gekocht)	2,0
Kartoffeln (gekocht)	2,1
Blumenkohl (gekocht)	2,1
Biskuits	11,93
Schokolade	6,18

Der Gehalt an Eiweiß ist in fast allen Brotarten verhältnismäßig hoch (6,15 bis 8,55%), doch ist der Verlust im Rot ein außergewöhnlich großer (24,6 bis 46,6%), sodaß von einer rationellen Auswertung nicht gesprochen werden kann. Ebenso groß ist der bei der Verdauung eintretende Verlust bezüglich des Eiweiß bei einer ganzen Reihe von Gemüsearten; gering ist dieser Verlust oder groß die Ausnutzung bei den Fleischsorten, beim Ei und bei den Käsearten.

2. Kohlehydrate.

Die Bezeichnung ist gewählt wegen der chemischen Struktur der hierunter fallenden Stoffe; zu diesen gehören alle Zucker- und Stärkearten wie Traubenzucker, Fruchtzucker, Milchsucker und Stärke, welche letztere besonders vertreten ist in den einzelnen Mehlsorten und in den Kartoffeln. Sein Abbau im Körper beginnt bereits bei dem Kauakt durch das Sekret der Mundspeicheldrüsen; die Kohlehydrate werden bei der Verdauung bis zu den letzten Endprodukten von Kohlen- säure und Wasser aufgespalten. Zur Bildung von bleibender Körpersubstanz werden sie nicht herangezogen, wohl kann bei überreichlichen Gaben ein Teil Verwendung finden zur Fettbildung.

Die Bedeutung der Kohlehydrate im Stoffwechselhaushalt des Organismus ist: 1. Produktion von Wärme, 2. herabsetzende Wirkung auf den Eiweißumsatz, 3. Verringerung der Zerstörung des Fettes und Ermöglichung des Fettansatzes, schließlich selbst Umwandlung bei reichlichem Angebot in Körperfett.

Der Gehalt der animalischen Nahrung an Kohlehydraten ist äußerst gering, höchstens die Milch und ihre Produkte kämen hier in Frage. Von den vegetabilischen Nahrungsmitteln enthalten fast alle reichlich Kohlehydrate, und zwar:

Nahrungsmittel	im rohen Zustand	zubereitet
	%	%
Reis	78,8	—
Makkaroni	75,2	—
Weizenmehl	74,7	56,5
Roggenmehl	69,6	49,2
Zweitschen	62,7	—
Steinpilze (lufttrocken)	37,2	—
Kartoffel	21,1	21,0

Dann sind selbstredend alle Zuckerarten und alle den Zucker direkt enthaltenden Nahrungsmittel reich an Kohlehydraten, so:

Guter Zucker	99,75 %
Honig	75,0 %
Schokolade	67,7 %
Himbeersaft	58,4 %

Die Auswertung der Kohlehydrate während des Ernährungsprozesses ist verhältnismäßig sehr viel größer als bei der Eiweißnahrung. Bei den Brotarten beträgt der Verlust im Rot nur 10,9 bis 14,3 %; bei der Milch etwa 10 %; bei den Kartoffeln etwa 7 %, je nach Zubereitung. Der größte Verlust zeigt sich bei den gelben Rüben (18,2 %) und beim Wirsing (15,4 %). Der Bedarf eines erwachsenen Menschen bei Durchschnittsarbeit beträgt täglich 500 g.

3. Fette.

Wichtiger als die Zufuhr der Kohlehydrate ist für das Gedeihen des Organismus die Zufuhr der Fette. In Frage kommen sowohl pflanzliche wie tierische Fette. Doch kommen für die Ernährung nur solche Fette in Frage, die unter 40 Grad schon verflüssigt werden können. Die Fette sind im Stoffwechselprozeß schwer aufspaltbar und stellen chemische Verbindungen dar von Glycerin und den höheren Fettsäuren. Die tägliche notwendige Menge beträgt 50 bis 80 g. Ein größeres Angebot hat keinen den Umsatz steigernden Einfluß; nur bei gleichzeitiger Muskelarbeit wird der Umsatz etwas in die Höhe gebracht. Das nicht im Verbrennungsprozeß verwandelte Fett wird im Unterhautzellgewebe in Gestalt

von Fettdepots abgelagert und bildet dort den Reservestoffvorrat des Körpers. Im Hungerzustand wird, wie oben erwähnt, zuerst das Reservefett verwandt, und erst dann, wenn dies nahezu erschöpft ist, wird auch das Eiweiß herangezogen. Der Abbau des Fettes in der Dissimilation erfolgt ebenso wie der der Kohlehydrate bis zu den Endprodukten des Wassers und der Kohlen- säure. Die Leistungen des Fettes bei seiner Verbrennung bestehen 1. in der Erzeugung von Wärme und 2. in Verbindung mit den Kohlehydraten in einer Eiweißspaltung. Als fetthaltig kommen alle Nahrungsmittel der animalischen und der vegetabilischen Reihe in Frage, doch stehen die letzteren bezüglich ihres Fettgehaltes gegen die ersteren weit zurück.

Nahrungsmittel

Fettgehalt

	%
Rindfleisch (mager)	5,0
(fett)	23,3
Kalbsteisch (mager)	1,8
(fett)	7,4
Lammfleisch (mager)	2,8
(fett)	28,6
Schweinefleisch (mager)	4,7
(fett)	37,3
Gering "	10,9
Hühnerrei	12,11
Marktbutter	84,39
Schweizerkäse	32,5
Emmentaler Käse	26,6
Magerkäse	5,5
Schokolade	21,0

4. Das Wasser.

Auch das Wasser ist eines der wesentlichsten Bestandteile des Organismus und ist im menschlichen Körper zu 58,5 % vertreten, am reichlichsten in den Nierengeweiben (82,7 %), am geringsten im Zahnschmelz (0,2 %); es dient als Lösungsmittel und zum Transport der gelösten Körper, weiterhin als Wärmeregulierer. Die Zufuhr erfolgt teils durch die Speisen in präformierter Form wie Suppen, Breie usw., teils durch die Nahrungsmittel selbst, die alle einen hohen Prozentsatz an Wasser aufweisen, teils in Form von Getränken, wovon eine Menge von $\frac{3}{4}$ bis 1 $\frac{1}{2}$ Liter im Laufe des Tages als vollauf genügend für einen erwachsenen Menschen anzusehen ist. Den Körper verläßt das Wasser 1. durch die Atemluft, wobei die Einatemluft mit Wasserdampf gesättigt wird; für gewöhnliche Verhältnisse kann mit einer täglichen Abgabe von 300 g auf diesem Wege gerechnet werden; 2. durch die Haut in Form des verdunstenden oder abtropfbaren Schweißes (Wärmeregulierung), 3. durch den Urin, wo es von Wichtigkeit ist für die Lösbarkeit der in ihm befindlichen Stoffe (der oben erwähnte Harnstoff und die Salze); 4. durch den Kot, wo zu seiner Feuchthaltung immer eine gewisse Wassermenge notwendig ist. Bei mangelhafter Zufuhr an Wasser wird dieses von den Geweben abgegeben, und der Körper kann so um mehrere Kilogramm an Wasser ärmer werden. Abnorm große Zufuhr von Wasser hat manche Schädigung zur Folge; es tritt leicht eine Verflüssigung der Verdauungssäfte und Störungen der Verdauungstätigkeit ein; auch eine Überladung des Blutkreislaufes macht sich geltend mit Beeinträchtigung der Herzfunktion und der Ausscheidungstätigkeit.

Alle Nahrungsmittel weisen einen hohen Prozentsatz an Wasser auf, die animalischen im Durchschnitt einen solchen von 55 bis 80 %; eine Ausnahme machen die Milchprodukte: die Molkereibutter (13,5 %), Schweizer-

käse (34,6 %) und Tilsiter Käse (41,1 %). Ebenso reichlich ist der Wassergehalt bei den Vegetabilien, doch hier mit Ausnahme der Mehlsorten (11,9 bis 13,3 %) und der luftgetrockneten Steinpilze mit 12,8 %.

5. Die Salze und Mineralien.

Die Salze sind ebenso wie das Eiweiß ein notwendiger Bestandteil aller Zellen des Organismus; infolgedessen ist auch ein ständiger Ersatz durch die aufgenommene Nahrung unbedingt vonnöten. Da aber fast alle Nahrungsmittel Salze wie überhaupt Mineralstoffe enthalten, braucht bei qualitativ richtiger Zusammensetzung der Nahrung hierauf nicht besonders geachtet zu werden. Wird hingegen zu wenig Salz dem Körper zugeführt oder wird gar salzfrei gemachte Kost verabfolgt, dann zeigt sich der Salz hunger des Organismus in nervösen Symptomen wie Muskelzittern und Lähmungen, und schließlich tritt der Tod ein. Am wichtigsten sind Kochsalz und Kaltsalz, daneben Eisen und Schwefel. Die Kaltsalze sind besonders wichtig im Wachstumsalter für die Knochenbildung; Verlust an Kochsalz hat Eiweißharnen zur Folge. Auch gewisse Formen der Unterernährung, Zahnkaries, abnorme Knochenbildung spricht man als Folgen eines Salz mangels des Organismus an. Mangel an Eisen, das sich in der Hauptsache im Blutfarbstoff der roten Blutkörperchen befindet, bedingt Blutarmut. Der tägliche Bedarf des Menschen an Salzen und anderen Mineralstoffen beträgt im Durchschnitt 1,5 g. Diese Stoffe befinden sich sowohl in tierischer wie in pflanzlicher Nahrung; doch sind sie in letzterer reichlicher vorhanden, besonders in den grünen Gemüsen (Spinat, Salate, Pilze und Sellerie), des weiteren in gesalzener Butter und Käse, doch am reichlichsten ist der Salzgehalt in Raviar.

6. Die Vitamine.

(Hergeleitet von *vita* + *amine* = lebenswichtige, die Aminogruppe [Stickstoff] enthaltende Stoffe.)

Die landläufigen Hauptnährstoffe — Eiweiß, Kohlehydrate, Fette, Wasser und Salze — tragen selbst in richtiger Auswahl und genügender Menge den Bedürfnissen des menschlichen Organismus nicht genügend Rechnung. Es ist zur gedeihlichen Entwicklung notwendig, daß außer diesen Nährstoffen noch gewisse andere, bisher in ihrer Natur noch unbekannte Stoffe hinzukommen, die zu einem normalen Ablauf der Lebensvorgänge unentbehrlich sind, und die wir als akzessorische Nährstoffe oder Vitamine bezeichnen, welche in der Struktur vielleicht den Eiweißkörpern nahestehen. Zu ihrer Kenntnis ist die Wissenschaft auf negativem Wege gekommen, indem sich gezeigt hat, daß bei Verabfolgung künstlich zusammengesetzter Nahrung oder durch Darbietung konservierter bzw. besonders vorbereiteter Nahrung (Polieren des Reis) sich Krankheiten einstellen, die daher den Namen Avitaminosenkrankheiten bekamen.

So kennen wir ein

- α -oder antirachitisches Vitamin.
- β -oder antineuritisches Vitamin,
- γ -oder antiskorbutisches Vitamin.

Das unter β genannte Vitamin, durch dessen Fehlen die Beri-Beri-Krankheit hervorgerufen wird, dürfte in unseren Zonen wenig interessieren; mehr dagegen die unter α und γ genannten.

Durch Fehlen des α - oder antirachitischen Vitamins wird hervorgerufen:

1. Entwicklungsstillstand und Aufhören des Wachstums,
2. Einschrumpfen und Trockenheit der Augenbindehaut, eventuell mit Hornhauterweichung,
3. Störungen der Knochenentwicklung im Sinne der Rachitis.

Man findet das α -Vitamin reichlich im Fett der Milch, also in der Sahne und in der Butter, des weiteren im Lebertran, dann auch im Hühnereierweiß; das eigentliche Gebiet der α -Vitamine ist aber das Pflanzenreich. Hier findet es sich besonders reichlich im Spinat, Salat, in vielen Kohlarten, im Lattich und in fast allen Getreidearten; dagegen sind die aus pflanzlichen Ölen und Fetten hergestellten Margarine-Präparate arm an α -Vitaminen, ebenso fast alle Früchte, mit Ausnahme der Tomaten, die einen sehr hohen Gehalt an diesem Vitamin aufweisen. Außerordentliche Wichtigkeit hat dieses Vitamin für das wachsende Kind, dessen Hauptnahrung aus der Milch besteht; ist diese entrahmt — Milchfälschung und Notwendigkeit des Einkaufs von Magermilch infolge der Preisgestaltung — oder stammt sie von Kühen, die nicht genügend Mengen von diesem Vitamin in der Nahrung aufgenommen haben — Trockenfütterung —, so ist auch die Milch arm an α -Vitamin. Das gleiche gilt auch von der stillenden Mutter, die infolgedessen während ihrer Stillzeit eine an α -Vitamin reichliche Kost wählen soll (Vollmilch, Eier, grüne Gemüse). Die Wiener Erfahrungen der letzten Jahre sollten zu denken geben, wo erst dann ein gedeihliches Wachstum der Säuglinge und Kleinkinder erzielt wurde, als man den Flaschenkindern täglichen Zugaben von Butter und Lebertran und den stillenden Müttern das gleiche zu ihrer Kost gab. Auch ist nachgewiesen, daß die große Häufigkeit der erblindeten Kinder auf dem Lande in Dänemark zurückzuführen war auf die Ernährung durch eine an α -Vitamin arme Kost (Magermilch und Margarine) mit ihren Folgen der Hornhauterweichung usw. Gesellt sich zu diesem Mangel an α -Vitamin noch ein solcher an Salzen (Kaltsalze, Phosphor), dann zeigen sich die Bilder der kindlichen Rachitis. Daher ist die genügende Zufuhr von diesem α -Vitamin besonders im Kindes- und Jugendalter von großer Wichtigkeit.

Unter dem γ -oder antiskorbutischen Vitamin verstehen wir jenen akzessorischen Nährstoff, bei dessen Fehlen die unter dem Namen Skorbut oder Scharbock bekannten Krankheitsbilder sich zeigen. Da anzunehmen ist, daß diese sonst nur bei ärmlicher Lebenshaltung, im Kriege und bei Hungersnot, in schlecht geführten Strafanstalten, früher auch auf Segelschiffen bei wochenlanger Fahrt und bei Konservenernährung vorkommende Krankheit weniger bekannt ist, aber jetzt bei der fortschreitenden Armut weiter Bevölkerungsschichten des deutschen Volkes durch die für viele unerschwinglichen Preise der frischen Gemüse, die besonders reich an diesem Vitamin sind, in erhöhtem Maße auftreten wird (worauf auch in einer Auslassung des Ministeriums für Volkswohlfahrt bereits im Jahre 1922 hingewiesen wurde), so sei kurz das Krankheitsbild des Skorbutus skizziert: Die Krankheit beginnt mit Allgemeinerscheinungen, wie Mattigkeit, Schwäche, Schwere in den Beinen, Muskelschmerz nach Anstrengung, hochgradiges Ermüdungsgefühl und Abnahme der geistigen Regsamkeit. Die Haut bekommt ein schmutzig graues Aussehen mit bläu-

licher Verfärbung der Lippen und der Umgebung der Augen. Anschließend wird das Gewebe des Zahnfleisches aufgelockert, es treten Blutungen auf, dann geschwüriger Zerfall des Zahnfleisches. Hierdurch werden die Zähne gelockert, das Kauen wird unmöglich gemacht und die Ernährung erschwert; doch ist zu beachten, daß der Skorbut nur dort das Zahnfleisch befällt, wo Zähne stehen, daher fehlen diese Symptome bei Säuglingen und Greisen. Gleichzeitig zeigen sich am ganzen Körper flohstichartige Blutungen, die sich vergrößern und zu Blutergüssen unter die Haut sich erweitern können, um schließlich in einem geschwürigen Zerfall zu enden. In schweren Fällen treten auch in den Muskeln und Gelenken Blutergüsse auf, die Knochen erweichen und werden brüchig. Auch das Nervensystem kann in Mitleidenschaft gezogen werden durch Blutungen in die Nähe der Nerven und in die Nervenscheiden. Nach Beseitigung der auslösenden Ursache — Fehlen des γ -Vitamins — tritt meist schnell völlige Heilung ein. Dies γ -Vitamin findet sich ebenso wie das bereits erwähnte α -Vitamin am reichlichsten in der Pflanzenwelt, besonders in den frischen Vegetabilien, wie Weißkohl, Karotten, Sauerampfer, grünem Salat, Zwiebeln und Radieschen; weiterhin ist auch die Kartoffel ein reichlicher Spender des γ -Vitamins. Wichtig sind ferner die Früchte als Träger des antiskorbutischen Stoffes, so die Zitrone, die Apfelsine, die Erdbeere, der Apfel, die Himbeere, die Birne und dann auch hier wieder die Tomate. Von den tierischen Nahrungsmitteln steht an erster Stelle die Milch, sowohl die Mutter- als auch die Kuhmilch; doch ist auch hier zu beachten, daß die Nahrung des Spenders von außerordentlicher Bedeutung ist in demselben Sinne, wie beim α -Vitamin erwähnt.

Durch mehrstündiges Erhitzen unter Druck auf Temperaturen von 120 bis 140 Grad wird das α - und γ -Vitamin vernichtet, infolgedessen sind die Gemüsekonserven praktisch als α - und γ -vitaminfrei anzusehen; auch bei längerem Aufbewahren und Trocknen an der Luft nimmt der Vitamingehalt ab.

7. Die Genuß- und Reizmittel.

Hierunter verstehen wir solche Bestandteile der Nahrung, die nicht wegen ihrer ernährenden Eigenschaften, sondern wegen ihrer angenehmen Einwirkung und Anregung gegessen werden, die sie teils auf das Geschmacksorgan, teils auf das Nervensystem ausüben.

Diese Stoffe sind teils schon in der Nahrung enthalten, so die angenehm riechenden und schmeckenden Extraktivstoffe des gebratenen Fleisches, ferner das Aroma der Früchte; teils werden sie der Nahrung bei der Zubereitung zugesetzt, wie die sogenannten Würzmittel: Pfeffer, Senf, Essig, Muskat und in gewissem Sinne auch das den Speisen zugesetzte Kochsalz. Alle haben die Wirkung, daß die Schmachthaftigkeit des Essens hervorgerufen wird, wodurch ein angenehmer Gaumenzustand erregt wird, der dann wieder zur Aufnahme der Speisen lockt und das Essen als Genuß erscheinen läßt. Sehr oft machen die Genußmittel das Essen erst genießbar. Die Wirkung kommt durch Vermittlung des Zentralnervensystems vom Geruchs- bzw. Geschmacksorgan auf die einzelnen Organe des Verdauungsapparates. So sehen wir eine reichliche Sekretion des Mundspeichels — „das Wasser läuft einem im Munde zusammen“ —, auch die Sekretion des Magensaftes wird angeregt, ferner die Peristaltik vermehrt. Das Gegenteil sehen wir, wenn dieser Notwendigkeit nicht gedacht wird, wie

ungewöhnliches Äußere, fremder Geruch, unappetitliche Zusammenstellung, ein ewiges Einerlei, dauernde Wirkung des gleichen Geschmacksreizes — „man hat sich daran sattgegessen“ — usw.

Die eigentlichen Genußmittel, wie Tee, Kaffee und Alkohol, sollen im Rahmen dieser Ausführungen nicht besprochen werden.

C. Einzelnahrung und Massenernährung.

1. Einzelnahrung.

Außer den bereits aufgestellten Forderungen der Anwesenheit der notwendigen Nährstoffe und des genügenden Geschmacksreizes sind noch folgender Forderungen zu genügen:

1. die tägliche Kost muß gut ausnutzbar und leicht verdaulich sein,
2. sie muß durch die Zubereitung verdaulicher und schmackhafter gemacht werden,
3. es muß das zur Sättigung notwendige Volumen angeboten werden,
4. die gesamte Tageskost muß auf die einzelnen Mahlzeiten richtig verteilt werden, und
5. Qualität und Ursprung der Nahrung müssen einwandfrei sein; es darf keine Verfälschung oder Vermischung mit minderwertigen Stoffen vorliegen.

Bezüglich des letzten Punktes erübrigt sich eine Besprechung, da die Erfüllung dieser Forderung durch Gesetzesvorschrift geregelt und die Durchführung dieser Vorschriften Aufgabe der Marktpolizei im weiteren Sinne ist.

Den Punkten 1 und 2 gerecht zu werden, ist Aufgabe der mit dem Haushalt betrauten Personen und setzt eine genügende Kenntnis unserer marktgängigen Lebensmittel, ihres Wertes für die Ernährung und ihrer richtigen Zubereitung voraus; denn der häufigste Fehler liegt darin, daß aus Unkenntnis eine unzweckmäßige Auswahl der Nahrungsmittel getroffen wird, übermäßige Ausgaben für nicht nährenden Luxus speisen gemacht werden und die Frauen ein unwirtschaftliches Gebaren in der Kochkunst an den Tag legen. Hierdurch ist das für den Haushalt angelegte Budget bald über den Haufen geworfen, Hand in Hand gehen unbefriedigte Ernährungsverhältnisse, was dann wieder erschöpfend und herabstimmend auf die auf diese Nahrung angewiesenen Tischgenossen, namentlich auf den Familienernährer, wirkt, der vielleicht eine Zeitlang den Mangel an nahrhafter Kost draußen zu stillen sucht, schließlich die einfachere Art der Unterdrückung der ungenügenden Ernährung im Alkohol, besonders im Branntwein, kennen lernt, und schließlich sind die Familienbanden zerrissen. War früher dieser Mißstand schon fühlbar und stellten dabei besonders die ehemaligen Fabrikarbeiterinnen das Kontingent der Unerfahrenen, so ist die Zahl derer, die nie im Haushalte sich umgetan haben, heutzutage viel größer geworden durch die Betätigung immer weiterer Kreise der weiblichen Bevölkerung in allen möglichen Berufen mit ängstlicher Ausschaltung der Stellungen als Diensthöfchen, als Köchinnen, als Stütze der Hausfrau usw. Nimmt man noch dazu, daß bei der Umschau der im heiratsfähigen Alter stehenden jungen Männer diese sich immer mehr von rein äußerlichem leiten lassen, und bei der herrschenden Wohnungsnot, mit der die Führung eines geordneten Haushaltes eng zusammenhängt, den jungen Leuten der Gedanke an

sofortige Führung eines eigenen Hausstandes gar nicht kommt, so werden wir verstehen, wie manches zerrüttete Ehegüt und manche auch im öffentlichen Leben sich zeigende Unzufriedenheit entsteht, da die Magenfrage doch allzu gebieterisch ihr Recht verlangt. „Die Erziehung der Mädchen in Haushalts- und Kochschulen kann nur immer wieder und bei jeder Gelegenheit als eine ungeheuer wichtige, soziale Aufgabe des Staates gefordert werden“ (Rubner.) Und wieviel geschieht heutzutage nicht alles für die Hebung der Fachschulen als Vorbereitung für einen speziellen Beruf; aber wer denkt daran, Millionen von jungen Mädchen ihrem besten und wichtigsten Beruf als Mutter und Hausfrau durch Unterweisung entgegenzuführen? Solche Kurse müssen unter Leitung bzw. unter Überwachung eines Arztes stehen, der sich mit den physiologischen und wirtschaftlichen Gesetzen der Volksernährung vertraut gemacht hat. Auch müssen diese Kurse einen gewissen lokalen Einschlag haben, weil sie auf bestehende Ernährungsverhältnisse und besonders auf lokale Sonderheiten Rücksicht nehmen müssen; weiterhin auch darauf, was auf dem Lebensmittelmarkt in den einzelnen Gegenden leicht erhältlich ist. Da solche Kurse einen nicht geringen Anspruch an die geistige Aufnahmefähigkeit der Teilnehmer stellen, empfiehlt es sich, besonders die Jugendlichen im bildungsfähigen Alter hierzu heranzuziehen und daher solchen Unterricht in den Lehrplan der weiblichen Fortbildungsschulen, der höheren Mädchen- und der Volksschulen aufzunehmen. Wie in jedem Lehrfach ist auch hierbei darauf Bedacht zu nehmen, in bestimmten Abständen kurze Wiederholungskurse einzulegen, damit das Gelernte aufgefrischt und, was heute besonders wichtig ist, neues, wirtschaftlich Rationelles hinzugelernt werden kann.

Ebenso wichtig wie eine gute Kenntnis der Kochkunst, die auch von dem anderen Ehegüt voll gewürdigt werden sollte, ist auch, besonders in den jetzigen Zeitläufen, eine gewisse Wirtschaftlichkeit im Einkauf, da die Haushaltskosten — ausgenommen bei den auch heute noch Wohlhabenden mit ihrer frei gewählten Kost — einen gewissen Prozentsatz des Gesamtverdienstes nicht übersteigen dürfen, damit nicht Schuldenwirtschaft mit ihren unabsehbaren Folgen sich einstellt.

Über die Ausnuzbarkeit und Verdaulichkeit wäre manches zu sagen, doch kann hier nur einiges herausgegriffen werden, da dies der Unterrichtsstoff einer Haushalts- bzw. Kochschule sein muß.

Nur wenige Nahrungsmittel sind es, die der Kulturmensch noch in rohem Zustande genießt, wie Obst und Salate; alle anderen Nahrungsmittel genießen wir gekocht oder gebraten. Hierbei verändern sich die Nahrungsmittel in hygienisch vorteilhafter Weise und werden ausnuzbarer. Die Ausnuzung der einzelnen Nahrungsmittel ist individuell verschieden; auch die Masse der Nahrung ist bezüglich der Ausnuzung und der Verdaulichkeit variabel, denn ein zu großes Volumen und ein zu häufiges Essen (!) drücken die Resorption herunter; ferner drückt ein zu großes Angebot an Kohlehydraten die Ausnuzung wegen der Gärungen und der Gärungsprodukte herab, weil diese reizend auf die Darmschleimhaut und die Darmbewegung einwirken. Auch allzu große Fettbeimengungen wirken durch die schwere Aufspaltbarkeit der Fette auf die Verdauung störend ein (schlechter Schlaf nach fettreicher Abendkost!). Die animalische Nahrung gestattet eine günstigere Ausnuzung als die vegetabilische und ist bei der letzteren besonders die Aus-

nuzung der Eiweißstoffe herabgesetzt. Es ist daher bei Berechnungen des Kostmaßes ein Unterschied zu machen zwischen den Rohkalorien, die sich aus dem Gehalt der angebotenen Nahrung ergeben, und den Reinkalorien, denen nur die ausnuzbaren Nährstoffe zugrunde gelegt sind. Eine Tabelle mag dies veranschaulichen:

Nahrungsmittel	Nicht resorbiert werden		
	vom Eiweiß %	vom Fett %	von den Kohlehydraten %
Gebratenes Fleisch	2,6	—	—
Ehe Lisch	2,5	—	—
Harte Eier	2,6	4,4	—
Milch und Käse	3,3	5,2	—
Wizenbrot (grobes Mehl)	30,5	—	7,4
Roggenbrot aus (ganzem Korn)	46,6	—	14,4
Makkaroni	17,1	—	1,2
Erbisen	17,5	—	3,6
Bohnen	30,2	—	—
Kartoffelkrei	30,5	—	7,4
Gebe Rüben	39,9	—	18,2

Verschieden von dieser Ausnuzbarkeit ist die Leichtverdaulichkeit; erstere gibt nur den Anteil der Nährstoffe an, der zur Resorption gelangen kann, unbekümmert um die dabei entstehenden Verdauungsbeschwerden. Unter den letzteren verstehen wir solche Nahrungsmittel, welche, selbst in großen Mengen genossen, schnell resorbierbar sind, ohne eine Belästigung der Verdauungswege herbeizuführen. Diese Verdaulichkeit der Nahrungsmittel ist für alle Altersklassen und innerhalb dieser wieder individuell verschieden. Als leicht verdaulich sind gut zerkleinerte, mit nicht übermäßigem Fettgehalt belastete und von schwer resorbierbaren Stoffen (Zellulose) freie Nahrungsmittel anzusprechen. Stark fettige, konzentrierte, kompakte Nahrungsmittel, die dem Durchdringen durch den Darmkanal Widerstand entgegenstellen, ferner mit Sehnen durchsetzte, dann solche, die später Gärungen hervorrufen (große Mengen Kohlehydrate) und auch den Darm reizende Lebensmittel (ranzige Lebensmittel und Pumpernickel) sind als schwer verdaulich zu bezeichnen.

Die Zubereitung kann bezüglich der Beurteilung der Leicht- oder Schwerverdaulichkeit viel ausmachen. Auch betreffs der Zubereitung der Speisen kann nur ein gründlich durchgeführter Kochunterricht genügend Aufschluß geben. Hier kommt in Frage die Vorbereitung des Fleisches durch Entfernung sehniger Stücke, Klopfen großer Stücke, um den Zusammenhang zu lockern, dann Reinigen des Gemüses mit Entfernen der schmutzigen Blätter, evtl. Schaben der Oberfläche, Ausschneiden holziger, nicht schmackhafter Teile, welche letzteres aus dem Grunde rationell wichtig ist, weil bei Zubereitung mit Fett auch diese Teile des teureren Zusatzes bedürfen, vom Essenden aber als nicht schmackhaft ausgefondert und dann fortgeworfen werden usw. Die Reinigung der Gemüsearten muß dann besonders durchgeführt werden, wenn diese nicht gekocht, sondern roh gegessen werden, z. B. Radieschen, Rettich und Salat. Gerade dem Salat spricht man das Weiterglimmen des Typhus zu, da die jungen Salatfelder durch den Inhalt der Jauchegruben und durch die Abwässer der Städte gedüngt werden.

Wichtig ist zu wissen, wie die Veränderung der Nahrungsmittel bei den einzelnen Temperaturen sich darstellt, wieviel sie beim Kochen an Wasser verlieren, was ihnen an Salzen und Extraktivstoffen entzogen wird (der hohe Gehalt an Fleischsalzen und Extraktivstoffen

einer durch Kochen des Fleisches gewonnenen Bouillon); dann weiter, welchen Vorteil das langsame Kochen bis zur Siedehitze zerkleinerter Fleischstücke in sich schließt, welchen Vorteil das Einwerfen großer Fleischstücke in kochendes Wasser hat, welche Kochart bei den einzelnen Nahrungsmitteln, besonders beim Fleisch, am vorteilhaftesten ist, wie Braten, Kochen, Schmoren, Dünsten, welche Vorgänge bei den einzelnen Arten der Zubereitung sich in den Nahrungsmitteln abspielen, wie Gerinnung oder Zerstörung des Eiweißes, welche Zutaten notwendig sind und in welcher Menge sie zu wählen sind, und was der Fragen alles mehr.

Das zur Sättigung notwendige Quantum wurde bereits im Eingang mit einer täglichen Menge von 1800 g angegeben. Aber nicht allein von der Masse, dem Volumen der Nahrung, ist das Gefühl der Sättigung abhängig, es spielen hier noch andere Faktoren eine gewichtige Rolle, so: gewisse Nerveneinflüsse, ferner die Gewohnheit und vor allem die Art der Speisen. Animalische Nahrungsmittel sättigen nicht so gut wegen ihres geringeren Volumens, doch gibt es auch hier individuelle Unterschiede. Die Vegetarier führen mit ihrer Nahrung große Mengen Wasser ein, wodurch das Volumen der Nahrung ungebührlich vergrößert, dann zwar ein wohliges Gefühl der Sättigung hervorgerufen, aber auch gleichzeitig — wenigstens auf die Dauer — eine Ausweitung des Magens bedingt wird, wodurch die Notwendigkeit der dauernden Zufuhr einer großen Nahrungsmenge zur Erzeugung des Sättigungsgefühls entsteht. Daher erhöht sich auch der Mengenbedarf eines sich nur durch Vegetabilien ernährenden Menschen auf 2500 bis 3000 g.

Was den Festigkeitszustand der Nahrung angeht, so ist bei dem Säugling fast ausschließlich die flüssige Form der Nahrung die einzig in Frage kommende, der sich nach der Zahnung die breiige Form zugesellt, die sich dann im späteren Lebensalter mit der festen Form vergesellschaftet. Die Nahrung eines erwachsenen Menschen besteht aus allen drei dieser Zustände, die sich in dem Speisezetteln wechseln; ob nun jeweils die eine oder andere Form eine Zeitlang oder dauernd überwiegt, erklärt sich aus besonderen Umständen (Suppenesser, in Krankheitsfällen usw.). Die Form, in der die einzelnen Nahrungsmittel angeboten werden, ist oft ausschlaggebend für die Verdaulichkeit bzw. für die Bekömmlichkeit, so rohe Eier im Gegensatz zu pflaumenweich oder hart gekochten Eiern, weiterhin Kartoffelbrei im Gegensatz zu gekochten Kartoffeln oder Bratkartoffeln usw. Diese Bekömmlichkeit ist individuell sehr verschieden, doch wird durch konsistentere Nahrung ein mechanischer Reiz auf die Magenschleimhaut ausgeübt, dessen jeder gesunde Magen erfahrungsgemäß von Zeit zu Zeit bedarf; statt, wie gleichfalls die Erfahrung gezeigt hat, daß nur flüssige oder breiig-weiße Nahrung auf die Dauer die Ekstase herabsinken läßt und Ekel und Widerwillen sich einstellen, welcher Zustand erst dann behoben wird, wenn eine Abwechslung mit konsistenterer Kost den Appetit wieder anregt und zur Aufnahme von Speisen reizt. Bezüglich der Vegetabilien muß noch nachgetragen werden, daß ihre Aufspaltung und Verwertung für den menschlichen Körper eine vollständigere ist, wenn die Vegetabilien durch die Zubereitung weich hergerichtet sind.

Die täglich notwendige Nahrungsmenge verteilt sich auf die einzelnen Mahlzeiten. Am unrationellsten ist das Angebot der gesamten Tageskost in einer einzigen

Mahlzeit, wie wir es bei den sogenannten 24-Stündlern sehen. Dieses plötzliche Angebot übergroßer Nahrungsmengen in 24stündiger Zwischenzeit bedingt eine Überfüllung des Magens und dadurch eine Erschwerung der Magenbewegung und eine Störung der Absonderungen der Drüsen und der Einwirkung der Verdauungssäfte; das Gegenteil sehen wir bei dem Angebot vieler kleiner Mengen in zwei- bis dreistündigen Intervallen, wie beim Säugling, in Krankheitstagen und bei der Mastkur, wodurch eine große Auswertung des Dargebotenen erzielt wird und der Mensch gut gedeiht.

Die Gewohnheit hat es mit sich gebracht, daß wir in unseren Zonen das tägliche Nahrungsquantum auf drei Hauptmahlzeiten verteilen, denen sich zwei Nebenmahlzeiten evtl. anschließen: das Hauptfrühstück, die Mittags- und die Abendmahlzeit, dazu noch das zweite Frühstück und in vielen Fällen der Nachmittagskaffee. In England sehen wir insofern eine andere Einteilung, als das Morgenfrühstück sich zu dem sogenannten Breakfast erweitert, das Mittagmahl zu einem Gabelfrühstück eingeschränkt wird, während das Abendessen — der Lunch — als die Hauptmahlzeit gilt, wobei eventuell am Nachmittag noch der 5-Uhr-See eingeschoben wird.

Im wesentlichen hat sich also der Mensch an drei Hauptmahlzeiten gewöhnt, zwischen die sich, namentlich bei der arbeitenden Bevölkerung und bei den Frühaufstehern, ein zweites Frühstück und ein Nachmittagsimbis als Nebenmahlzeiten einschoben.

Erhebungen haben ergeben, daß sich die Speisen wie folgt auf die einzelnen Mahlzeiten verteilen:

Mahlzeit:	Prozentual:	Kalorien:
	%	
Morgenfrühstück	12—14	360—420
Mittagsessen	45—47	1350—1410
Abendessen	31—37	930—1110
Nebenmahlzeiten	6—10	180—300

Es läßt sich nicht ableugnen, daß der englische Brauch des sehr reichlichen Abendessens als Hauptmahlzeit beachtenswert ist, da nach des Tages Last und Arbeit der Mensch der größeren Nahrungsaufnahme sicherlich bedarf, wobei allerdings noch zu berücksichtigen ist, daß diese Gepflogenheit ihren Grund findet in einer anderen geschäftlichen Tageseinteilung wie bei uns; man braucht nur an die Londoner City und die Wohnviertel im Weichbild von London zu denken.

Für eine geregelte Ernährung ist dann noch — besonders bei Kindern — von Wichtigkeit, sich an die pünktliche Einhaltung der festgesetzten Mahlzeiten zu halten, da der Organismus sich außerordentlich schnell an diese Zeiteinteilung gewöhnt und der Appetit erfahrungsgemäß sich auf die Minute einstellt. Unregelmäßiges Essen schädigt den Appetit, den Körperbestand und auch das Wohlbefinden.

Eine genaue Zusammenstellung von Kochrezepten kann nicht im Rahmen dieser Ausführungen liegen, doch wäre es in den augenblicklichen Zeitläufen zwecks Erreichung einer rationellen Ernährung angebracht, von Zeit zu Zeit eine Rezeptur auf Grund statistischer Erhebungen im Hinblick auf die Preisgestaltung und unter Hinzuziehung eines sachverständigen Arztes durchzuführen, damit den wirtschaftlich Schwachen ein Fingerzeig gegeben werden kann.

Die Preise der einzelnen Waren spielen für die Art der Lebenshaltung eines jeden Menschen eine große Rolle; es muß unter allen Umständen ein Gleichgewicht zwischen dem Einkommen und den Ausgaben in der

Lebenshaltung bestehen. Die Bedürfnisse können nur befriedigt werden im Maßstabe der Warenpreise zu der Höhe des Einkommens. Dies gilt wie für die Befriedigung aller Lebensbedürfnisse auch für die Ernährung. Also Höhe des Einkommens und der jeweilige Preis auf dem Lebensmittelmarkt sind entscheidend dafür, wie der einzelne seine Ernährungsfrage zu lösen vermag. Steigen die Lebensmittelpreise, ohne daß ein völliges Anpassen des Einkommens eintritt, so zwingt der Selbsterhaltungstrieb zu einem Ausgleich, soweit sich ein solcher bewerkstelligen läßt. Dieser Ausgleich kann in zweifacher Weise herbeigeführt werden. Es werden zunächst die Forderungen auf anderen Gebieten heruntergedrückt, es wird gespart an bewohnbarem Raum mit Licht und Heizung („man setzt sich kleiner“), an Kleidung, an Bildungs-, Kultur- und Luxusbedürfnissen. Doch hat dies auch seine Grenzen in der sozialen Stellung des einzelnen.

Schon mit einer solchen Einschränkung können Schädigungen des Volksganzen herbeigeführt werden, da nämlich mit dem Steigen der Preise auf dem Lebensmittelmarkt auch die anderen Preise in die Höhe gehen, wie Miete, Licht, Kohlen, Kleider, Wäsche usw., wodurch dann nicht nur eine Einschränkung auf den anderen Gebieten durch die Notwendigkeit der Beschaffung der nunmehr teurer gewordenen Lebensmittel erfolgt, sondern es schließlich zu einem Verzicht auf andere lebenswichtige Notwendigkeiten kommen muß. Hierdurch können gesundheitliche Schädigungen hervorgerufen werden, so durch Außerachtlassen einer notwendigen Wohnungshygiene, weiterhin durch Kleider- und Wäschemangel, schließlich auch ein Herunterdrücken des geistigen Niveaus breiter Volksschichten durch die Unmöglichkeit des Besuchs guter Bildungsstätten, durch Beschaffung von geistiger Nahrung und anderes mehr. Führt diese Einschränkung auf anderen Gebieten nicht mehr zum Erfolg, dann muß die Einschränkung und Verschlechterung der Ernährung selbst den sich eingestellten Unterschied zwischen Lebensmittelpreisen und Einkommen ausgleichen. Die Rationen werden eingeschränkt und die bisher verwandten Lebensmittel durch billigere Surrogate ersetzt; es blüht die Ersatzfabrikation, an Stelle von Butter treten Margarine und Marmelade, an Stelle von Kaffee tritt Malzkaffee, an Stelle von Honig tritt Kunsthonig; sodann werden Fleischportionen herabgesetzt, Fleischwaren zweiter Sorte müssen vorhalten; schließlich kommt das Fleisch der Freibank, dann das Pferdefleisch an die Reihe; wenn auch dieses den Marsch in der Preisgestaltung nach oben mitgemacht hat, wird völlig auf Fleisch und sonstige animalische Nahrung Verzicht geleistet. Die Kohlehydrate geben die Hauptnahrung ab; bei diesen scheiden dann wegen des Preises die vorteilhaftesten, die grünen Gemüse, zunächst aus und übrig bleiben Kartoffel und Brot, was nunmehr Dauersättigung nicht mehr herbeizuführen vermag wegen des Mangels an Eiweiß und Fett. Die Folge fernerhin ist das Zuwenden weiter Volksschichten zu dem Alltröster, dem Alkohol, besonders in konzentrierter Form. Die auf diese Weise unzureichend gewordene Ernährung wirkt erschlassend und geistig demoralisierend und breite Schichten der Bevölkerung werden jetzt billige Werkzeuge in den Händen zielbewußter Führer, die mit dem schon den Römern bekannten Ruf „panem et circenses“ durch die Wucht der Massen, deren Bohn durch das dauernde Sehen der Gegensatzbilder — Luxus und Reichtum einiger weniger

— noch gesteigert wird, an die bestehende Gesellschaftsordnung rütteln, um den nach ihrem Sinne gerechten Zukunftsstaat aufzurichten. So kann die Ernährungsfrage den Bestand eines ganzen Reiches in Frage stellen und all die vielen Unruhen der letzten Zeit haben hierin ihre Hauptursache. Videant consules! . . .

Wir sehen nach diesen Ausführungen die Bestätigung einer ganzen Reihe von empirisch und statistisch festgelegten Gesetzen, wie: „Je geringer die Haushaltskosten sind, ein um so größerer Anteil entfällt auf die Nahrungsmittel“ (Engelsches Gesetz 1857), oder in der Formulierung von Laspeyres „Mit wachsendem Einkommen steigen die Ausgaben für Nahrung absolut, aber fallen relativ“, oder in einer oft zitierten Form „Je ärmer eine Familie ist, einen desto größeren Anteil von der Gesamtausgabe muß sie zur Beschaffung der Nahrung aufwenden“, oder in die Praxis übertragen „Je geringer das Einkommen, eine um so größere Wichtigkeit erlangen die Lebensmittelpreise für die Ernährung“; weiterhin „Je geringer der Haushaltsaufwand, desto größer sind die für die pflanzliche Nahrung verwandten Ausgabequoten“, oder „Je geringer die Einnahmen, desto geringer relativ ist auch der Fleischverbrauch“, da „der Fleischkonsum als ein Zeichen der Wohlhabenheit angesehen werden muß“; denn „Gemessen an dem Einkommen, verhalten sich der Fleisch- und Brotkonsum (animalische und vegetabilische Nahrung) gerade umgekehrt“, weil „bei steigendem Einkommen und gleichen Fleischpreisen der Fleischkonsum zunimmt, umgekehrt bei gleichem Einkommen, aber steigenden Preisen der Fleischkonsum abnimmt“, und „ebenso sich der Butter- und Fettverbrauch verhalten“, im Gegensatz dazu aber „die Kopfquote des Kartoffelkonsums bei größerem Einkommen sinkt und bei niedrigerem steigt“.

Alles dies bestätigt das Vorausgesagte und muß durch gemeinsame Arbeit der Hygieniker, Physiologen, Nationalökonomien und Statistiker zu einer im Sinne der Volksgesundheit befriedigenden Lösung geführt werden.

2. Massenernährung.

In seiner Monographie „Volksernährungsfragen“ führt Rubner aus: „Die Volksernährung ist wie alles dem Wandel der Zeiten unterworfen. Es wechseln Zeiten einer relativ günstigen Lage mit Zeiten schwerer Krisis. Je ärmer ein Volk im allgemeinen ist, um so fühlbarer werden im ganzen die Wirkungen neuer Mißstände sein müssen, weil sie eine um so größere Menge von Menschen betreffen und vorhandene Übelstände noch unerträglicher machen. . . .“ Daß solche schweren Zeiten der Not zu Einschränkungen in der Lebenshaltung zwingen, war oben bereits dargetan; die Ernährung breiter Massen sinkt in solchen Zeiten zurück auf ein Niveau, welches wir als Armentkost bezeichnen müssen. Aber ebenso wie es kein einheitliches Schuhwerk gibt, so gibt es auch keine einheitliche Armentkost. Der Gemeinschaftssinn aller Bürger, den wir in der Staatsidee verkörpert sehen, nimmt sich in dieser Frage der Volksgenossen an, indem sie Massenspeisungen in die Wege leitet (Kriegsküchen), oder der Wohltätigkeitsinn einzelner bzw. der privaten Organisationen springt ein und sucht einen Ausgleich herbeizuführen entweder durch kostenlose Abgabe von warmem Essen, wie wir es bei klösterlichen und sonstigen kirchlichen Institutionen sehen, oder auch gegen geringes Entgelt in Form von gemeinsamen Speisungen, wie z. B. in Kosthäusern und bei der mensa academica usw. Bei solchen

Massenspeisungen, die wir bereits von Armenhäusern, Gefängnissen und von den Armeen kennen, kann ein an Nährstoffen reichliches und durch richtige Zubereitung schmackhaft gemachtes Essen verabsolgt werden, das auch die Gesundheit und den Körperbestand zu erhalten und zu großen körperlichen Leistungen anzuspornen vermag, wie wir es ja bei der deutschen Armee im Weltkriege sahen. Neben dem Gerechtwerden der physiologischen Grundgesetze für die Ernährung muß bei den Massenspeisungen auch jeweils auf den Preis der Nahrungsmittel auf dem Lebensmittelmarkt gesehen werden. Aus diesem Grunde wendet man sich bei Massenspeisungen den Errungenschaften der neuzeitlichen Nahrungsmittelchemie zu, um wohl vollwertige, aber trotzdem billiger herzustellende Lebensmittel zu verwenden. Ich weise nur hin auf die künstlich hergestellten Fleischextrakte, auf die an Kohlehydraten und Eiweiß reichen Rindermehle. So richtet sich denn das Augenmerk derjenigen, die mit der Massenspeisung betraut sind, auf die auf den Markt gebrachten wohlfeilen Fette mit Rücksicht auf den reichlichen Gebrauch dieser Fette bei der Massenernährung und dem verhältnismäßig hohen Preis der tierischen Fette. Aus diesen Gründen sahen wir die Herstellung der Margarine, deren künstliche Herstellung auf eine Anregung Napoleons III. zurückgeht, der im Jahre 1869 den Chemiker Mouries damit betraute, um ein Ersatzmittel für die damals hoch im Preise stehende Butter zu finden. Dieses Kunstprodukt hat im Laufe der Zeit manche Wandlung erfahren, und viele ähnliche fetthaltige, künstlich hergestellte Produkte sind neben dieser Margarine auf dem Lebensmittelmarkt erschienen.

Von all den Formen der Massenernährung interessiert uns am meisten die für die wirtschaftlich Schwachen vorgenommene in den Volkstüchen. Die Idee zu einer solchen Massenspeisung stammt von dem amerikanischen Grafen Rumsford, der im Jahre 1797 in München eine Suppenanstalt gründete, wo gegen mäßiges Entgelt die sogenannte Rumsfordsuppe abgegeben wurde. Im Jahre 1813 fand diese Einrichtung weitestgehende Verwendung in Deutschland, besonders bei der Zivilbevölkerung. Sie kam zur vollen Geltung in dem Hungerjahre 1816/17. Erst sehr viel später ging man dazu über, diese dann auch in anderen Gegenden (Leipzig) eingerichteten Suppenanstalten zu Volkstüchen zu erweitern, in denen auch eine konsistenter Nahrung geboten werden konnte. Diese Volkstüchen gaben wohl überall nur ein preiswertes Mittagessen ab, und es sind selbstverständlich die gleichen Anforderungen an diese Mittagskost zu stellen, wie sie auch bei der Einzelkost erhoben werden sowohl bezüglich der Menge als auch der Beschaffenheit. Ja, es muß bedacht werden, daß doch gerade die wirtschaftlich Schwachen es sind, die sich an diese Nahrungsquelle drängen und deren sonstige Tageskost sicherlich nicht den physiologischen Anforderungen entspricht. Sehr oft gibt diese Kost die eigentliche Nahrung ab, gegen welche die sonst genossenen Nahrungsformen nur als geringfügige Nebermahlzeiten gelten können. Es muß infolgedessen darauf gesehen werden, daß diese Kost bei der Massenspeisung im höchsten Maße allen Anforderungen gerecht wird. Der Gehalt ist für einen arbeitenden Menschen mit 59 g Eiweiß, 34 g Fett und 160 g Kohlehydraten als die Hauptbestandteile der Nahrung anzugeben. Bei nur beschränkt Arbeitenden sowie bei Erwerbslosen und alten Leuten können diese Sätze etwas gedrückt werden;

jedoch soll auch hier, was die Eiweiß- und Fettsätze angeht, nicht unter 40 g Eiweiß und 30 g Fett heruntergegangen werden, während die Kohlehydrate, die noch in der billigeren Form der Kartoffel und des Brotes nebenher leichter zugeführt werden können, auf 85 g erniedrigt werden können. Aber die Preisgestaltung läßt sich augenblicklich nicht viel sagen, da die sagenhaften Zeiten, wo die Kosten einer solchen Speisung, sei es in Suppenanstalten oder in Volkstüchen, zwischen 6 und 25 Pfennig schwankten, wohl endgültig vorbei sind. Freilich können solche Anstalten, wenn sie auch als Großabnehmer in ihren Einkäufen vorteilhafter abschließen als der Einzelkonsument, doch wohl niemals ganz auf allgemeine Zuschüsse verzichten, da die Zubereitung im großen Stil Arbeitskräfte, große Räumlichkeiten, Licht, Kohlen, Reinigungsmaterial usw. beanspruchen. Auch auf diese Weise spart der auf die Selbstzubereitung Verzicht leistende Einzelmensch, wodurch in wirtschaftlich drückenden Zeiten eine nicht unwesentliche Erleichterung für breite Schichten der Bevölkerung geschaffen wird. Weit gibt noch einige gute Ratschläge für die Führung einer solchen Wirtschaftstüche: Es sollen große Schwankungen im Eiweißgehalt der einzelnen Tageskost vermieden werden; Leguminosen, wie Bohnen, Erbsen, Linsen, sind wegen ihres hohen Eiweißgehaltes und ihrer Schmachhaftigkeit zu bevorzugen; Genussmittel und Abwechslungen sollen nicht vergessen werden; die Form des Einkochens aller Nahrungsmittel in eine dicke Suppe soll nicht allzuhäufig gewählt sein, weil sie auf die Dauer nicht zusagt und die für die Verdauung so wichtige Rautätigkeit hierdurch leicht ausgeschaltet wird. Ferner ist der Wichtigkeit der Verwendung Leim gebender Gewebe, wie Knochen, Knorpel und Sehnen, zu gedenken, weil, wenn auch hierin ein Ersatz für Eiweiß nicht gesucht werden kann, so doch bei Anwesenheit dieser Leim gebenden Bestandteile eine Eiweißsparung erzielt wird.

So kann mit relativ geringen Mitteln viel Gutes geschaffen werden; es besteht die Möglichkeit, durch rationelle Bewirtschaftung für dasselbe Geld ein allen Anforderungen gerecht werdendes Mittagessen zu liefern, für das sonst der einzelne sich vielleicht ein an Kohlehydraten überladenes, aber im übrigen der wichtigsten Bestandteile entbehrendes Essen zusammenstellen kann.

Eine besondere Bedeutung haben nach dem Kriege in Deutschland die Kinderspeisungen erlangt, die durch das mildtätige Werk der Quäker ins Leben gerufen wurden und jetzt in der Erkenntnis der Notwendigkeit wohl allenthalben, nachdem die Quäker ihre Tätigkeit eingestellt haben, von seiten der Kommunen durchgeführt werden. Es dürfte sich erübrigen, auf die Notwendigkeit der Speisung gerade bei den Schulkindern hinzuweisen, weil sich jeder wohl ohne weiteres ein Bild davon zu machen in der Lage ist, da bei der Jugend heutzutage die Verhältnisse insofern schwierig liegen, als sie die Wachstumsperioden in der Kriegs- bzw. Nachkriegszeit durchlaufen mußten. Diese Speisungen sind als Ersatzspeisen gedacht und ersetzen wohl bei den meisten der zu dieser Speisung zugelassenen Kinder das sogenannte zweite Frühstück. Doch dürfte nicht außer acht gelassen werden, daß gerade den bedürftigsten Kindern — die ärztliche Auswahl hat es ihnen ja bestätigt — diese Speisung mehr als eine Zusatzspeisung ist, weil in den meisten Fällen sich gesundheitliche Bedürftigkeit mit wirtschaftlicher Not deckt. Soll diese Speisung Wert haben, muß sie zunächst all den Anforder-

rungen gerecht werden, die bereits des öfteren bezüglich der Ernährung erhoben sind; nur kann das Kostmaß mehr beschränkt sein, etwa auf 35 g Eiweiß, 21 g Fett und 40 g Kohlehydrate, wodurch eine Kalorienmenge von 490 bis 498 sich ergeben würde, welche Kalorienmenge im Sinne einer Zuzunahme genügt. Besonders Augenmerk wäre auf die Auswahl der Lebensmittel zu legen, bei der gewiß die Milch als das hauptsächlichste Nahrungsmittel im Vordergrund stehen wird; dann gilt es weiter, das Eiweiß- und Fettangebot reichlich zu gestalten, da bei der häuslichen Ernährung diese Nährstoffe bei den wirtschaftlich Schwachen, wie wir sahen, am ersten ausfallen und Eiweiß und Fett gerade für den kindlichen Organismus von größter Bedeutung sind, ebenso wie die Vitamine, die am sichersten angeboten werden durch eine bevorzugte Beigabe von frischen Gemüsen. Bei der Einnahme der Kost gilt bei den Kindern noch besonders, daß nicht nur das „Was“, sondern auch das „Wie“ eine wichtige Rolle spielt. Hastiges Würgen und Schlingen, Essen im Stehen, unter tobenem Lärm, im Schieben und Drängen, kann den Zweck, der erreicht werden soll, in Frage stellen; also nicht nur der Physiologe und der Kochkünstler, sondern auch der Pädagoge, dem die Aufsicht beim Essen obliegt, kann viel zu dem Gelingen dieser im Interesse der Volksgesundheit getroffenen Einrichtung beitragen.

So kann durch all diese Arten von Massenspeisungen große Not gelindert, seelische Bedrücktheit behoben, manche bald erschlaffende Kraft zu neuer Arbeit gestärkt, die Widerstandskraft des einzelnen gegen die Ausbreitung von Krankheiten gefestigt und damit auch die bedrohte Volksgesundheit gerettet werden.

D. Hygiene des Essens.

In weiterem Rahmen würden hierunter fallen alle hygienischen Maßnahmen, die betreffs der Nahrungsmittel getroffen werden müßten von der Produktionsstelle dieser Mittel an bis zu den tischbereiten Speisen und der Aufnahme durch den Einzelmenschen. Also Aufzucht und Pflege der Schlachttiere, Anlage und Wartung der Getreidefelder und der Gemüsegärten, Schlachtung und Ernte einschließlich der Hygiene der Schlachthäuser, der Mühlen und der Konservfabriken; Handhabung durch den Handel, wie Aufsicht über die Mehlgereien, die Gemüse- und Lebensmitteläden; weiterhin Einkauf durch den Verbraucher, Verarbeitung im Einzelhaushalt und in den großen Wirtschaftsküchen mit den wichtigen Faktoren der Hygiene der Küche und ihrer Geräte, der Vorratskammern und der Abfallstellen; dann auch hygienische Erfordernisse, die an all die Personen zu stellen sind, welche durch ihre Dienstaufgaben in unmittelbare Berührung mit dem Nahrungsmittel kommen, wie Viehwärter (Ruhschweizer), Müller, Schlachter, Mehlgereier, Händler, Köche. Alles dies bedarf der Darlegung, doch muß im Rahmen meiner Ausführungen darauf Verzicht geleistet werden; hier und da ist ja das eine und das andere in dem bisher Gesagten schon gestreift worden, und nur der beim Essen zu beachtenden Regeln soll noch gedacht sein.

Auf die pünktliche Einhaltung der Esszeiten soll, worauf schon hingewiesen wurde, Bedacht genommen werden. Es soll so viel Zeit zur Verfügung stehen, daß in Ruhe und Behaglichkeit das Essen genossen werden kann. Wenn auch eine ruhige Unterhaltung die Verdauung fördert, so sollen dabei doch alle Gesprächsthemen unterbleiben, in deren Folge Erregungen und Gemütsbewe-

gungen sich erfahrungsgemäß einstellen, wodurch die Verdaulichkeit gestört und das Essen nutzlos gemacht wird. Manche Choleriker suchen gerade bei der Essensruhe solche Streitobjekte, die meist mit der Kritik des dargebotenen Essens beginnen. Es soll nach vorausgegangenem Streit und Ärger erst dann mit dem Essen begonnen werden, wenn die Wogen der Erregung sich etwas abgeebnet haben. Vor dem Essen sollen die Hände gewaschen werden, was besonders bei den Kindern von Bedeutung ist. Die Speisen sollen richtig temperiert sein, nicht über 55 Grad, nicht unter 7 Grad; wichtig ist ein langsames Essen unter völliger Würdigung des Rauaktes, damit die Speisen zerkleinert werden und eine gute Durchtränkung mit dem Speichelsaft erfolgen kann, was insbesondere bei den konsistenteren Nahrungsmitteln in Frage kommt.

Kinder sollen möglichst in die Unterhaltung beim Essen nicht hereingezogen werden, da sie sonst nicht genügend Aufmerksamkeit dem Essen schenken; an dieser Stelle darf darauf hingewiesen werden, wie wichtig gerade in diesem Punkte die erzieherische Einwirkung auf die Kinder ist. Erkennt man doch ein wohl erzogenes Kind am besten in seinem Verhalten bei Tisch: gute Haltung, die linke Hand auf dem Tische, den Mund beim Rauen geschlossen — der gute Appetit soll sich nicht durch eine ausgiebige Betätigung der Rauwerkzeuge weithin hörbar machen —, nicht mit dem vollen Munde sprechen; zum Heranführen der Speisen an den Mund diene Löffel bzw. Gabel, nicht Messer und Finger; Entfernen von Speisereften soll nicht durch Hebelwirkung der Finger und Arme, sondern durch den Zahnstocher bewerkstelligt werden; die Augen sollen nicht größer als der Magen sein; was die Mutter mit Liebe gekocht, soll das Kind nicht in den Bereich seiner Kritik ziehen und durch Herumschauen und Anhäufen einer Raritätensammlung am Tellerande herabsehen. Aber es muß dem Kinde der Gedanke kommen, daß es nicht Kostgänger, sondern ein liebgewonnener Gast am elterlichen Tische ist.

Flüssigkeitsaufnahme während der Mahlzeit ist zu vermeiden, da, wie wir sahen, alle Speisen genügend Wassermengen enthalten, und es ist Aufgabe der Hausfrau, durch zweckentsprechende Zubereitung nicht zu einer solchen Flüssigkeitsaufnahme zu reizen. Bessere Verdaulichkeit macht es notwendig, sich beim Essen auch nur mit diesem zu beschäftigen und nicht durch Lesen und Verhandeln großer Probleme, wie Wirtschaftssorgen usw., sich ablenken zu lassen. Auch nicht den Kindern vor dem Essen für die Zeit nach der Mahlzeit Strafen androhen, wodurch Sammlung und Andacht, die dem Essen gewidmet werden müssen, dahin sind.

Nach dem Essen ist nochmaliges Händewaschen zu empfehlen, eventuell auch Zähneputzen, denn die Erhaltung eines guten Gebisses ist eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine gute Verdauung und eine gedeihliche Entwicklung des Körpers. Auch dem zweckmäßigen Verhalten nach dem Essen ist genügende Achtung zu schenken. Während der nach dem Essen einsetzenden Verdauung sind die Blutgefäße des Magens und des Darms, des sogenannten Pfortaderkreislaufes, prall mit Blut gefüllt, was eine Blutleere in den anderen Organen, so auch im Gehirn zur Folge hat, aus welchem Grunde eine gewisse Ermüdung sich einstellt. Der Mensch ist nach einer genossenen Mahlzeit zu Arbeiten, sowohl körperlicher wie geistiger Art, wenig aufgelegt und befähigt; er bedarf der Ruhe. Es muß daher ein Ausruhen, und zwar in horizontaler Lage, nicht nur für Kinder,

sondern für alle Altersklassen angeraten werden, besonders aber für ältere, schwächliche, magenleidende, nervengestörte und bleichsüchtige Personen. Unzweckmäßig ist eine Ruhepause in sitzender Stellung auf einem Stuhle, da beim Einschlafen durch Zusammensacken ein zu großer Druck auf den Unterleib ausgeübt wird; über eine Stunde soll diese Ruhepause nicht ausgedehnt werden.

Betreffs des Abendessens ist noch zu sagen, daß es so eingenommen werden soll, daß zwischen ihm und dem Schlafengehen eine Zeit von 1 bis 2 Stunden liegt, die auch mit Einschränkung bei den Schulkindern eingehalten werden sollte.

Zum Schluß sei der Vollständigkeit halber noch auf eine geregelte Darmentleerung hingewiesen, was ebenfalls für den Ablauf einer guten Verdauung von außerordentlicher Wichtigkeit ist.

E. Schluß.

So stellt denn das Problem „Ernährung und Nahrung“ eins der wichtigsten dar, welches wir überhaupt

für einen vernünftigen Lebensablauf kennen. In Zeiten normaler Zustände schenken wir diesem Problem gewiß nicht die ihm zukommende Beachtung; höchstens bei Ernährungsfragen der Säuglinge und in Krankheitsfällen findet es zeitweise gesteigertes Interesse. Aber die Jetztzeit zwingt jeden einzelnen dazu, ihm näherzutreten, und es ist nicht nur wegen der in ihm steckenden Sorgen ein schwer zu lösendes Problem für den einzelnen, sondern es greift auch tief hinein in das öffentliche Leben und macht viel Sorgen und Kopfzerbrechen allen, denen das Allgemeinwohl ans Herz gelegt ist und die sich wissenschaftlich damit zu befassen haben. Es ist auch kein zeitbeständiges Problem, sondern ein fortlaufendes; denn was heute noch als Lösung gelten konnte, kann in dem rasend dahineilenden Schicksal morgen vielleicht nur noch ein Phantom sein. Nur durch eine Notgemeinschaft aller mit Opfern auf allen Seiten ist es zu lösen und muß gelöst werden, denn der Selbsterhaltungstrieb erheischt es.

Vivere necesse = zu leben tut not!

Ein Tag im Säuglingsheim

Von Hildegard Hercher, Düsseldorf

Wenn ich frühmorgens um ½7 Uhr ins Säuglingsheim komme, ist dort schon überall erwachtes, tätiges Leben. Kinderstimmen klingen durchs

Haus, und Schwestern und Mädchen sind in eiliger Bewegung. Ein reicher, pflichtbringender Arbeitstag hat begonnen. An den Sälen der Zwei- bis Dreijährigen, wo die Kleinen schon alle vergnügt vor ihren Bettchen sitzen, gehe ich vorbei, um im Schrankraum meine Kleider zu wechseln. Dann trete ich mit frohem Morgengruß in meinen Saal, wo mir gleich vier frische Rindergeßichtchen entgegenlachen. Dies sind meine Kinder, die ganz unter meiner Obhut und Verantwortung stehen. Nachdem ich mir die Hände in der immer bereitstehenden Desinfektionsflüssigkeit gewaschen habe, hole ich mir meine Kleinen nacheinander zum Baden. Die Nachtwindeln werden fortgetan, das Bettchen frisch gemacht, dann das kleine Geschöpfchen in sein Badetuch gepackt und den Flur entlang ins große Badezimmer getragen. Dort sind im großen, hellen Raum fünf kleine, eingebaute Wannen an der Seite, fünf Wickeltische in der Mitte und viele Fache und Fächerchen an der Wand. Mein Nachtfroschchen im linken Arm, wird eine freie Wanne mit dem feuchten Lappen

desinfiziert, das Wasser kalt und warm hineingelassen und bei 35 Grad Celsius das Kind hineingehoben. Sicher ruht es mit dem Oberkörper auf dem linken

Arm, während es tüchtig gewaschen wird und Beinchen und Armchen lustig planschen. Nun schnell auf das ausgebreitete Badetuch, das nasse Körperchen darin eingeschlagen, warmgerieben und getrocknet, bis ich mein wohlighfrisches Paketchen wieder in den Arm nehmen und in sein Bettchen zurückbringen kann.

Während der Stunde, in der ich meine vier Kleinen so zurechtgemacht habe, sind in demselben Baderaum ungefähr 50 Kinder aus vier Sälen gebadet worden, und nach diesem Gewimmel liegt jedes um ½8 Uhr reinlich in seinem Bettchen. Inzwischen ist von der Milchküche mit dem Aufzug der Brei heraufgeschickt worden, und auf dem Tablett werden unsere 16 Becher in den Saal geholt. Es ist in jedem etwas anderes darin: Grieß, Mondamin, Rasein oder Haferschleim; jedes

Kind hat seine Nahrungszusammensetzung von der Ärztin verordnet. Meine vier bekommen jetzt alle Grießbrei, es sind die ältesten im Saal, zwischen ½ und 1½ Jahr. Die Kleineren bekommen noch oft die Flasche oder Muttermilch. Sie melden sich nun alle ziemlich vernehmlich.

O Mutter,
halte dein Rindlein warm

O Mutter, halte dein Rindlein warm,
solang's auf deinem Schoße ruht.
Hier ist es reich in deinem Arm.
Niemeht, niemeht ist ihm so gut.

O Mutter, halte dein Rindlein warm,
gieß heilige, heiße Liebe aus.
Die Welt ist kalt, die Welt ist arm,
und weit liegt einst das Elternhaus.



Maria Luß-Weitmann

Das hungrige Liesbethchen kommt zuerst an die Reihe; es wird wie alle nicht zu kleinen Kinder liegend gefüttert. Schon während ich ihm das Lätzchen umbinde, sperrt es sein Schnäbelschen weit auf, und ängstlich verfolgen die lebhaften Augen die Bewegungen des Bechers in meiner Hand. Endlich bekommt es den ersten Löffel. Ich muß mich sehr, sehr beeilen auf dem Wege vom Becher zum Munde, denn es ist unglaublich, wie schnell solch winzig kleiner Schlund arbeiten kann. Jedesmal ist das Mäulchen schon wieder offen, ehe ich mit dem Löffel da bin, und es dauert eine ganze Weile, bis wir beide über diese Spannung hinweg sind und ich mit dem Kind sprechen kann, während es die zweite Hälfte seines Breichens gemächlicher verzehrt und mich dann mit zufriedenen Gesichtchen anstrahlt.

Inzwischen haben sich meine anderen drei Krebsrot geschrien über die unbegreifliche Zurücksetzung; und wenn man jetzt überhaupt zur Besinnung käme, würde man das ganze Haus von Kinderstimmen erfüllt hören. Bis dahin hat mich im zweiten Bettchen der kleine Karle- mann mit der größten Aufregung beobachtet. Er hat schon richtige Bornfältchen auf der Stirn und ein kühnes Lockenschöpfchen darüber. So sehr kann er schreien, daß er schon zweimal einen Krampf bekommen hat und in ein Wechselbad mußte. Dafür kann er aber in zufriedener Stimmung auch jauchzen wie ein Waldröglein. „Aber leicht wirst du es einmal nicht haben im Leben, du kleines Männlein.“

Nach dem dritten Kind, der dicken Liselotte, kommt mein Sonnenscheinchen an die Reihe, und wir freuen uns immer beide schrecklich aufeinander. Schon wenn ich an sein Bettchen trete, ist es still und schiebt sein Armchen mit der geschlossenen kleinen Faust behaglich unters Köpfchen. Beim Füttern gibt es ab und zu kleine, glückliche Tönchen von sich, und ich schaue und schaue in das reine Blau der Kinderaugen.

Erst wenn alle Kinder versorgt sind, kommen gegen 1/2 9 Uhr die Schwestern zu ihrem ersten Frühstück. Ihre Arbeitszeit dauert bis 7 Uhr, mittags haben sie eine Ausruhzzeit von zwei Stunden. Am Vormittag wird von den Mädchen und Schülerinnen eine gründliche Reinigung vollzogen. Die vielen Glasscheiben und weißen Möbel werden blankgerieben, die Sauger ausgekocht und die Bettchen von außen mit Lysollösung desinfiziert. Dabei schaue ich in alle die so verschiedenen KinderGesichtchen und finde schon oft in den unausgesprochenen Zügen ein trostloses Elend ausgedrückt, das sie schuldlos von ihren Eltern aufgeprägt bekommen. Bei allen aber finde ich um das weiche Mündchen und in den glänzenden Augen den reinen Ausdruck der schuldlosen, ungeprüften Natur.

Vor unserem Mittagessen bekommen auch die Kinder ihre Hauptmahlzeit, meine vier essen schon zartes Gemüse in ihrem Breichen, und dann schlafen sie unter Aufsicht einer Tischwache. Am Nachmittag ist zwischen Füttern und Trockenlegen eine stille Zeit. Bei schönem Wetter sind alle Bettchen hinaus auf die großen, sonnigen Veranden geschoben worden, und man hat einmal die Ruhe, sich mit den Kindern ohne ihre vielen leiblichen Bedürfnisse beschäftigen zu können. Ich betrachte sie einzeln, wie sie in der sonnendurchdrungenen, reinen Luft ruhig atmen, oder hebe dem Sonnenscheinchen immer wieder sein Rasselchen auf, das es mit einer unbeschreiblichen Wonne von seinem Stühlchen, in dem es sitzen lernt, herunterwirft. Dazwischen klingen die seligen Jauchzer des kleinen Männleins.

Mit dem Dunkelwerden wird alles für die Nachtruhe der Kleinen vorbereitet. Sie werden noch einmal trocken- gelegt und gefüttert, dann liegen sie bald alle leise und kaum beweglich in den reinen Rissen. Um 7 Uhr ist unser Tagewerk vollendet, und die Nachtwache übernimmt den Schutz für die beinahe hundert schlafenden Lebewesen.

Können wir noch Weihnachten feiern?

Von Reinhold Seeberg

Zu den lieblichsten und tiefsten Erinnerungen in jedem Menschenleben gehören die Weihnachtsfeste, zumal die der Jugendjahre. Drinnen im Hause Wärme und Licht, freundlicher Sinn, Bereitschaft, einander Freude zu machen. Das Licht von dem Baum strahlt weit hinaus in die dunkle Nacht, und so scheint Licht und Wärme auch von außen her in das Haus einzudringen. Dankbarkeit und innige Liebe wohnt in den Herzen. Aller Gegensatz und Hader ist vergessen. Es ist, als wenn ein Stück Paradies sich wieder herabgelassen hätte auf diese dunkle arme Erde. Mit neuem Mut und neuer Freudigkeit blicken alle hin auf das Leben und seine Aufgaben. Innerlich sind sie warm geworden, und Wärme, auch innerliche Wärme ist Kraft, zu schaffen und alle Schwierigkeiten zu überwinden. Auch der Arme fühlt sich glücklich. Nach dem Maß seiner Kräfte bereitet er den Hausgenossen Freude. Ein Tag ist gekommen, da die Not und Sorge schweigt und da man auch dem äußeren Menschen etwas mehr an Genuß zu gönnen vermag, als der Alltag es erlaubt.

So lebt in unser aller Seelen die Erinnerung an so manchen schönen Weihnachtsabend und an so manche harmonische Weihnachtstage, die auf diesen Abend folgten. Dann ist eine Zeit gekommen, da all dies

Freundliche und Freudige zerschlagen zu sein schien. Es war der Krieg mit seinen Sorgen für die Männer und Söhne, die draußen im Felde standen, mit der ganzen Beengung, die er dem äußeren Leben auferlegte und mit der Verengung der Seele durch die besonderen Ängste und Sorgen wegen des Schicksals der Lieben, die draußen vor dem Feinde waren. Indessen, wir hofften, daß das überwunden werden sollte, daß das grausame Völkermorden ein Ende nehmen und dann wieder Friede eintreten würde in unsere Weihnachtsfeiern. Aber der Kampf nahm das unvorhergesehene schreckliche Ende. Ein Friede folgte, der kein Friede ist. Man sprach von Völkerveröhnung. In Wirklichkeit tobt der Haß der Sieger grausamer denn je wider die Besiegten. Seit fünf Jahren fragen wir vor dem Weihnachtsfest, ob nicht das nächste Jahr reine Freude, süße Harmonie bringen würde, und immer wieder ist die Lage für das neue Weihnachtsfest schlimmer und trauriger geworden als in dem vorangegangenen Jahr.

Das spüren wieder heute ungezählte Scharen in unserem Volke. Die Preise haben eine Höhe erklettert, die auch die bescheidensten Aufwendungen unmöglich zu machen droht. Wo soll der Baum herkommen, wo das Licht, wo die Wärme; wer will, wo die Mittel für



Ihr ist heute der Heiland geboren!

Ölgemälde von Joh. Philipp Hackert (1737–1807)

(Neuerwerbung der Städtischen Galerie zu Düsseldorf)

das Notwendigste nicht langen, sich die Freude gestatten, wenn auch in bescheidenster Form, die Wünsche der Seinen zu erfüllen? Aber das ist nicht alles. Drinnen in den Herzen hat es sich zusammengeballt wie ein finsternes Gewitter; Not und Sorge, Grimm und Haß sind immer stärker geworden. Neben einem steht unsichtbar die leere verzweifelte Hoffnungslosigkeit. Man mag es angreifen, wo man will, immer wieder rennt man an die starre Wand der Unmöglichkeiten. Man mag Wege gehen wie immer man will, nach wenigen Schritten zeigt es sich, daß auch sie zum Abgrund sich hinabsenken. Nicht nur die Not ist es, die uns angesichts des Weihnachtsfestes bedrückt, sondern auch die Freud- und Friedlosigkeit, die Hoffnungslosigkeit und der Mangel an Mut, den Kampf mit dem Leben weiter aufzunehmen.

So ist die Lage in so vielen Häusern unseres Volkes. Wären die Kinder nicht mit ihren hellen Augen, mit ihrem kindlichen Hoffen, ich glaube, nur wenige Häuser dächten daran, in diesem Jahre Weihnachten zu feiern. Aber gerade diese Kinder legen auf der anderen Seite, da doch nur so ganz wenig geschehen kann, dem Herzen die Frage nahe, ob man wirklich noch Weihnachten feiern soll. Welchen Sinn hat es denn, wo nichts mehr zu hoffen ist, wo die Verzweiflung so viele zermürbt hat, für

ein, zwei Tage dies alles vergessen zu wollen und zu tun, als könnte man noch froh sein wie die Kinder, vergessen das Heute und Gestern, wie es ihnen gegeben ist?

Dann kann wohl in der Seele der Gedanke aufkommen, als wäre dies ehrlich und tapfer, wenn man aufhört, was doch nichts mehr nützt, wenn man aufhört von Kräften zu reden, wo keine Kraft mehr vorhanden ist.

Und hier greift nun ein anderes in diese Abneigung zum Feste ein, und dies andere ist doch das eigentlich Entscheidende. Lange Jahrzehnte über ist weiten Kreisen unseres Volkes verkündet worden, daß Glück und Freude nur erlangt werden können, wenn es dem Menschen äußerlich gut geht, und daß, wenn alle äußeren, sinnlichen Bedürfnisse reichlich befriedigt würden, auch das Innere zur Zufriedenheit gelangen werde. Diese Weltanschauung, die, wie gesagt, heute nicht nur in den Kreisen der höher Gebildeten, sondern vor allem auch in den Kreisen der Handarbeiter herrscht, nennen wir Materialismus. Es ist klar, daß derjenige, für welchen diese materialistische Auffassung des Lebens selbstverständlich geworden ist, zusammenbrechen muß, wenn die sinnlichen Bedürfnisse und die äußere Befriedigung am Leben ihm fehlt. Die Wärme, die bewegt und antreibt zum Kampf mit den äußeren Nöten und Bedrängnissen

und schließlich auch zum Sieg über sie verhilft, die fehlt eben; und weil sie fehlt, darum tritt alsbald Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit ein, wenn dem sinnlichen Behagen am Dasein etwas abgebrochen wird. Wer auf diesem Standpunkt steht, kann freilich im Hinblick auf die grenzenlose Verarmung und Verelendung unseres Volkes nicht anders urteilen, als daß jede Feier eines Festes nur äußerer Schein sein könne.

Dies ist es. Es hat auch früher so manches Haus gegeben, wo man in tiefster Armut dennoch die innere Freudigkeit zum Feste gewonnen hat und Alte wie Junge in dieser Freude Kraft sammelten, Dunkelheit und Mangel der Alltage zu ertragen, und nicht nur zu ertragen, sondern zu überwinden. Dann aber ist dieser Strom einer sogenannten materialistischen Aufklärung über uns gekommen und hat mit trüben, dunklen Wellen unser Innenleben bedeckt und ihm die Fähigkeit geistigen Erlebens und Empfindens geraubt. Das wird wohl gar als Fortschritt gepriesen. Es soll groß sein, zu glauben, daß man alles wissen könne, um schließlich dann nur zu wissen, was man mit den fünf Sinnen erreichen kann. Aber wie unendlich arm wird doch das Menschenleben, wenn alles aus ihm fortgenommen wird, was inneres Erleben, was Gemüt und Phantasie schaffen, und dafür nur die arme graue materielle Welt stehen bleibt! Das Leben ist größer und reicher als diese materielle Welt. Zu seiner Befriedigung sprudeln andere und tiefere Quellen, als die Sinnlichkeit und ihre Befriedigung jemals zu bieten vermögen. Je ärmer daher diese Quellen äußeren Behagens fließen, desto mehr sollen die menschlichen Seelen sich befinnen auf die geistige Welt mit ihren Kräften und ihrem Glanz, mit ihren Antrieben und ihrem Frieden. Es kann ja nie besser werden, auch im äußeren Leben, wenn die Kräfte zur Überwindung der Schwierigkeiten nicht aus dem Geist des Menschen emportauchen. Armut, Not, Arbeitslosigkeit, Darben und Sorgen werden niemals von außen her überwunden. Wo sollte es auch herkommen? Sollen sie überwunden werden, so gibt es keine andere Kraft dazu, als den starken Willen im Innern des Menschen. Wir sollen deshalb alles suchen, was diesen Willen kräftigen und befreien kann. Je trostloser daher die äußere Lage, desto notwendiger die innere Kräftigung. Je mehr die materielle Welt uns ihre Gaben versagt, desto sinnloser wird der Materialismus und desto notwendiger wird andererseits das Erleben der Kraft des Geistes. Daher wird der richtige Schluß, der sich aus unserer verzweifeltsten äußeren Lage ergibt, nicht lauten dürfen: Hinweg mit den Festen heiligen Geistes! Der richtige Schluß kann vielmehr nur darin bestehen: Begehen wir diese Feste, damit sie uns zu Quellen der inneren Stärkung, des Mutes zu Arbeit und Sieg werden.

Weihnachten steht vor der Tür. Denken wir an das erste Weihnachtsfest. Ein einsames Paar kommt von einer mehrtägigen Reise. Es steht in der Nähe der Heimat des Geschlechtes des Mannes. Schweren Fußes schreitet die Frau, sie sieht ihrer Entbindung entgegen. Vor ihnen liegt Bethlehem, die Stadt, aus der der Stammvater Josephs herkam, David der König. Herabgesunken von Glanz und Höhe ist die Familie, arm, ganz arm geworden. Ein Gebot der Regierung treibt sie nach Bethlehem, dort gezählt zu werden. Sie finden keine andere Unterkunft in dem Städtchen als in dem Stall der Herberge. Dort ist das Kind geboren. Kein Wort der Klage ist uns überliefert. Keine Anklage wider das harte Schicksal und wider die schwere Not der Gegen-

wart. Und über der Stätte, da das Kind geboren, leuchtet der Glanz des Himmels, Engelsstimmen erklingen, es blinkt und tönt durch das Weltall von unendlicher Freude. Da ist nichts von sinnlichem Genuß und äußerer Befriedigung. Da ist alles so armselig und elend als möglich, und dennoch, die sieghafte Stimmung ist da, daß das Alte vergangen ist und ein ganz Neues angehen werde. Und in den Herzen der Menschen klingt wider in innigem Dank und in heißer Sehnsucht, was durch das Weltall hintönt in den Stimmen, die deuten sollen, was jetzt geschieht: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.“

Es ist kein Hauch von trübem und stumpfem Materialismus in der Weihnachtsgeschichte. Die Herzen haben sich geöffnet, aufzunehmen die Kräfte ewigen Geistes.

Aber was ist's denn nun, was diese Menschen in diesen Stunden zu erleben bekommen? Ihre Seele wird erfüllt von der unendlichen Freude, die sich aus der Empfindung ergibt, daß die Macht, die alles wirkt und schafft, unendliche Güte und Liebe ist, und daß sie, wenn auch lange harte Zeiten kommen, sich dennoch wieder den Menschenseelen zeigt und zeigen wird. Mag alles niedergegangen sein bis zu bitterster Armut, mag es fehlen an allem, auch dem notwendigsten Äußeren, die ewige Macht der Liebe wird sich schließlich doch offenbaren und wird Freude schaffen; denn Freude ist die tiefste Kraft im Menschenleben. Das haben in jenen Stunden die beiden, denen das Kind der Verheißung geboren ward, erlebt, und durch lange Jahrhunderte, in den verschiedensten Wendungen, die die Geschichte der Menschen genommen haben, in Glück und Unglück, im tiefsten Dunkel und im strahlenden Lichte haben ungezählte Tausende dasselbe mit einer unwiderstehlichen Kraft an ihre Herzen pochen gefühlt, so daß ihnen das Herz darüber aufsprang und drinnen ein Licht erglomm, das alle Finsternis überwindet.

Aber nicht etwa um eine bloße Phantasieerregung handelt es sich bei alledem, sondern um ein Erleben, das fest in der Seele wirksam bleibt, dessen Kraft sich bewährt allen Schäden und Leiden des täglichen Lebens gegenüber. Das ist die große Verkündigung des Weihnachtsfestes. Gott hält sein Wort. Die ewige Liebe bleibt. Das letzte Wort in der Geschichte der Menschheit spricht nicht der Zorn, der Menschen versinken läßt in der reißenden Flut des Jammers und der Not, das letzte Wort spricht die Liebe, die aus allem Elend emporhebt, die die Herzen gesund macht, die dem Willen Kraft gibt, standzuhalten auch in allerschwerster Prüfung. Das ist christlicher Glaube. Man kann ihn nicht beweisen, wie man irgendeinen Lehrsatz beweisen kann; aber man kann ihn empfinden und erleben, wie man Licht und Liebe inmitten dieser armen Welt empfinden und erleben kann. Auch wo äußeres Glück und Reichum herrschen, bleibt es bei der Vergänglichkeit alles Irdischen. Daher macht kein Glück glücklich, und kein Reichum bleibt. Wer aber diese ewige Liebe im Innersten seiner Seele als fesselnde und doch entfesselnde Gewalt empfindet, der wird frei, stark und glücklich inmitten des Jammers einer hinsterbenden Welt. Das ist das Geheimnis des Glückes, und es ist die Gabe der Religion.

Und nun wende ich mich an meine Leser, meine Volks- und meine Zeitgenossen, mit denen zugleich ich alle Not, alle Schande, alle Plage und allen Jammer dieser Zeit tief empfinde. Aber ich rufe ihnen zu: Ihr seid ganz verloren, wenn ihr deshalb, weil ihr euer äußeres Erbe verloren habt, nun auch das heilige innere Erbe eurer



VERSCHNEIT
PHOT. M. NOWAK, DRESDEN

Väter fortwerfen wollt; dann kann euch wirklich nichts und niemand helfen. Es gibt keine so frevelhafte und verlogene Rede in diesen Tagen, als daß man dem Volke zuruft, es geht euch äußerlich schlecht, also gibt es keinen Gott der Liebe, also laßt den Glauben an ihn fahren und hört auf mit dem Feiern von Festen, die nur Kinderspiel sind. Ganz im Gegenteil, wir brauchen Kraft und Liebe. Wenn wir aus unserer traurigen äußeren Lage herauskommen wollen, so öffnen wir unsere Herzen, daß aus dem alten Quell Kraft und Liebe auch in uns einströmen möge. Man soll nicht an Gott denken mit diesen armseligen, äußerlichen Gedanken, als hätte er uns gegenüber ganz bestimmte Pflichten und als könnten wir ihm einen Lohn tarif vorschreiben, nach dem er uns zu besolden habe. Wer etwas von Gott weiß, der ist dessen gewiß, daß der, den Gott führt, zu einem guten Ende kommt. Er weiß nicht, welche Wege Gott wählen wird; aber auch wenn es durch Nacht und Dunkel geht, auch wenn menschliche Augen gar kein Licht zu erblicken vermögen, bleibt ihm die Gewißheit, daß die Liebe dennoch in seinem Leben wie im Leben seines Volkes das letzte Wort sprechen wird.

So ist es mit dem christlichen Glauben. Nicht daß wir besiegt wurden, nicht daß wir ausgeplündert werden von dem Erbfeind, nicht daß alle Preise zu wahnsinniger Höhe steigen, nicht Gewissenlosigkeit und nicht Arbeitslosigkeit sind der Grund unseres Elends. Unser Elend besteht vielmehr darin, daß wir den Glauben an die ewige Liebe verloren haben. Dadurch sind wir so bald müde und hoffnungslos. Daher legt sich wie eine Wolke erdrückend über uns die Stimmung der Verzweiflung. Daher aber auch wächst unter uns selbst in erschreckendem Umfang die Lieblosigkeit. Jeder will haben, aber niemand will geben. Jeder will seine Lebensbedürfnisse erfüllt sehen, aber kümmert sich herzlich wenig darum, wo es denn herkommen soll. Jeder weiß für seine Person die Freude zu schätzen, aber es liegt ihm fern, anderen Freude zu machen. Wir sind widereinander in Worten und in Werken. Wir verdächtigen einander, statt daß wir die Not gemeinsam tragen, d. h. daß auch jeder für sich

bereit ist, Entbehrung und Mangel zu leiden in dem Maße, als sie dem ganzen Volke auferlegt sind. Wer fühlt, daß er von Gott geliebt wird, der kann nicht anders, als auch die Menschen, mit denen er zusammen geht, zu lieben. Lieben heißt aber, die anderen und die ganze Volksgemeinschaft mit allen Kräften fördern und auch Not und Entbehrung gern tragen, damit es den anderen besser und das Ganze wieder zur Höhe gehe.

Das mag sonderbar klingen, aber es ist trotzdem die Wahrheit, und es ist zu gleicher Zeit die einzige Rettung, die unserem Volke in dieser Zeit der Not geblieben ist. Das will uns das Weihnachtsfest so recht warm und innig in das Herz rufen, daß es nicht nur uns für ein paar Tage erwärme, sondern uns Wärme und Kraft gebe für alle Mühe und Arbeit, die das Leben uns bringt und ja in der nächsten Zeit noch reichlich bringen wird. In diesem Sinne wollen wir uns alle rüsten, ein frohes Weihnachtsfest zu begehen, trotz allem ein frohes Fest. Es wird am Äußeren fehlen hier und dort. Wenn die Herzen warm geworden sind von der Liebe Gottes, so wird trotz allem Freude da sein, und wo Freude ist, da werden sich auch die Mittel finden, den anderen Freude zu bereiten. Ob es dann reichliche oder ärmliche äußere Mittel sind, an diesen Mitteln wird den Herzen der anderen trotzdem aufgehen, daß sie aus

Liebe kommen und Liebe bringen, und dies Gefühl, von den Menschen geliebt zu werden, ist in unserem Herzen schließlich immer nur ein Widerhall der einen großen Liebe, die hingeht durch das Menschengeschlecht, die hebt und senkt nach ihrem Willen und die durch Nacht und Dunkel dennoch zu hellem Lichte führt. Es ist die Liebe Gottes. Gott ist Geist. Dieser Geist siegt. Wir brauchen es, daß heute uns diese Überzeugung zur Lebenserfahrung wird. Möchte denn auch das Weihnachtsfest, das vor uns liegt, vielen dies sonnige und wonnige Erlebnis bringen, daß Gott ewige Liebe ist, daß sein Geist siegt und, wo er siegt, Freude in den Menschenherzen entsteht. Gott schenke uns viel Freude zu diesem Weihnachtsfeste! Freude ist innere Wärme und Wärme ist Kraft. Wir brauchen heute Kraft, mehr denn je.





Das Fähnlein der sieben Aufrechten

Novelle von Gottfried Keller

Der Schneidermeister Hediger in Zürich war in dem Alter, wo der fleißige Handwerksmann schon anfängt, sich nach Tisch ein Stündchen Ruhe zu gönnen. So saß er denn an einem schönen Märztag nicht in seiner leiblichen Werkstatt, sondern in seiner geistigen, einem kleinen Sonderstübchen, welches er sich seit Jahren zugeteilt hatte. Er freute sich, daselbe ungeheizt wieder behaupten zu können; denn weder seine alten Handwerksitten, noch seine Einkünfte erlaubten ihm, während des Winters sich ein besonderes Zimmer erwärmen zu lassen, nur um darin zu lesen. Und das zu einer Zeit, wo es schon Schneider gab, welche auf die Jagd gehen und täglich zu Pferde sitzen, so eng verzahnen sich die Übergänge der Kultur ineinander.

Meister Hediger durfte sich aber sehen lassen in seinem wohlauferäumten Hinterstübchen. Er sah fast eher einem amerikanischen Squatter als einem Schneider ähnlich; ein kräftiges und verständiges Gesicht mit starkem Badenbart, von einem mächtigen kahlen Schädel überwölbt, neigte sich über die Zeitung „Der schweizerische Republikaner“ und las mit kritischem Ausdruck den Hauptartikel. Von diesem Republikaner standen wenigstens fünfundzwanzig Foliobände, wohl gebunden, in einem kleinen Glaschrantke von Fußbaum, und sie enthielten fast nichts, das Hediger seit fünfundzwanzig Jahren nicht mit erlebt und durchgekämpft hatte. Außerdem stand ein „Kotted“ in dem Schrantke, eine Schweizergeschichte von Johannes Müller und eine Handvoll politischer Flugschriften und dergleichen; ein geographischer Atlas und ein Mäppchen voll Karikaturen und Pamphlete, die Denkmäler bitter leidenschaftlicher Tage, lagen auf dem untersten Brette. Die Wand des Zimmers war geschmückt mit den Bildnissen von Kolumbus, von Zwingli, von Hutten, Washington und Robespierre; denn er verstand keinen Späß und billigte nachträglich die Schreckenszeit. Außer diesen Weltkämpfern schmückten die Wand noch einige schweizerische Fortschrittsleute mit der beigefügten Handschrift in höchst erbauenden und weitläufigen Denkprüchen, ordentlichen kleinen Aufsätzen. Am Bücherchrantke aber lehnte eine gut im Stand erhaltene, blanke Ordonnanzflinte, behängt mit einem kurzen Seitengewehr und einer Patronentasche, worin zu jeder Zeit dreißig scharfe Patronen steckten. Das war sein Jagdgewehr, womit er nicht auf Hasen und Rebhühner, sondern auf Aristokraten und Jesuiten, auf Versassungsbrecher und Volksverräter Jagd machte. Bis jetzt hatte ihn ein freundlicher Stern bewahrt, daß er noch kein Blut vergossen, aus Mangel an Gelegenheit; dennoch hatte er die Flinte schon mehr als einmal ergriffen und war damit auf den Platz geeilt, da es noch die Zeit der Putsche war, und das Gewehr mußte unverrückt zwischen Bett und Schrant stehenbleiben; „denn“, pflegte er zu sagen, „keine Regierung und keine Bataillone vermögen Recht und Freiheit zu schützen, wo der Bürger nicht instand ist, selber vor die Haustüre zu treten und nachzusehen, was es gibt!“

Als der wachere Meister mitten in seinem Artikel vertieft war, bald zustimmend nickte und bald den Kopf schüttelte, trat sein jüngster Sohn Karl herein, ein angehender Beamter auf einer Regierungskanzlei. „Was gibt's?“ fragte er barsch; denn er liebte nicht in seinem Stübchen gestört zu werden. Karl fragte, etwas unsicher über den Erfolg seiner Bitte, ob er des Vaters Gewehr und Patronentasche für den Nachmittag haben könne, da er auf den Drillplatz gehen müsse.

„Keine Rede, wird nichts daraus!“ sagte Hediger kurz. „Und warum denn nicht? Ich werde ja nichts daran verderben!“ fuhr der Sohn kleinlaut fort und doch beharrlich, weil er durchaus ein Gewehr haben mußte, wenn er nicht in den Arrest spazieren wollte. Allein der Alte versetzte nur um so lauter: „Wird nichts daraus! Ich muß mich nur wundern über die Beharrlichkeit meiner Herren Söhne, die doch in andern Dingen so unbeharrlich sind, daß keiner von allen bei dem Berufe blieb, den ich ihn nach freier Wahl habe lernen lassen! Du weißt, daß deine drei älteren Brüder der Reihe nach, sowie sie zu exerzieren anfangen mußten, das Gewehr haben wollten und daß es keiner bekommen hat! Und doch kommst du nun auch noch angeschlichen! Du hast deinen schönen Verdienst, für niemand zu sorgen — schaff' dir deine Waffen an, wie es einem Ehrenmanne geziemt! Dies Gewehr kommt nicht von der Stelle, außer wenn ich es selbst brauche!“

„Aber es ist ja nur für einige Male! Ich werde doch nicht ein Infanteriegewehr kaufen sollen, da ich nachher doch zu den Scharfschützen gehen und mir einen Stuker zutun werde!“

„Scharfschützen! Auch schön! Woher erklärst du dir nur die Notwendigkeit, zu den Scharfschützen zu gehen, da du noch nie eine Kugel abgefeuert hast? Zu meiner Zeit mußte einer schon tüchtig Pulver verbrannt haben, eh er sich dazu melden durfte; jetzt wird man auf Geratewohl Schütz, und Kerle stecken in dem grünen Rock, welche keine Kage vom Dach schießen, dafür aber freitlich Zigarren rauchen und Halbherren sind! Geht mich nichts an!“

„Ei“, sagte der Junge fast weinerlich, „so gebt es mir nur dies eine Mal; ich werde morgen für ein anderes sorgen, heut kann ich unmöglich mehr!“

„Ich gebe“, versetzte der Meister, „meine Waffe niemand, der nicht damit umgehen kann; wenn du regelrecht das Schloß dieser Flinte abnehmen und auseinanderlegen kannst, so magst du sie nehmen; sonst aber bleibt sie hier!“ Und er suchte aus einer Lade einen Schraubenzieher hervor, gab ihn dem Sohn und wies ihm die Flinte an. Der versuchte in der Verzweiflung sein Heil und begann die Schloßschrauben loszumachen. Der Vater schaute ihm spöttisch zu; es dauerte nicht lange, so rief er: „Laß mir den Schraubenzieher nicht so ausglutschen, du verdirbst mir die ganze Geschichte! Mach die Schrauben eine nach der andern halb los und dann erst ganz, so geht's leichter! So, endlich!“ Nun hielt Karl das Schloß in der Hand, wußte aber nichts mehr damit anzufangen und legte es seufzend hin, sich im Geiste schon im Straßammerchen sehend. Der alte Hediger aber, einmal im Eifer, nahm jetzt das Schloß, dem Sohn eine Lektion zu halten, indem er es erklärend auseinandernahm.

„Siehst du“, sagte er, „zuerst nimmst du die Schlagfeder weg mittels dieses Federhatens — auf diese Weise; dann kommt die Stangensfeder, die schraubt man nur halb aus, schlägt so auf die Stangensfeder, daß der Stift hier aus dem Loch geht; jetzt nimmst du die Schraube ganz weg. Jetzt die Stangensfeder, dann die Stangenschraube, die Stange; jetzt die Stußschraube und hier die Stußel; ferner die Aufschraube, den Hahn und endlich die Auf; dies ist die Auf! Reiche mir das Klauenfett aus dem Schrantlein dort, ich will die Schrauben gleich ein bißchen einschmieren!“

Er hatte die benannten Gegenstände alle auf das Zeitungsblatt gelegt, Karl sah ihm eifrig zu, reichte ihm auch das Gläschen und meinte, das Wetter habe sich günstig geändert. Als aber sein Vater die Bestandteile des Schloßes abgewischt und mit dem Olei feucht hatte, setzte er sie nicht wieder zusammen, sondern warf sie in den Deckel einer kleinen Schachtel durcheinander und sagte: „Nun, wir wollen das Ding am Abend wieder einrichten; jetzt will ich die Zeitung fertig lesen!“

Gefäuscht und wild ging Karl hinaus, sein Leid der Mutter zu klagen; er fühlte einen gewaltigen Respekt vor der öffentlichen Macht, in deren Schule er nun ging als Rekrut. Seit er der Schule entwachsen war, er nicht mehr bestraft worden, und auch dort in den letzten Jahren nicht mehr; nun sollte das Ding auf einer höheren Stufe wieder angehen, bloß weil er sich auf des Vaters Gewehr verlassen hatte.

Die Mutter sagte: „Der Vater hat eigentlich ganz recht! Alle vier Ruben habt ihr einen bessern Erwerb als er selbst, und das vermöge der Erziehung, die er euch gegeben hat; aber nicht nur braucht ihr den letzten Heller für euch selbst, sondern ihr kommt immer noch den Alten zu plagen mit Entleihen von allen möglichen Dingen: schwarzer Frack, Perspektiv, Reizzeug, Rasiermesser, Hut, Flinte und Säbel; was er sich sorglich in Ordnung hält, das holt ihr ihm weg und bringt es verdorben zurück. Es ist, als ob ihr das ganze Jahr nur studiertet, was man noch von ihm entlehnen könne; er hingegen verlangt nie etwas von euch, obgleich ihr das Leben und alles ihm zu danken habt. Ich will dir heut noch einmal helfen!“

Sie ging hierauf zum Meister Hediger hinein und sagte: „Lieber Mann, ich habe vergessen, dir zu sagen, daß der Zimmermeister Frymann hat berichten lassen, die Siebenmännergesellschaft komme heut zusammen und es seien Verhandlungen, ich glaube, etwas Politisches!“

— „So?“ sagte er sogleich angenehm erregt, stand auf und ging hin und her; „es nimmt mich wunder, daß Freymann nicht selbst gekommen ist, um vorläufig mit mir zu reden, Rücksprache zu nehmen?“ Nach einigen Minuten klebete er sich rasch an, setzte den Hut auf und entfernte sich mit den Worten: „Frau, ich gehe gleich jetzt fort, ich muß wissen, was es gibt! Bin auch dies Frühjahr noch keinen Tritt im Freien gewesen, und heut ist's so schön! Also adieu denn!“

„So! Nun kommt er vor zehn Uhr nachts nicht mehr!“ lachte Frau Hediger und forderte Karl auf, das Gewehr zu nehmen, Sorg' zu tragen und es rechtzeitig wiederzubringen. „Ja, nehmen!“ klagte der Sohn, „er hat ja das Schloß auseinandergetan, ich kann es nicht herstellen.“ — „So kann ich es!“ rief die Mutter und ging mit dem Sohn in das Stübchen. Sie kippte den Deckel um, in welchem das zerlegte Schloß lag, las die Federn und Schrauben auseinander und begann sehr gewandt, sie zusammenzufügen.

„Wo zum Teufel habt Ihr das gelernt, Mutter?“ rief Karl ganz verblüfft. „Das hab' ich gelernt“, sagte sie, „in meinem väterlichen Hause! Dort hatten der Vater und meine sieben Brüder mich abgerichtet, ihnen ihre sämtlichen Büchsen und Gewehre zu puzen, wenn sie geschossen hatten. Ich tat es oft unter Tränen, aber am Ende konnte ich mit dem Zeug umgehen wie ein Büchsenmachergesell. Auch hieß man mich im Dorfe nur die Büchsenmiedin, und ich hatte fast immer schwarze Hände und einen schwarzen Nasenzipfel. Die Brüder verschossen und verjuckelten Haus und Hof, so daß ich armes Kind froh sein mußte, daß mich der Schneider, dein Vater, geheiratet hat.“

Während dieser Erzählung hatte die geschickte Frau wirklich das Schloß zusammengesetzt und am Schafte befestigt. Karl hing die glänzende Patronentasche um, nahm das Gewehr und eilte spornstreichs auf den Exerzierplatz, wo er noch mit knapper Not anlangte, ohne zu spät zu kommen. Nach sechs Uhr brachte er die Sachen wieder zurück, versuchte nun selbst das Schloß auseinanderzunehmen und legte dessen Bestandteile wieder in den Schachteldeckel, wohl durcheinandergewürfelt.

Nachdem er ein Abendbrot verzehrt und es darüber dunkel geworden, ging er an die Schiffslände, mietete ein Schiffchen und fuhr längs den Ufern hin, bis er vor die Plätze am See gelangte, welche teils von Zimmerleuten, teils von Steinmetzen benützt wurden. Es war ein ganz herrlicher Abend; ein lauer Südwind trüffelte leicht das Wasser, der Vollmond erleuchtete dessen ferne Flächen und bligte hell auf den kleinen Wellen in der Nähe, und am Himmel standen die Sterne in glänzend klaren Bildern; die Schneeberge aber schauten wie bleiche Schatten in den See herunter, fast mehr geahnt als gesehen; der industriöse Schnickschnack, das Kleinliche und Unruhige der Bauart hingegen verschwand in der Dunkelheit und wurde durch das Mondlicht in größere ruhige Massen gebracht, kurz, das Landschaftliche war für die kommende Szene würdig vorbereitet.

Karl Hediger fuhr rasch dahin, bis er in die Nähe eines großen Zimmerplatzes kam; dort sang er mit halblauter Stimme ein paar-mal den ersten Vers eines Liedchens und fuhr dann langsam und gemächlich in den See hinaus. Von den Bauhölzern aber erhob sich ein schlankes Mädchen, das dort gesessen, band ein Schiffchen los, stieg hinein und fuhr allmählich, mit einigen Wendungen, dem leise singenden Schiffer nach. Als sie ihm zur Seite war, grüßten sich die jungen Leute und fuhren ohne weiteren Aufenthalt, Bord an Bord, in das flüssige Silber hinaus, weit auf den See hin. Sie beschreiben in jugendlicher Kraft einen mächtigen Bogen mit mehreren Schneckenlinien, welche das Mädchen angab und der Jüngling mit leisem Ruderdrucke mitmachte, ohne von ihrer Seite zu kommen, und man sah, daß das Paar nicht ungeübt war im Zusammenfahren. Als sie recht in die Stille und Einsamkeit geraten, zog das junge Frauenzimmer die Ruder ein und hielt still. Das heißt, sie legte nur das eine Ruder nieder, das andere hielt sie wie spielend über dem Rande, jedoch nicht ohne Zweck; denn als Karl, ebenfalls still haltend, sich ihr ganz nähern, ja ihr Schiffchen förmlich entern wollte, wußte sie sein Fahrzeug mit dem Ruder sehr gewandt abzuhalten, indem sie ihm jeweilig einen einzigen Stoß gab. Auch diese Übung schien nicht neu zu sein, da sich der junge Mensch bald ergab und in seinem Schifflein still saß.

Nun fingen sie an zu plaudern, und Karl sagte: „Liebe Hermine! Ich kann jetzt das Sprichwort umkehren und rufen: Wie ich in der Jugend die Fülle hatte, das wünsch' ich im Alter, aber vergeblich! Als ich zehn Jahre alt war und du sieben, wie oft haben wir uns da geküßt, und nun ich zwanzig bin, bekomme ich nicht einmal deine Fingerspitzen zu küssen.“

„Ich will ein für allemal von diesen unverschämten Lügen nichts mehr hören!“ antwortete das Mädchen, halb zornig, halb lachend, „alles ist erfunden und erlogen, ich erinnere mich durchaus nicht an solche Vertraulichkeiten!“

„Leider!“ rief Karl: „aber ich um so besser! Und zwar bist du gerade die Tonangeberin und Verführerin gewesen!“

„Karl, wie häßlich!“ unterbrach ihn Hermine; aber er fuhr unerbittlich fort: „Erinnere dich doch nur, wie oft, wenn wir müde waren, den armen Kindern ihre gerissenen Körbe mit Zimmerspänen füllen zu helfen, zum steten Verdrusse eurer Polierer, wie oft muß' ich dann

zwischen den großen Holzporträten, ganz im Verborgenen, aus kleinen Hölzern und Brettern ein Hüttlein bauen mit einem Dach, einer Türe und einem Bänklein darin! Und wenn wir dann auf dem Bänklein saßen, bei geschlossener Türe, und ich meine Hände endlich in den Schoß legte, wer fiel mir dann um den Hals und küßte mich, daß es kaum zu zählen war?“

Bei diesen Worten wäre er fast ins Wasser gestürzt; denn da er während seiner Reden sich unvermerkt wieder zu nähern gesucht hatte, gab sie seinem Schifflein plötzlich einen so heftigen Stoß, daß es beinahe umschlug. Hellauf lachte sie, als er den linken Arm bis zum Ellbogen ins Wasser tauchte und darüber fluchte.

„Wart' nur“, sagte er, „es kommt gewiß die Stunde, wo ich dir's eintränken werde!“

„Hat noch alle Zeit“, erwiderte sie, „bitte, übereilen Sie sich nicht, mein schöner Herr!“ Dann fuhr sie etwas ernster fort: „Der Vater hat unsere Geschichte erfahren; ich habe sie nicht geleugnet, was die Hauptsache betrifft; er will nichts davon wissen, er verbietet uns alle ferneren Gedanken daran; so stehn wir also!“

„Und gedenkst du dem Ausspruche deines Herrn Vaters dich so fromm und unwiderruflich zu fügen, wie du dich anstellst?“

„Benigstens werde ich nie das erklärte Gegenteil von seinen Wünschen tun und noch weniger mich in ein feindliches Verhältnis zu ihm wagen; denn du weißt, daß er die Dinge lang nachträgt und eines tief um sich freisenden Grolles fähig ist. Du weißt auch, daß er, schon seit fünf Jahren Witwer, meinetwegen nicht wieder geheiratet hat; ich glaube, das kann eine Tochter immer berücksichtigen! Und weil wir einmal dabei sind, so muß ich dir auch sagen, daß ich es unter diesen Umständen für unschicklich halte, uns so oft zu sehen; es ist genug, wenn ein Kind inwendig mit seinem Herzen nicht gehorcht; mit äußeren Handlungen täglich zu tun, was die Eltern nicht gern sehen, wenn sie's wüßten, hat etwas Schäßiges, und darum wünsche ich, daß wir uns höchstens alle Monat einmal allein treffen, wie bisher fast alle Tage, und im übrigen die Zeit über uns ergehen lassen.“

„Ergehen lassen! Und du kannst und willst wirklich die Dinge so gehen lassen?“

„Warum nicht? Sind sie so wichtig? Es ist dennoch möglich, daß wir uns bekommen, es ist möglich, auch nicht! Und die Welt wird doch bestehen, wir vergessen uns vielleicht von selbst, denn wir sind noch jung; und in keinem Fall scheint mir groß Aufhebens zu machen!“

Diese Rede hielt die siebzehnjährige Schöne mit scheinbarer Trockenheit und Kälte, indem sie die Ruder wieder ergriff und landeinwärts steuerte. Karl fuhr neben ihr, voll Sorgen und Furcht, und nicht minder voll Ärger über Herminens Worte. Sie freute sich halb und halb, den Wildfang in Sorgen zu wissen, war aber doch auch nachdenklich über den Inhalt des Gesprächs und besonders über die vierwöchige Trennung, welche sie sich auferlegt hatte.

So gelang es ihm, sie endlich zu überraschen und sein Schiff mit einem Rude an das ihre zu drücken. Augenblicklich hielt er ihren schlanken Oberkörper in den Armen und zog ihre Gestalt zur Hälfte zu sich hinüber, so daß sie beide halb über dem tiefen Wasser schwebten, die Schiffchen ganz schief lagen und jede Bewegung das völlige Umschlagen mit sich brachte. Die Jungfrau fühlte sich daher wehrlos und mußte es erdulden, daß Karl ihr sieben oder acht heftige Küsse auf die Lippen drückte. Dann richtete er sie samt ihrem Fahrzeug wieder sanft und sorglich in die Höhe; sie strich die Locken aus dem Gesicht, ergriff die Ruder, atmete heftig auf und rief, mit Tränen in den Augen, zornig und drohend: „Wart' nur, du Schlingel, bis ich dich unter dem Pantoffel habe! Du sollst es, weiß Gott im Himmel, verspüren, daß du eine Frau hast!“ Damit fuhr sie, ohne sich weiter nach ihm umzusehen, mit raschen Ruderschlägen nach ihres Vaters Grundstück und Heimwesen. Karl dagegen, voll Triumph und Glückseligkeit, rief ihr nach: „Gute Nacht, Fräulein Hermine Freymann! Es hat gut geschmeckt!“

Frau Hediger hatte ihren Mann indessen nicht mit Unwahrheit berichtet, als sie ihn zum Ausgehen veranlaßte. Die Nachricht, die sie ihm mitgeteilt, war nur zu bestiebigem Gebrauche noch aufgespart und dann im rechten Augenblicke benützt worden. Es fand in der Tat eine Versammlung statt, nämlich der Gesellschaft der sieben Männer, oder der Festen, oder der Aufrechten, oder der Freiheitliebenden, wie sie sich abwechselnd nannten. Dies war einfach ein Kreis von sieben alten bewährten Freunden, alle Handwerksmeister, Vaterlandsfreunde, Erzpolitiker und strenge Haustyrannen nach dem Musterbilde Meisters Hedigers. Stück für Stück noch im vorigen Jahrhundert geboren, hatten sie als Kinder noch den Untergang der alten Zeit gesehen und dann viele Jahre lang die Stürme und Geburtswehen der neuen Zeit erlebt, bis diese gegen das Ende der vierziger Jahre sich abklärte und die Schweiz wieder zu Kraft und Einigkeit führte. Einige von ihnen stammten aus den gemeinen Herrschaften, dem ehemaligen Untertanenland der Eidgenossen, und sie erinnerten sich, wie sie als Bauerkinder am Wege hatten hinknien müssen, wenn eine Kutsche mit eidgenössischen Standesherrn und dem Weibel gefahren kam; andere standen in irgendeinem Verwandtschaftsgrade zu eingekerkerten

oder hingerichteten Revolutzern, kurz, alle waren von einem unauslöschlichen Haß gegen alle Aristokratie erfüllt, welcher sich seit deren Untergang nur in einen bitteren Hohn verwandelt hatte. Als dieselbe aber später nochmals auftauchte in demokratischem Gewande und mit den alten Machtvermietern, den Priestern, verbunden, einen mehrjährigen Kampf aufwühlte, da kam zu dem Aristokratenhaß noch derjenige gegen die „Pfaffen“ hinzu; ja nicht nur gegen Herren und Priester, sondern gegen ihresgleichen, gegen ganze aufgeregte Volksmassen mußte ihre streitbare Gesinnung sich nun wenden, was ihnen auf ihre alten Tage eine unerwartete, zusammengekehrte Kraftübung verursachte, die sie aber tapfer bestanden.

Die sieben Männer waren nichts weniger als unbeträchtlich; in allen Volksversammlungen, Vereinigungen und dergleichen halfen sie einen festen Kern bilden, waren unermüdet bei der Spritze und Tag und Nacht bereit, für die Partei Gänge und Geschäfte zu tun, welche man keinen bezahlten Leuten, sondern nur ganz Zuverlässigen anvertrauen konnte. Oft wurden sie von den Parteihäuptern beraten und ins Vertrauen gezogen, und wenn es ein Opfer galt, da waren die sieben Männer mit ihrem Scherflein zuerst bei der Hand. Für alles dies begehrten sie keinen andern Lohn als den Sieg ihrer Sache und ihr gutes Bewußtsein; nie drängte sich einer von ihnen vor oder strebte nach einem Vortheil oder nach einem Amte, und ihre größte Ehre setzten sie darein, gelegentlich einem oder dem andern „berühmten Eidgenossen“ schnell die Hand zu drücken; aber es mußte schon ein rechter sein und „sauber übers Nierenstück“, wie sie zu sagen pflegten.

Diese Wadern hatten sich seit Jahrzehnten aneinander gewöhnt, nannten sich nur beim Vornamen und bildeten endlich eine feste geschlossene Gesellschaft, aber ohne alle andern Satzungen als die, welche sie im Herzen trugen. Wöchentlich zweimal kamen sie zusammen, und zwar, da auch in diesem kleinen Vereine zwei Gastwirte waren, abwechselnd bei diesen. Da ging es dann sehr kurzweilig und gemüthlich her; so still und ernst die Männer in größeren Versammlungen sich zeigten, so laut und munter taten sie, wenn sie unter sich waren; keiner zierte sich und keiner nahm ein Blatt vor den Mund; manchmal sprachen alle zusammen, manchmal horchten sie andächtig einem einzelnen, je nach ihrer Stimmung und Laune. Nicht nur die Politik war der Gegenstand ihrer Gespräche, sondern auch ihr häusliches Schicksal. Hatte einer Kummer und Sorge, so trug er, was ihn drückte, der Gesellschaft vor; die Sache wurde beraten und die Hilfe zur gemeinen Angelegenheit gemacht; fühlte sich einer von dem andern verletzt, so brachte er seine Klage vor die sieben Männer, es wurde Gericht gehalten und der Unrechtshabende zur Ordnung verwiesen. Dabei waren sie abwechselnd sehr leidenschaftlich oder sehr ruhig und würdevoll oder auch ironisch. Schon zweimal hatten sich Verräther, unsaubere Subjekte unter ihnen eingeschlichen, waren erkannt und in feierlicher Verhandlung verurtheilt und ausgestoßen, d. h. durch die Häufte der wehrbaren Greise jämmerlich zerblaut worden. Traf ein Hauptunglück die Partei, welcher sie angingen, so ging ihnen das über alles häusliche Unglück, sie verbargen sich einzeln in der Dunkelheit und vergossen bittere Tränen.

Der Wohlthedendste und Wohlhabendste unter ihnen war Frymann, der Zimmermeister, ein wahrer Krösus mit einem stattlichen Hauswesen. Der Unbemittelteste war Hediger, der Schneider, dagegen im Worte gleich der zweite nach Frymann. Er hatte wegen politischer Leidenschaftlichkeit schon längst seine besten Kunden verloren, dennoch seine Söhne sorgfältig erzogen, und so besaß er keine übrigen Mittel. Die anderen fünf Männer waren gut versorgte Leute, welche in der Gesellschaft mehr zuhörten als sprachen, wenn es sich um große Dinge handelte, dafür aber in ihrem Hause und unter ihren Nachbarn um so gewichtigere Worte hören ließen.

Heute lagen wirklich bedeutende Verhandlungen vor, über welche sich Frymann und Hediger vorläufig besprochen hatten. Die Zeit der Unruhe, des Streites und der politischen Mühe war für diese Wadern vorüber, und ihre langen Erfahrungen schienen mit den erungen Umständen für einmal abgeschlossen. Ende gut, alles gut! konnten sie sagen und sie fühlten sich siegreich und zufrieden. So wollten sie sich denn an ihrem politischen Lebensabend ein rechtes Schlussvergnügen gönnen und als die sieben Männer vereint das eidgenössische Freischießen besuchen, welches im nächsten Sommer zu Aarau stattfinden sollte, das erste nach der Einführung der neuen Bundesverfassung vom Jahr 1848. Nun waren die meisten schon längst Mitglieder des schweizerischen Schützenvereins, auch besaß jeder, mit Ausnahme Hedigers, der sich mit seiner Rollflinte begnügte, eine gute Büchse, mit welcher sie in früheren Jahren zuweilen des Sonntags geschossen. Ebenso hatten sie einzeln schon Feste besucht, so daß die Sache gerade nicht absonderlich schien. Allein es war ein Geist des äußeren Pompes in einige gefahren und es handelte sich um nichts Geringeres, als in Aarau mit eigener Fahne aufzutreten und eine stattliche Ehrengabe zu überbringen.

Als die kleine Versammlung einige Gläser Wein getrunken und die gute Laune im Zuge war, rückten Frymann und Hediger mit dem Vorschlage heraus, welcher dennoch die bescheidenen Männer etwas überraschte, so daß sie einige Minuten unentschlossen schwankten. Denn

es wollte ihnen nicht recht einleuchten, ein solches Aufsehen zu erregen und mit einer Fahne auszugehen. Da sie aber schon lange verlernt hatten, einem Aufschwung und einer königen Unternehmung ihre Stimme zu versagen, so widerstanden sie nicht länger, als die Redner ihnen ausmalten, wie die Fahne ein Sinnbild und der Auszug ein Triumph der bewährten Freundschaft sein und wie das Erscheinen von solch sieben alten Krachern mit einem Freundschaftsfähnchen gewiß einen fröhlichen Spaß abgeben würde. Es sollte nur ein kleines Fähnchen angefertigt werden von grüner Seide, mit dem Schweizerwappen und einer guten Inschrift.

Nachdem die Fahnenfrage erledigt, wurde die Ehrengabe vorgenommen; der Wert derselben wurde ziemlich schnell festgestellt, er sollte etwa zweihundert alte Franken betragen. Die Auswahl des Gegenstandes jedoch verursachte eine längere und fast schwierige Verhandlung. Frymann eröffnete die Umfrage und lud Rufer, den Silberschmied, ein, als ein Mann von Geschmac sich zu äußern. Rufer trant ernsthaft einen guten Schluck, hustete dann, begann sich und meinte, es füge sich gut, daß er just einen schönen silbernen Becher im Laden habe, welchen er, falls es den Männern genehm wäre, bestens empfehlen und auf das billigste berechnen könnte. Hierauf erfolgte eine allgemeine Stille, nur unterbrochen durch kurze Äußerungen, wie: „Das läßt sich hören!“ oder: „Nun ja!“ Dann fragte Hediger, ob ein weiterer Antrag gestellt werden wolle? Worauf Syfrig, der kunstreiche Schmied, einen Schluck nahm, einen Mut faßte und sprach: „Wenn es den Männern recht ist, so will ich hiemit auch einen Gedanken aussprechen! Ich habe einen ganz eisernen sinnreichen Pflug geschmiedet, der, wie ihr wißt, mir an der landwirtschaftlichen Ausstellung gelobt worden ist. Ich bin erbötig, das fein gearbeitete Stück für die zweihundert Franken abzutreten, obgleich die Arbeit damit nicht bezahlt wird; aber ich bin der Ansicht, daß dieses Werkzeug und Sinnbild des Ackerbaues eine echt volksmäßige Ehrengabe darstellen würde! Ohne im übrigen einem anderen Vorschlage zu nahe treten zu wollen!“

Während dieses Spruches hatte Bürgi, der listige Schreiner, sich das Ding auch überlegt, und als abermals eine kleine Stille herrschte und der Silberschmied schon ein längeres Gesicht machte, eröffnete sich der Schreiner also: „Auch mir ist ein Gedanke aufgestoßen, liebe Freunde, der vielleicht zum großen Späße reichen dürfte. Ich habe vor Jahr und Tag für ein fremdes Brautpaar ein zweischläufiges Himmelbett bauen müssen vom schönsten Nußbaumholz, mit Maferfurnieren; täglich steckte mir das Pärchen in der Werkstat, maß Länge und Breite und schnäbelte sich vor Gesellen und Lehrburschen, weder deren Wiße noch Anspielungen scheuend. Allein als es zur Hochzeit kommen sollte, da fuhren sie plötzlich auseinander wie Hund und Katz, kein Mensch wußte warum, das eine verschwand dahin, das andere dorthin, und meine Bettstatt blieb mir stehen wie ein Fels. Sie ist unter Brüdern hundertundachtzig Franken wert, ich will aber gern achtzig verlieren und gebe sie für hundert. Dann lassen wir ein Bett dazu machen und stellen es vollständig ausgerüstet in den Gabensaal mit der Aufschrift: Für einen ledigen Eidgenossen zur Aufmunterung. Wie?“

Ein fröhliches Gelächter belohnte diesen Gedanken; nur der Silber- und der Eisenschmied lächelten kühl und säuerlich; doch alsbald erhob Pfister, der Wirt, seine starke Stimme und sprach mit seiner gewohnten Offenheit: „Wenn es gilt, ihr Herren, daß jeder sein eigenes Korn zu Markte bringt, so wüßte ich denn etwas Besseres als alles bisher Angebragene! Im Keller liegt mir wohlverspundet ein Faß vierunddreißiger Rotwein, sogenanntes Schweizerblut, das ich vor mehr als zwölf Jahren selbst in Basel gekauft habe. Bei eurer Mäßigkeit und Bescheidenheit wagte ich noch nie, den Wein anzustechen, und doch liegt er mir im Bins um die zweihundert Franken, die er gekostet hat; denn es sind gerade hundert Maß. Ich gebe euch den Wein zum Ankaufspreis, das Fäßchen werde ich so billig als möglich anschlagen, froh wenn ich nur Platz gewinne für verkäuflichere Ware, und ich will nicht mehr von hinnen kommen, wenn wir nicht Ehre einlegen mit der Gabe!“

Diese Rede, während welcher die drei früheren Antragsteller bereits gemurrt hatten, war nicht sobald beendet, als Crismann, der andere Wirt, das Wort ergriff und sagte: „Wenn es so geht, so will ich auch nicht dahinten bleiben und erkläre, daß ich das Beste zu haben glaube für unsere Absicht, und das wäre meine junge Milchkuh von reiner Oberländer-Rasse, die mir gerade feil ist, wenn ich einen anständigen Käufer finde. Bindet dem Prachtthiere eine Glocke um den Hals, einen Melkstuhl zwischen die Hörner, pußt es mit Blumen auf —“

„Und stellt es unter eine Glasglocke in den Gabentempel!“ unterbrach ihn der gereizte Pfister, und damit plakte eines jener Gewitter los, welche die Sitzungen der sieben Feste zuweilen stürmisch machten, aber nur um desto hellerem Sonnenscheine zu rufen. Alle sprachen zugleich, verteidigten ihre Vorschläge, griffen diejenigen der andern an und warfen sich eigennützige Gesinnungen vor. Denn sie sagten sich stets rundheraus, was sie dachten, und bewältigten die Dinge mit offener Wahrheit und nicht durch hinterhältiges Verwischen, wie es eine Art unechter Bildung tut.

Als nun ein Heidenlärm entstanden war, klingelte Hediger kräftig mit dem Glase und redete mit erhobener Stimme: „Ihr Mannen! Erhitzt euch nicht, sondern laßt uns ruhig zum Ziele gelangen! Es sind also vorgeschlagen ein Pokal, ein Pflug, ein aufgerüstetes Himmelbett, ein Faß Wein und eine Kuh! Es sei mir vergönnt, eure Anträge näher zu betrachten. Deinen alten Ladenhüter, den Pokal, lieber Ruedi, kenn' ich wohl, er steht schon seit vielen Jahren hinter deinem Schaufenster; ich glaube sogar, er ist einst dein Meisterstück gewesen. Dennoch erlaubt seine veraltete Form nicht, daß wir ihn wählen und für ein neues Stück ausgeben. Dein Pflug, Chüeri Syfrig, scheint doch nicht ganz zweckmäßig erfunden zu sein, sonst hättest du ihn seit drei Jahren gewiß verkauft; wir müssen aber darauf denken, daß der Gewinner unserer Gabe auch eine unverstellte Freude an derselben haben kann. Dein Himmelbett dagegen, Heinrich, ist ein neuer und gewiß ergötzlicher Einfall, und sicher würde er zu den vollstündlichsten Redensarten Veranlassung geben. Allein zu seiner schädlichen Ausführung wäre eine Ausrüstung in seinem und hinreichendem Bettzeug erforderlich, und das überschreite die festgesetzte Summe zu stark für nur sieben Köpfe. Dein Schweizerblut, Lienert Pfister, ist gut und es wird noch besser sein, wenn du einen billigeren Preis ansehest und das Faß endlich für uns selber ansiehst, auf daß wir es an unseren Ehrentagen trinken! Deiner Kuh endlich, Felix Grismann, ist nichts nachzusagen, als daß sie beim Melken regelmäßig den Kübel umschlägt. Darum willst du sie verkaufen; denn allerdings ist diese Untugend nicht erfreulich. Aber wie? Wäre es recht, wenn nun ein braves Bäuerlein das Tier gewänne, es voll Freuden seiner Frau heimbrächte, die es voll Freuden melken würde und dann die süße, schäumende Milch auf den Boden gegossen sähe? Stelle dir doch den Verdruß, den Unwillen und die Täuschung der guten Frau vor und die Verlegenheit des guten Schützen, nachdem der Spektakel sich zwei- oder dreimal wiederholt! Ja, lieben Freunde, nehmt es mir nicht übel! Aber gesagt muß es sein: Alle unsere Vorschläge haben den gemeinsamen Fehler, daß sie die Ehrengabe des Vaterlandes unbedacht und vorschnell zum Gegenstande des Gewinnes und der Berechnung gemacht haben. Mag dies tausendfältig geschehen von groß und klein, wir in unserem Kreise haben es bis jetzt nicht getan und wollen es ferner so halten! Also trage jeder gleichmäßig die Kosten der Gabe ohne allen Neben Zweck, damit es eine wirkliche Ehrengabe sei!“

Die fünf Gewinnlustigen, welche beschämt die Köpfe hatten hängen lassen, riefen jetzt einmütig: „Gut gesprochen! Der Chäpper hat gut gesprochen!“ und sie forderten ihn auf, selbst einen Vorschlag zu tun. Aber Frymann ergriff das Wort und sagte: „Zu einer Ehrengabe scheint sich mir ein silberner Becher immer noch am besten zu eignen. Er behält seinen gleichen Wert, wird nicht verbraucht und bleibt ein schönes Erinnerungszeichen an frohe Tage und an wehrbare Männer des Hauses. Ein Haus, in welchem ein Becher aufbewahrt wird, kann nie ganz verfallen, und wer vermag zu sagen, ob nicht um eines solchen Denkmals willen noch manches mit erhalten bleibt? Und wird nicht der Kunst Gelegenheit gegeben, durch stets neue und schöne Formen Mannigfaltigkeit in die Menge der Gefäße zu bringen und so sich in der Erfindung zu üben und einen Strahl der Schönheit in das entlegenste Tal zu tragen, so daß sich nach und nach ein mächtiger Schatz edler Ehrengeschirre im Vaterlande anhäuft, edel an Gestalt und im Metall! Und wie zutreffend, daß dieser Schatz, über das ganze Land verbreitet, nicht zum gemeinen Mißbrauch des täglichen Lebens verwendet werden kann, sondern in seinem reinen Glanze, in seinen geläuterten Formen fort und fort das Höhere vor Augen stellt, den Gedanken des Ganzen und die Sonne der ideal verlebten Tage festzuhalten scheint! Fort daher mit dem Jahrmarktströdel, der sich in unsern Sabentempeln anzuheften beginnt, ein Raub der Motten und des gemeinsten Gebrauchs! Und festgehalten am alten ehrbaren Trinktgesch! Wahrhaftig, wenn ich in der Zeit lebte, wo die schweizerischen Dinge einst ihrem Ende nahen, so wüßte ich mir kein erheben- deres Schlußfest auszudenken, als die Geschirre aller Körperschaften, Vereine und Einzelbürger, von aller Gestalt und Art, zu Tausenden und Abertausenden zusammenzutragen in all ihrem Glanz der verschwundenen Tage, mit all ihrer Erinnerung, und den letzten Trunk zu tun dem sich neigenden Vaterland —“

„Schweig! du grober Saft! Was sind das für nichtswürdige Gedanken!“ riefen die Aufrechten und Festen und schüttelten sich ordentlich. Aber Frymann fuhr fort: „Wie es dem Manne geziemt, in kräftiger Lebensmitte zuweilen an den Tod zu denken, so mag er auch in beschaulicher Stunde das sichere Ende seines Vaterlandes ins Auge fassen, damit er die Gegenwart deselben um so inbrünstiger liebe; Denn alles ist vergänglich und dem Wechsel unterworfen auf dieser Erde. Oder sind nicht viel größere Nationen untergegangen, als wir, ind? Oder wollt ihr einst ein Dasein dahinschleppen wie der ewige Jude, der nicht sterben kann, dienstbar allen neu aufgeschossenen Völkern, er, der die Ägypter, die Griechen und die Römer begraben hat? Nein! ein Volk, welches weiß, daß es einst nicht mehr sein wird, nützt seine Tage um so lebendiger, lebt um so länger und hinterläßt ein rühmliches Gedächtnis; denn es wird sich keine Ruhe gönnen, bis

es die Fähigkeiten, die in ihm liegen, ans Licht und zur Geltung gebracht hat, gleich einem rastlosen Manne, der sein Haus bestellt, ehe denn er dahinscheidet. Dies ist nach meiner Meinung die Hauptsache. Ist die Aufgabe eines Volkes gelöst, so kommt es auf einige Tage längerer oder kürzerer Dauer nicht mehr an, neue Erscheinungen harren schon an der Pforte ihrer Zeit! So muß ich denn gestehen, daß ich alljährlich einmal in schlafloser Nacht oder auf stillen Wegen solchen Gedanken anheimfalle und mir vorzustellen suche, welches Völkerbild einst nach uns in diesen Bergen walten möge? Und jedesmal gehe ich mit um so größerer Hast an meine Arbeit, wie wenn ich dadurch die Arbeit meines Volkes beschleunigen könnte, damit jenes künftige Völkerbild mit Respekt über unsere Gräber gehe! Aber weg mit diesen Gedanken und zu unserer fröhlichen Sache zurück! Ich dachte nun, wir bestellen bei unserm Meister Silber Schmied einen neuen Becher, an dem er keinen Gewinn zu nehmen verspricht, sondern ihn so wertvoll als möglich liefert. Dazu lassen wir von einem Künstler eine gute Zeichnung entwerfen, welche vom gedankenlosen Schlendrian abweicht; doch soll er, wegen der beschränkten Mittel, mehr auf die Verhältnisse, auf einen schönen Umriß und Schwung des Ganzen sehen, als auf reichen Zierat, und der Meister Rufer wird danach eine saubere und solide Arbeit herstellen!“

Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Verhandlungen geschlossen. Sogleich aber nahm Frymann von neuem die Rede und trug vor: „Nachdem wir nun das Allgemeine erledigt, werte Freunde! so erlaubt mir, noch eine besondere Sache anzubringen und eine Klage zu führen, deren freundliche Beilegung wir nach alter Weise gemeinsam betreiben wollen. Ihr wißt, wie unser lieber Mann, der Chäpper Hediger, vier Stück hübsche muntere Buben in die Welt gestellt hat, welche mit ihrer frühen Heiratslust die Gegend unsicher machen! Drei haben denn auch richtig schon Weib und Kind, obgleich der älteste noch nicht siebenundzwanzig Jahre zählt. Nun ist noch der jüngste da, eben zwanzigjährig, und was tut der? Er stellt meiner einzigen Tochter nach und verdreht ihr den Kopf! So sind diese besessenen Heiratssteufler allbereits in den Kreis der engeren Freundschaft eingedrungen und drohen, dieselbe zu trüben! Abgesehen von der zu großen Jugend der Kinder gestehe ich hier mit Offenheit, daß eine solche Heirat gegen meine Wünsche und Absichten geht. Ich habe ein umfangreiches Geschäft und ein beträchtliches Vermögen; darum suche ich mir, wenn es Zeit ist, einen Tochtermann, welcher Geschäftsmann ist, ein entsprechendes Kapital hinzubringt und die großen Bauten, welche ich im Sinn habe, fortführt; denn ihr wißt, daß ich weitaufgebaute Baupläne angekauft habe und der Überzeugung bin, daß sich Zürich bedeutend vergrößern wird. Mein Sohn aber, guter Chäpper, ist ein Regierungsschreiber und hat nichts, als das spärliche Einkommen, und wenn er auch höher steigt, so wird dies nie viel größer werden, und seine Rechnung ist ein für allemal gemacht. Mag er dabei bleiben, er ist versorgt, wenn er gut haushält; aber eine reiche Frau braucht er nicht, ein reicher Beamter ist ein Unsinn, der einem andern das Brot vor dem Maul wegnimmt; zum Faulenzen aber oder zum Trödeln eines Unerfahrenen gebe ich mein Geld vollends nicht her! Dazu kommt noch, daß es gegen mein Gefühl geht, das alte bewährte Freundschaftsverhältnis mit Chäpper in ein Verwandtschaftsverhältnis umzuwandeln! Was? wir sollen uns mit Familienverdräulichkeiten und gegenseitiger Abhängigkeit beladen? Nein, ihr Mannen, bleiben wir bis zum Tode innig verbunden, aber unabhängig voneinander, frei und unverantwortlich in unsern Handlungen, und nichts da von Schwäher und Gegenschwäher und dergleichen Titeln! So fordere ich dich denn auf, Chäpper, im Schoße der Freundschaft zu erklären, daß du mich in meinen Absichten unterstützen und dem Beginnen deines Sohnes entgegenzutreten willst! Und nichts für ungut, wir kennen uns alle!“

„Wir kennen uns, das ist wohlgesprochen!“ sagte Hediger feierlich, nachdem er eine lange Priese geschmupft; „ihr wißt alle, welchen Unstern ich mit meinen Söhnen hatte, obgleich es rührige und aufgeweckte Bursche sind! Ich ließ sie lernen, alles was ich wünsche selber gelernt zu haben. Jeder kannte etwas Sprachen, machte seinen guten Aufsatz, rechnete vortrefflich und besaß in übrigen Kenntnissen hinreichende Anfangsgründe, um bei einigem Streben nie mehr in völlige Unwissenheit zurückzusinken. Gott sei Dank, dachte ich, daß wir imstande sind, endlich unsere Buben zu Bürgern zu erziehen, denen man kein A mehr für ein U vormachen kann. Und ich ließ darauf jeden das Handwerk lernen, das er sich wünschte. Aber was geschieht? Raum hatten sie den Lehrbrief in der Tasche und sich ein wenig umgesehen, so wurde ihnen der Hammer zu schwer, sie dünkten sich zu geistig für das Handwerk und gingen an, den Schreiberstellen nachzulaufen. Weiß der Teufel, wie sie es nur machten, die Schlingel gingen ab wie frische Wecken! Nun, man kann sie scheint's brauchen! Einer ist auf der Post, zwei sind bei Eisenbahngesellschaften angestellt, und der vierte hockt auf einer Kanzlei und behauptet ein Verwaltungsbeamter zu sein. Kann mir am Ende gleich sein! Wer nicht Meister sein will, muß eben Gejell bleiben und Vorgesetzte haben sein Leben lang! Allein da ihnen Geldsachen durch die Hände gehen, mußten die sämtlichen jungen Herren Schreiber Bürgen stellen; ich selbst habe kein Ver-

mögen, also habt ihr alle wechselweise meinen Buben Bürgschaft geleistet, die sich ineinander gerechnet auf vierzigtausend Franken beläuft, dazu waren die alten Handwerker, die Freunde des Vaters, gut genug! Und wie meint ihr nun daß mir zumute sei? Wie stehe ich euch gegenüber da, wenn nur einer von allen vieren einmal einen Fehltritt, einen Leichtsin, eine Unvorsichtigkeit begeht?"

"Papperlapapp!" riefen die Alten, "schlag dir doch dergleichen Mucken aus dem Sinn! Wenn die Burschen nicht brav wären, so hätten wir nicht gebürgt, da sei ruhig!"

"Das weiß ich alles!" erwiderte Hediger; "aber das Jahr ist lang und wenn es vorbei ist, kommt wieder ein anderes. Ich kann euch versichern, ich erschrecke jedesmal, wenn einer mit einer feineren Zigarre mir ins Haus kommt! Wird er nicht dem Luxus und der Genußsucht anheimfallen? denke ich. Sehe ich eine der jungen Frauen mit einem neuen Kleid einherziehen, so fürchte ich, sie stürze den Mann in üble Umstände und Schulden; spricht einer auf der Straße mit einem verschuldeten Menschen, so ruft es in mir: Wird der ihn nicht zu einer Unbesonnenheit verführen? Kurz, ihr seht, daß ich mich demütig und abhängig genug fühle und weit entfernt bin, mich noch einem reichen Gegenschwäher gegenüber in Dienstbarkeit zu versehen und aus einem Freunde einen Herren und Gönner zu schaffen! Und warum soll ich wünschen, daß mein junger Schnaufer von Sohn sich reich und geborgen fühle und mir mit dem Hochmut eines solchen vor der Nase herumlaufe, er, der noch nichts erfahren? Sollte ich helfen, ihm die Schule des Lebens zu verschließen, daß er schon bei jungen Jahren ein Hartberziger, ein Flegel und ein Lummel wird, der nicht weiß, wie das Brot wächst, und noch wunder meint, was er für Verdienste besitze? Nein, sei ruhig, mein Freund! hier meine Hand darauf! Nichts von Schwäherchaft, fort mit dem Gegenschwäher!"

Die beiden Alten schüttelten sich die Hand, die übrigen lachten und Bürgi sagte: "Wer würde nun glauben, daß ihr zwei, die in der Vaterlandsache erst so weise Worte geredet und uns die Köpfe gewaschen habt, nun im Umsehen so törichtes Zeug beginnen würdet! Gott sei Dank! So habe ich also doch noch Aussicht, meine zweischläfige Bettstelle an den Mann zu bringen, und ich schlage vor, daß wir sie dem jungen Pärchen zum Hochzeitsgeschenk machen!"

"Angenommen!" riefen die andern vier, und Pfister der Wirt fügte hinzu: "Und ich verlange, daß mein Faß Schweizerblut an der Hochzeit gekrönt werde, der wir alle bewohnen!"

"Und ich werde es bezahlen, wenn sie stattfindet," schrie Frymann zornig, "aber wenn nichts daraus wird, wie ich sicher weiß, so bezahlt ihr das Faß, und wir trinken es in unsern Sitzungen, bis wir fertig sind!" — "Die Wette ist angenommen!" hieß es; doch Frymann und Hediger schlugen mit den Fäusten auf den Tisch und wiederholten in einem fort: "Nichts von Schwäherchaft! Wir wollen keine Gegenschwäher sein, sondern unabhängige gute Freunde!"

Mit diesem Ausruf war die inhaltreiche Sitzung endlich geschlossen, und die Freiheitliebenden wandelten fest und aufrecht nach Hause.

*

Beim nächsten Mittagessen eröffnete Hediger, als die Gesellen fort waren, seinem Sohne und seiner Frau den feierlichen Beschluß von gestern, daß zwischen Karl und des Zimmermanns Tochter fortan kein Verhältnis mehr geduldet würde. Frau Hediger, die Büchsen-schmiedin, wurde durch diesen Gewaltspruch so zum Lachen gereizt, daß ihr das Restchen Wein, welches sie eben austrinken wollte, in die Luftröhre geriet und ein gewaltiges Husten verursachte.

"Was ist da zu lachen?" sprach ärgerlich der Meister; seine Frau erwiderte: "Ach ich muß nur lachen, daß das Sprichwort: Schuster bleib beim Leist! auch auf eueren Verein anzuwenden ist! Was bleibt ihr nicht bei der Politik, statt euch in Liebeshändel zu mischen?"

"Du lachst wie ein Weib und sprichst wie ein Weib!" versetzte Hediger mit großem Ernst; "eben in der Familie beginnt die wahre Politik; freilich sind wir politische Freunde; aber um es zu bleiben, wollen wir nicht die Familien durcheinander werfen und Kommunismus treiben mit dem Reichtum der einen. Ich bin arm und Frymann ist reich und so soll es bleiben; um so mehr gereicht uns die innere Gleichheit zur Freude. Soll ich nun durch eine Heirat meine Hand in sein Haus und in seine Angelegenheiten stecken und den Eifer und die Befangenheit wachrufen? Das sei ferne!"

"Ei ei ei! das sind doch wunderbare Grundsätze!" antwortete Frau Hediger; "schöne Freundschaft, wenn ein Freund dem Sohne des andern seine Tochter nicht geben mag! Und seit wann heißt es denn Kommunismus, wenn durch Heirat Wohlhabenheit in eine Familie gebracht wird? Ist das eine verwerfliche Politik, wenn ein glücklicher Sohn ein schönes und reiches Mädchen zu gewinnen weiß, daß er dadurch zu Besitz und Ansehen gelangt, seinen betagten Eltern und seinen Brüdern zur Hand sein und ihnen helfen kann, daß sie auch noch auf einen grünen Zweig kommen? Denn wo einmal das Glück eingelehrt ist, da greift es leicht um sich, und ohne daß dem einen Abbruch geschieht, können die anderen in seinem Schatten mit Geschick ihre Angel auswerfen. Nicht, daß ich es auf ein Schlaraffenleben

absche! Aber es gibt gar viele Fälle, wo mit Anstand und Recht ein reich gewordener Mann von seinen unbemittelten Verwandten mag zu Rat gezogen werden. Wir Alten werden nichts mehr bedürfen; dagegen könnte vielleicht die Zeit kommen, wo dieser oder jener von Karls Brüdern eine gute Unternehmung, eine glückliche Veränderung wagen möchte, wenn ihm jemand die Mittel anvertraute. Auch wird der ein' und andere einen begabten Sohn haben, der sich in die Höhe schwingen würde, wenn das Vermögen da wäre, ihn studieren zu lassen. Der würde vielleicht ein beliebter Arzt werden, der ein angesehener Advokat oder gar ein Richter, der ein Ingenieur oder ein Künstler, und allen diesen würde es dann, einmal soweit gekommen, wiederum ein leichtes sein, sich gut zu verheiraten und so zuletzt eine angesehene, zahlreiche und glückliche Familie zu bilden. Was wäre nun menschlicher, als daß ein begüterter Oheim da wäre, der, ohne sich Schaden zu tun, seinen rührigen, aber armen Verwandten die Welt aufthäte? Denn wie oft kommt es nicht vor, daß um eines Glücklichen willen, der in einem Hause ist, auch alle andern etwas von der Welt erschnappen und klug werden? Und allemdem willst du den Zapfen vorsteden und das Glück an der Quelle verstopfen?"

Hediger lachte voll Verdruß und rief: "Lustschlösser! Du sprichst wie die Bäuerin mit dem Milchtopf! Ich sehe ein anderes Bild von dem Reichgewordenen unter armen Verwandten! Der läßt sich allerdings nichts abgehen und hat immer tausend Einfälle und Begierden, die ihn zu tausend Ausgaben veranlassen und die er befriedigt. Kommen aber seine Eltern und seine Brüder zu ihm, geschwind setzt er sich wichtig und verdrießlich über sein Binsbuch, die Feder quer im Munde, seufzt und spricht: 'Danket Gott, daß ihr nicht den Verdruß und die Last einer solchen Vermögensverwaltung habt! Lieber wollt' ich eine Herde Ziegen bewachen, als ein Rudel böswilliger und faumeliger Schuldner! Nirgends geht Geld ein, überall suchen sie auszubrechen und durchzuschlüpfen, Tag und Nacht muß man in Sorgen sein, daß man nicht gröblich betrogen wird! Und kriegt man einen Schuft beim Kragen, so hebt er ein solches Gewinsel an, daß man ihn nur schnell wieder muß laufen lassen, wenn man nicht als ein Wucherer und Unmensch will vercrien werden. Alle Amtsblätter, alle Tagfahrten, alle Ausschreibungen, alle Inserate muß man lesen und wieder lesen, um nicht eine Eingabe zu versäumen und einen Termin zu übersehen. Und nie ist Geld in der Kasse! Zahlt einer ein Darlehen zurück, so stellt er sein Geldsäckchen in allen Schenken auf den Tisch und tut die mit seiner Abzahlung, und eh' er aus dem Hause ist, stehen drei da, die das Geld haben wollen, einer davon sogar ohne Unterpfand! Und dann die Ansprüche der Gemeinder, der Wohltätigkeitsanstalten, der öffentlichen Unternehmungen, der Subskriptionslisten allerart — man kann nicht ausweichen, die Stellung erfordert es; aber ich sage euch, man weiß oft nicht, wo einem der Kopf steht! Dies Jahr bin ich gar in der Klemme, ich habe meinen Garten verschönern lassen und einen Balkon gebaut, die Frau hat es schon lange gewünscht, nun sind die Rechnungen da! Mir ein Reitpferd zu halten, wie der Arzt schon hundertmal geraten, daran darf ich gar nicht denken, denn immer kommen neue Ausgaben dazwischen. Seht, da hab' ich mir auch eine kleine Kelter bauen lassen von neuester Konstruktion, um den Mustateller zu pressen, den ich an den Spalieren ziehe — hol' mich der Teufel, wenn ich sie dies Jahr bezahlen kann! Nun, ich habe gottlob noch Kredit!' So spricht er und schüchtert, indem er noch eine grausame Prahlerei damit zu verbinden weiß, seine armen Brüder, seinen alten Vater ein, daß sie ihr Anliegen verschweigen und sich nur wieder formtamen, nachdem sie seinen Garten und seinen Balkon und seine sinnreiche Kelter bewundert. Und sie gehen zu fremden Leuten, um Hilfe zu suchen, und bezahlen gern höhere Zinsen, um nur nicht so viel Geschwätz hören zu müssen. Seine Kinder sind fein und köstlich gekleidet und gehen elastisch über die Straßen; sie bringen den armen Vetterchen und Vätschen kleine Geschenke und holen sie alljährlich zweimal zum Essen, und es ist dies den reichen Kindern ein großer Luxus; aber wenn die Gäste ihre Schüchternheit verlieren und auch laut werden, so füllt man ihre Taschen mit Äpfeln und schickt sie nach Hause. Dort erzählen sie alles, was sie gesehen und was sie zu essen bekommen haben, und alles wird getadelt; denn Groll und Neid erfüllt die armen Schwägerinnen, welche nichtsdestoweniger der wohlhabenden Person schmeicheln und deren Staat rühmen mit bereiteten Zungen. Endlich kommt ein Unglück über den Vater oder über die Brüder, und der reiche Mann muß nun wohl oder übel, des Gerüchtes wegen, vor den Riß stehen. Er tut es auch, ohne sich lange bitten zu lassen; aber nun ist das Band brüderlicher Gleichheit und Liebe ganz zerrissen! Die Brüder und ihre Kinder sind nun die Knechte und Untertanenfinder des Herren; jahraus und -ein werden sie geschulmeister und zurechtgewiesen, in grobes Tuch müssen sie sich kleiden und schwarzes Brot essen, um einen kleinen Teil des Schadens wieder einzubringen, und die Kinder werden in Waisenhäuser und Armenschulen gesteckt, und wenn sie stark genug sind, müssen sie arbeiten im Hause des Herren und unten an seinem Tische sitzen, ohne zu sprechen."

"Hu!" rief die Frau, "was sind das für Geschichten! Und willst du wirklich deinen eigenen Sohn hier für einen solchen Schubiad,

halten? Und ist es denn geschrieben, daß gerade seine Brüder ein solches Unglück treffen sollte, das sie zu seinen Knechten machte? Sie die sich schon selbst zu helfen wußten bis jetzt? Nein, da glaube ich doch zur Ehre unseres eigenen Blutes, daß wir durch eine reiche Heirat nicht dergestalt aus dem Häuschen gerieten, vielmehr sich meine bessere Ansicht bestätigen würde!“

„Ich will nicht behaupten,“ erwiderte Hediger, „daß es gerade bei uns so zuginge; aber auch bei uns würde die äußere und endlich auch die innere Ungleichheit eingeführt; wer nach Reichtum trachtet, der strebt seinesgleichen ungleich zu werden —“

„Varisari!“ unterbrach ihn die Frau, indem sie das Tisch Tuch zusammennahm und zum Fenster hinausschüttelte; „ist denn Frymann, der das Gut in Händen hat, um das wir uns streiten, euch andern ungleich geworden? Seid ihr nicht ein Herz und eine Seele und steckt immer die Köpfe zusammen?“

„Das ist was anderes!“ rief der Mann, „was ganz anderes! Der hat sein Gut nicht erschlichen oder in der Lotterie gewonnen, sondern Taler um Taler durch seine Mühe erworben während vierzig Jahren. Und dann sind wir nicht Brüder, ich und er, und gehen einander nichts an und wollen es ferner so halten, das ist der Punkt! Und endlich ist der nicht wie andere Leute, der ist noch ein Fester und Aufrechter! Wir wollen aber nicht immer nur diese kleinen Privatverhältnisse betrachten! Glücklicherweise gibt es bei uns keine ungeheuer reichen Leute, der Wohlstand ist ziemlich verteilt; laß aber einmal Kerle mit vielen Millionen entstehen, die politische Herrschaft besitzen, und du wirst sehen, was die für Unfug treiben! Da ist der bekannte Spinnerkönig, der hat wirklich schon viele Millionen und man wirft ihm vor, daß er ein schlechter Bürger und ein Geizhals sei, weil er sich nichts ums Allgemeine kümmere. Im Gegenteil, ein guter Bürger ist er, der nach wie vor die andern gehen läßt, sich selbst regiert und lebt wie ein anderer Mann. Laß diesen Rauz ein politisches herrschsüchtiges Genie sein, gib ihm einige Lebenswürdigkeit, Freude an Aufwand und Sinn für allerhand theatralischen Pomp, laß ihn Paläste und gemeinnützige Häuser bauen und dann schau, was er für einen Schaben anrichtet im gemeinen Wesen und wie er den Charakter des Volkes verdirbt. Es wird eine Zeit kommen, wo in unserem Lande, wie anderwärts, sich große Massen Geldes zusammenhängen, ohne auf tüchtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein; dann wird es gelten, dem Teufel die Zähne zu weisen; dann wird es sich zeigen, ob der Faden und die Farbe gut sind an unserem Fahnenstuch! Kurz und gut! ich sehe nicht ein, warum einer meiner Söhne nach fremdem Gute die Hand ausstrecken soll, ohne einen Streich darum gearbeitet zu haben. Das ist ein Schwindel wie ein anderer!“

„Es ist ein Schwindel, der da ist, solange die Welt steht“, sagte die Frau mit Lachen, „daß zwei sich heiraten wollen, die sich gefallen! Hieran werdet ihr mit all euren großen und steifen Worten nichts ändern! Du bist übrigens allein der Narr im Spiele; denn Meister Frymann sucht weislich zu verhüten, daß deine Kinder den seinigen gleich werden. Aber die Kinder werden auch ihre eigene Politik haben und sie durchführen, wenn etwas an dem Handel ist, was ich nicht weiß.“

„Mögen sie,“ sagte der Meister, „das ist ihre Sache; die meinige ist, nichts zu begünstigen und, solange Karl minderjährig ist, jedenfalls meine Einwilligung zu versagen.“

Mit dieser diplomatischen Erklärung und der neuesten Nummer des „Republikaners“ zog er sich in sein Studierzimmer zurück. Frau Hediger dagegen wollte sich nun hinter den Sohn machen und ihn neugierig zur Rede stellen; doch bemerkte sie erst jetzt, daß er sich aus dem Staube gemacht habe, da ihm die ganze Verhandlung durchaus übersflüssig und ungewöhnlich erschien und er sich überhaupt scheute, seine Liebeshändel vor den Eltern auszutragen.

Desto zeitiger bestieg er am Abend das Schiffchen und ruderte hinaus, wo er schon viele Abende gewesen. Allein er sang sein Liedchen einmal und zweimal und sogar bis auf den letzten Vers, ohne daß sich jemand sehen ließ, und nachdem er länger als eine Stunde vergeblich vor dem Zimmerplatze gekreuzt hatte, fuhr er verwirrt und niedergeschlagen zurück und glaubte, seine Sache stände in der Tat schlecht. Die vier oder fünf nächsten Abende ging es ihm ebenso und nun gab er es auf, der Ungetreuen nachzustellen, als wofür er sie hielt; denn obgleich er sich ihres Vorsatzes erinnerte, ihn nur alle vier Wochen sehen zu wollen, so hielt er dies nur für eine Vorbereitung zur gänzlichen Verabschiedung und versiel in eine zornige Erawigkeit. Es kam ihm deshalb höchst gelegen, daß die Übungszeit für die Scharfschützenrekruten begann, und er ging vorher mit einem Bekannten, der Schütz war, mehrere Nachmittage hindurch auf eine Schießstätte, um sich notdürftig zu üben und die zur Anmeldung erforderliche Anzahl Treffer aufweisen zu können. Sein Vater sah ziemlich spöttisch diesem Treiben zu und kam unversehens selbst hin, um den Sohn noch rechtzeitig von dem törichten Unterfangen abzuhalten, wenn er, wie er vermutete, gar nichts könnte.

Allein er kam eben recht, als Karl sein halbes Duzend Fehlschüsse schon hinter sich hatte und nun eine Reihe ziemlich guter Schüsse abgab. „Du machst mir nicht weis,“ sagte er erstaunt, „daß du noch nie ge-

schoffen habest; du hast heimlich schon manchen Franken dafür ausgegeben, das steht fest!“

„Heimlich habe ich wohl schon geschossen, aber ohne Kosten. Wißt Ihr wo, Vater?“

„Das hab’ ich mir gedacht!“

„Ich habe schon als Junge oft dem Schießen zugehört, aufgemerkt, was darüber gesprochen wurde, und seit Jahren schon empfand ich eine solche Lust dazu, daß ich davon träumte und, wenn ich noch im Bette lag, in Gedanken die Büchse stundenlang regierte und Hunderte von wohlgezielten Schüssen nach der Scheibe sandte.“

„Das ist vortrefflich! Da wird man in Zukunft ganze Schützenkompanien ins Bett konsignieren und solche Gedankenübungen anordnen; das spart Pulver und Schuh!“

„Das ist nicht so lächerlich, als es aussieht,“ sagte der erfahrene Schütz, der Karl unterrichtete; „es ist gewiß, daß von zwei Schützen, die an Auge und Hand gleich begabt sind, der, welcher ans Nachdenken gewöhnt ist, Meister bleiben wird. Es braucht auch einen angeborenen Takt zum Abdrücken, und es gibt gar seltsame Dinge hier, wie in allen Übungen.“

Je öfter und je besser Karl traf, desto mehr schüttelte der alte Hediger das Haupt; die Welt schien ihm auf den Kopf gestellt; denn er selbst hatte, was er war und konnte, nur durch Fleiß und angestrengte Übung erreicht; selbst seine Grundsätze, welche die Leute sonst so leicht und zahlreich wie Heringe einzupacken wissen, hatte er nur durch anhaltendes Studium in seinem Hinterstübchen erworben. Doch wagte er nun nicht mehr Einsprache zu tun und begab sich von hinnen, nicht ohne innerliche Zufriedenheit, einen vaterländischen Schützen unter seine Söhne zu zählen; und bis er seine Wohnung erreichte, war er entschlossen, demselben eine guttühende Uniform von besserem Tuche zu machen. „Versteht sich, muß er sie bezahlen!“ sagte er sich; aber er konnte schon wissen, daß er seinen Söhnen nie etwas zurückerforderte und daß sie ihm nie etwas zu erstatten begeherten. Das ist Eltern gesund und läßt sie zu hohen Jahren kommen, auf daß sie erleben, wie ihre Kinder wiederum von den Enkeln lustig geschöpft werden, und so geht es von Vater auf Sohn und alle bleiben bestehen und haben guten Appetit.

Karl wurde nun auf mehrere Wochen in die Kaserne gesteckt und gedieh zu einem hübschen und gewandten Soldaten, der, obgleich er verliebt war und nichts mehr von seinem Mädchen sah noch hörte, dennoch aufmerksam und munter seinem Dienst oblag, solange der Tag dauerte; und des Nachts ließen die Reden und Pöffen, welche die Schlafkammeraden aufführten, keine Möglichkeit übrig, seinen Gedanken einsam nachzuhängen. Es war ein Duzend Leute aus verschiedenen Bezirken, welche ihre heimischen Rünfte und Wiße austauschten und verwerteten, lange nachdem die Lichter gelöscht waren und bis Mitternacht herankam. Aus der Stadt war außer Karl nur noch einer dabei, welchen er von Hörensagen kannte. Der war einige Jahre älter als er und hatte schon als Füsilier gedient. Seines Zeichens ein Buchbinder, arbeitete er seit geraumer Zeit keinen Streich mehr und lebte aus den in die Höhe geschraubten Mietzinsen alter Häuser, die er mit Geschick und ohne Kapital zu kaufen wußte. Manchmal verkaufte er eines wieder an einen Simpel zu übertriebenem Preise, steckte, wenn der Käufer nicht halten konnte, den Reutaus und die bereits bezahlten Summen in die Tasche und nahm das Haus wieder an sich, indem er den Mietern abermals aufschlug. Auch hatte er’s im Griff, durch leichte bauliche Veränderungen die Wohnungen um ein Rämmerlein oder kleines Stübchen zu vergrößern und abermals eine bedeutende Zinserhöhung eintreten zu lassen. Diese Veränderungen waren durchaus nicht zweckmäßig und bequem erdacht, sondern ganz willkürlich und einfältig; ebenso kannte er alle Pflaster unter den Handwerkern, welche die wohlfeilste und schlechteste Arbeit lieferten, mit denen er machen konnte, was er wollte. Wenn ihm gar nichts anderes mehr einfiel, so ließ er eines seiner alten Gebäude auswendig neu anmalen und erhöhte abermals die Miete. Dergestalt erfreute er sich einer hübschen jährlichen Einnahme, ohne eine Stunde wirklicher Arbeit. Seine Gänge und Verabredungen waren bald besorgt und ebenso lang, als vor seinen Machereien, stellte er sich vor den Bauwerken anderer Leute auf, spielte den Sachverständigen, redete in alles hinein und war im übrigen der dümmste Kerl von der Welt. Daher galt er für einen klugen und wohlhabenden jungen Mann, der es schon früh zu etwas brachte, und er ließ sich nichts abgehen. Er hielt sich nun zu gut für einen Infanteriesoldaten und hatte Offizier werden wollen. Da er aber dafür zu faul und unwissend, hatte man ihn nicht brauchen können, und nun war er durch hartnäckige Aufdringlichkeit zu den Scharfschützen gekommen.

Hier suchte er sich mit Gewalt im Ansehen zu erhalten, ohne sich anzustrengen, lediglich durch seinen Geldbeutel. Er lud die Unterinfaktoren und die Kameraden fortwährend zum Zechen ein und gedachte sich durch plumpe Freigebigkeit Nachsicht und Freiheit zu verschaffen. Doch erreichte er nichts, als daß er gehänselt wurde und allerdings einer Art Nachsicht genoß, indem man es bald aufgab, etwas Rechtes aus ihm zu machen, und ihn laufen ließ, solange er die

andern nicht störte. Ein einziger Rekrut schloß sich ihm an und machte ihm den Bedienten, putzte ihm Waffen und Zeug und redete zu seinen Gunsten, und das war ein reicher Bauernsohn und junger Geiztrager, welcher stets furchtbare Fress- und Trinklust empfand, sobald er sie auf fremde Kosten befriedigen konnte. Der glaubte sich den Himmel zu verdienen, wenn er seine blanken Taler vollzählig wieder nach Hause tragen und doch sagen konnte, er habe lustig gelebt während des Dienstes und gezecht wie ein wahrer Scharfschütz; er war dabei lustig und guter Dinge und unterhielt seinen Gönner, der bei weitem nicht besaß, was er, mit seiner dünnen Füstelstimme, womit er hinter der Flasche allerlei ländliche Modelieder gar seltsam zu singen wußte; denn er war ein fröhlicher Geizhals. So lebten die beiden, Ruckstuhl, der junge Schnapphahn, und Spörri, der junge Bauernfils, in herrlicher Freundschaft. Jener hatte immerdar Fleisch und Wein vor sich stehen und tat, was er mochte, und dieser verließ ihn so wenig als möglich, sang und putzte ihm die Stiefel und verschmähte sogar die kleinen Geldgeschenke nicht, die jener abließ.

Die andern trieben indessen ihren Spott mit ihnen und machten unter sich aus, daß Ruckstuhl in keiner Kompanie sollte geduldet werden. Das galt jedoch für seinen Famulus nicht, denn der war wunderlicherweise ein guter Schütz, und im Heer ist jeder willkommen, der seine Sache versteht, mag er dabei ein Philister oder ein Wildfang sein.

Karl war der erste, wenn man sich über das Paar lustig machte; aber in einer Nacht verging ihm der Spaß, als der weinselige Ruckstuhl, nachdem schon alles still war im Zimmer, seinem Anhänger vorprahlte, was er für ein Herr sei und wie er in Bälde dazu eine reiche Frau zu nehmen gedächte, die Tochter des Zimmermeisters Frymann, die ihm nach allem, was er gemerkt, nicht entgehen könne.

Jetzt war Karls Ruhe dahin, und am nächsten Tag ging er, sobald er eine Stunde frei hatte, zu seinen Eltern, um zu hören, was es gebe. Da er aber selbst nicht von der Sache beginnen mochte, so vernahm er nichts von Herminen, bis erst, als er wieder ging, die Mutter ihm einen Gruß von ihr ausrichtete.

„Wo habt Ihr sie denn gesehen?“ fragte er möglichst kaltblütig. „Ei, sie kommt jetzt alle Tage mit der Magd auf den Markt und lernt einkaufen. Ich muß ihr dabei Anleitung geben, wenn wir uns treffen, und wir gehen dann auf dem ganzen Markt herum und haben viel zu lachen; denn sie ist immer lustig.“

„So?“ sagte der Vater, „darum bleibst du manchmal so lange weg? Und was treibst du da für Kupperei? Schickt sich das für eine Mutter, so zu handeln und mit Personen herumzulaufen, die dem Sohne verboten sind, und ihre Grüße zu befehlen?“

„Was verbotene Personen? Kenne ich das gute Kind nicht von klein auf, habe es noch auf dem Arm getragen und soll nicht mit ihm umgehen? Und soll sie die Leute in unserm Hause nicht grüßen dürfen? Und soll das eine Mutter nicht besorgen? Und sollte eine Mutter ihre Kinder nicht verkuppeln dürfen? Mich dünkt, sie ist gerade die rechte Behörde dazu! Aber von dergleichen Dinge sprechen wir gar nicht, wir Frauenleute sind nicht halb so erpicht auf euch ungezogene Männer, und wenn ich der Hermine zu raten habe, so nimmt sie gar keinen!“

Karl hörte das Gespräch nicht mehr zu Ende, sondern ging seiner Wege; denn er hatte einen Gruß, und von einer verdächtigen Neugier war nicht die Rede gewesen. Nur legte er den Finger an die Nase, warum Hermine wohl so lustig sei, da sie sonst nie viel gelacht habe? Er legte es endlich zu seinen Gunsten aus und nahm an, sie sei nur lustig, weil sie seine Mutter antreffe. So beschloß er, sich still zu halten, dem Mädchen etwas Gutes zuzutrauen und die Dinge geschehen zu lassen.

Einige Tage später kam Hermine mit dem Strickzeug zu Frau Hediger auf Besuch, und es herrschte da eine große Freundschaft, Gespräch und Lachen, so daß Hediger, der einen feinen Bratenrod zuschnitt, in seiner Werkstatt fast gestört wurde und sich wunderte, was da für eine Gewatterin angekommen sei. Doch achtete er nicht lange darauf, bis er endlich hörte, daß seine Frau über einen Schrank ging und im blauen Kaffeegeschirr klapperte. Die Büchsenmiedin kochte nämlich einen Kaffee, so gut sie ihn je gekocht; auch nahm sie eine tüchtige Handvoll Salbeiblätter, tauchte sie in einen Eierteig und buk sie in heißer Butter zu sogenannten Mäuschen, da die Stiele der Blätter wie Mausschwänze ausahen. Sie gingen prächtig auf, daß es eine getürmte Schüssel voll gab, deren Duft mit demjenigen des reinen Kaffees zum Meister emporstieg. Als er vollends hörte, wie sie Zucker zerpflopfte, wurde er höchst ungeduldig, bis man ihn zum „Trinken“ rief; aber er wäre keinen Augenblick vorher gegangen, denn er gehörte zu den Festen und Aufrechten. Als er nun in die Stube trat, sah er seine Frau und die zierliche verbotene Person in dicker Freundschaft hinter der Kanne sitzen, und zwar hinter der blaugeblümten, und außer den Mäuslein stand noch Butter da und die blaugeblümete Büchse voll Honig; es war zwar kein Bienenhonig, sondern nur Ritschmus, ungefähr von der Farbe von Hermines Augen; und dazu war es Sonnabend, ein Tag, wo alle ehrbaren Bürgersfrauen segnen und scheuern, und kehren und bohnen und keinen genießbaren Bissen kochen.

Hediger sah sehr kritisch auf die ganze Anstalt und grüßte mit etwas strenger Miene; allein Hermine war so holdselig und dabei resolut, daß er wie aufs Maul geschlagen dasaß und damit endigte, daß er selbst ein „Glas Wein“ aus dem Keller holte und sogar aus dem kleinen Fäßchen. Hermine erwiderte diese Gnade dadurch, daß sie behauptete, es müsse für Karl auch ein Teller voll Mäuse aufbewahrt werden, da er in der Kaserne doch nicht viel Gutes hätte. Sie nahm ihren Teller und zog mit den zierlichen Fingern eigenhändig die schönsten Mäuschen an den Schwänzen aus der Schüssel und so viele, daß die Mutter selbst zuletzt rief, es sei nun genug. Jene stellte aber den Teller neben sich, betrachtete ihn wohlgefällig von Zeit zu Zeit, nahm auch etwa wieder ein Stück daraus und aß es, indem sie sagte, sie sei jetzt bei Karl zu Gast, und ersetzte den Raub gewissenhaft aus der Schüssel.

Endlich wurde das Ding dem guten Hediger zu bunt; er kratzte sich hinter den Ohren, und so eilig seine Arbeit war, zog er doch schnell den Rock an und rannte fort, den Vater der Sünderin aufzusuchen. „Wir müssen aufpassen!“ sagte er zu ihm, „deine Tochter sitzt in dicker Herrlichkeit bei meiner Alten, und es ist mir ein sehr verdächtiges Getue, du weißt, die Weiber sind des Teufels.“

„Warum jagst du den Aff nicht fort?“ sagte Frymann ärgerlich. „Ich fortjagen? Das werd' ich bleiben lassen, das ist ja eine Staatsheer! Komm du selbst und sieh nach!“

„Gut, ich komme sogleich mit und werde dem Kind angemessen bedeuten, was es zu tun hat!“

Als sie aber hinkamen, fanden sie statt des Fräuleins den Scharfschützen, der seine grüne Weste aufgeklopft hatte und sich das aufgehobene Gebäck und den Rest des Weines um so besser schmecken ließ, als ihm die Mutter beiläufig mitgeteilt hatte, Hermine würde diesen Abend wieder einmal auf dem See fahren, da es so schöner Mondschein und schon vier Wochen her sei, seit sie es getan.

Karl fuhr um so zeitiger auf den See hinaus, als er mit dem Zapfenstecher, den die Züricher Trompeter in himmlischen Harmonien ertönen lassen in schönen Frühlings- und Sommer Nächten, wieder einrücken mußte. Es war noch nicht völlig dunkel, da er vor den Zimmerplatz kam; aber o weh, des Herrn Frymanns Bootchen schwamm nicht wie sonst im Wasser, sondern lag umgekehrt auf zwei Böden, wohl zehn Schritte vom Ufer entfernt.

Sollte das eine Fopperei sein oder ein Streich von dem Alten? dachte er und wollte eben betrübt und aufgebracht abfahren, als der große goldene Mond aus den Wäldern des Zürichbergs heraufstieg und zugleich Hermine hinter einer blühenden Weide hervortrat, die ganz voll gelber Räckchen hing.

„Ich wußte nicht, daß unser Schiff neu angemalt wird,“ flüsterte sie, „ich muß daher in deines kommen, fahr schnell weg!“ Und sie sprang leichten Fußes zu ihm hinein und setzte sich ans andere Ende seines Jagers, der kaum sieben Schuh lang war. Sie fuhr hinaus, bis sie jedem spähenen Blick entchwanden, und Karl stellte unverweilt Hermine wegen Ruckstuhl zur Rede, indem er dessen Worte und Taten erzählte.

„Ich weiß,“ antwortete sie, „daß dieser Monsieur mich zur Frau begehrt und daß mein Vater sogar nicht abgeneigt ist, ihm zu willfahren; er hat schon davon gesprochen.“

„Reitet ihn denn der Teufel, dich diesem Strolch und Tagdieb zu geben? Wo bleiben denn seine gravitätischen Grundsätze?“

Hermine zuckte die Achseln und erwiderte: „Der Vater hat einmal die Idee, eine Anzahl großer Häuser zu bauen und damit zu spekulieren; darum möchte er einen Schwiegersohn haben, der ihm darin zur Hand geht, besonders was das Spekulieren betrifft, und, indem er für das Ganze besorgt ist, weiß, daß er seinen eigenen Nutzen fördert. Er denkt sich ein gemeinschaftliches, vergnügtes Schaffen und Spintisieren, wie er es gewünscht hätte mit einem eigenen Sohne zu teilen, und nun scheint ihm dieser Herr das rechte Genie dazu zu sein. Dem fehlt nichts, sagt er, als ein tüchtiges Geschäftsleben, um ein ganzer Praktikus zu werden. Von seiner einfältigen Lebensart weiß der Vater nichts, weil er nicht auf das Tun der Leute sieht und nirgends hinkommt, als zu seinen alten Freunden. Kurz, der Ruckstuhl ist morgen, da es Sonntag ist, bei uns zum Essen eingeladen, um die Bekanntschaft zu befestigen, und ich fürchte, daß er gleich mit der Tür ins Haus fallen wird. Er ist zudem ein schmählicher Wohldiener und frecher Mensch, wie ich gehört habe, wenn er etwas erschnappen will, woran ihm gelegen ist.“

„Ei nun,“ sagte Karl, „so wirst du ihn gehörig abtrumpfen!“

„Das werde ich auch tun; aber besser wäre es, wenn er gar nicht käme und meinen Papa im Stich ließe.“

„Das wäre freilich besser; aber es ist ein frommer Wunsch, er wird sich wohl hüten, wegzubleiben.“

„Ich habe mir einen Plan ausgedacht, der freilich etwas sonderbar ist. Kömtest du ihn nicht heute noch oder morgen früh zu einer Dummheit verführen, daß ihr miteinander Arrest erhaltet für vierundzwanzig oder achtundvierzig Stunden?“

„Du bist sehr gütig, mich zwei Tage ins Loch zu schicken, um dir ein Klein zu ersparen! Tuft du's nicht billiger?“

„Es ist notwendig, damit unser Gewissen nicht zu sehr leidet, daß du das Leiden mit ihm teilest! Was das Mein betrifft, so wünsche ich gar nicht in die Lage zu kommen, ja oder nein zu dem Menschen sagen zu müssen; es ist schon genug, daß er in den Kasernen von mir spricht. Weiter soll er es nicht einmal bringen.“

„Du hast recht, mein Schätzchen! Dennoch denke ich den Schlingel allein ins Loch spazieren zu lassen, es dämmert mir ein Projekt auf. Doch genug hiervon, es ist schade für die köstliche Zeit und um den goldenen Mondenschein! Denkst du dir nichts dabei?“

„Was soll ich mir dabei denken?“

„Daß wir uns vier Wochen nicht gesehen haben und daß du heute nicht wohl ungelüßt das Land betreten dürftest.“

„Willst du mich etwa küssen?“

„Ja, ich! aber es eilt mir gar nicht, ich habe dich zu sicher in der Hand! Ich will mich noch einige Minuten, vielleicht fünf, höchstens sechs darauf freuen!“

„So so! Ist das nun der Dank für mein Vertrauen, und ist es dir wirklich ernst? Läßest du nicht mit dir unterhandeln?“

„Und wenn du mit Engelzungen redestest, mitnichten! Jetzt ist guter Rat einmal teuer, mein Fräulein!“

„So will ich Ihnen auch etwas vortragen, mein Herr, Wenn du mich heute Abend noch nur mit einer Fingerspitze berührst gegen meinen Willen, so ist es aus zwischen uns und ich werde dich nie wieder sehen; das schwöre ich dir bei Gott und bei meiner Ehre! Denn es ist mir ernst.“

Ihre Augen funkelten, als sie das sagte. „Das wird sich dann schon geben,“ erwiderte Karl, „halte dich nur still, ich werde jetzt bald kommen!“

„Tu, was du willst!“ sagte Hermine kurz und schwieg. Allein sei es, daß er sie doch für fähig hielt, ihr Wort zu halten, oder daß er selbst nicht wünschte, daß sie ihren Schwur bräche, er blieb gehorsam an seinem Plaze sitzen und schaute mit blitzenden Augen zu ihr hinüber, im Mondlichte spähend, ob sie nicht mit den Mundwinkeln zude und ihn auslache.

„Ich muß mich also wieder mit der Vergangenheit trösten und durch meine Erinnerungen entschädigen,“ begann er nach einer kleinen Stille; „wer sollte es diesem strengen festgeschlossenen Mündchen ansehen, daß es vor vielen Jahren schon so süße Küsse zu geben wußte?“

„Fängst du wieder an mit deinen unverschämten Erfindungen? Aber wisse, daß ich das ärgerliche Zeug auch nicht länger anhören will!“

„Sei nur ruhig! Nur noch diesmal wollen wir unsere Betrachtungen rückwärts lenken in jene goldene Zeit, und zwar wollen wir reden von dem letzten Kusse, den du mir gegeben hast, ich erinnere mich der Umstände, als ob es heute wäre, deutlich und klar, und ich bin überzeugt, du desgleichen! Ich war schon dreizehn Jahre alt, du etwa zehn, und schon einige Jahre waren verfloßen, ohne daß wir uns mehr geküßt hätten, denn wir dünkten uns nun große Leute. Da sollte es doch noch einen angenehmen Schluß geben; oder war es die frühe Lerche, die den neuen Morgen verkündete? Es war an einem schönen Pfingstmontag —“

„Nein, Himmelfahrtstag —“ unterbrach ihn Hermine, schwieg jedoch, ohne das Wort ganz auszusprechen.

„Du hast recht, es war ein prachtvoller Himmelfahrtstag im Monat Mai, wir waren mit einer Gesellschaft junger Leute ausgegangen, wir zwei die einzigen Kinder dabei; du hieltest dich an die großen Mädchen und ich mich an die Jünglinge, und wir verschmähnten, miteinander zu spielen oder auch nur zu reden. Nachdem man schon weit und breit herumgekommen, ließ man sich in einem hohen und lichten Gehölz nieder und begann ein Pfänderpiel; denn der Abend war nicht mehr fern, und die Gesellschaft wollte nicht ohne einige Küßerei nach Hause kehren. Zwei Leute wurden verurteilt, sich mit Blumen im Munde zu küssen, ohne dieselben fallen zu lassen. Als dieses und die nachfolgenden Paare das Kunststück nicht zustande brachten, kamst du plötzlich ganz unbefangen auf mich zugelaufen, ein Maiglöckchen im Munde, stecktest mir auch ein solches zwischen die Lippen und sagtest: „Probier einmal! Richtig fielen beide Blümchen auf die Erde zu ihren Geschwistern, du sehest aber im Eifer dennoch dein Rützchen ab. Es war, wie wenn ein leichter schöner Schmetterling abgeseßen wäre, und ich griff unwillkürlich mit zwei Fingerspitzen darnach, ihn zu haschen. Da glaubte man, ich wolle den Mund abwischen und lachte mich aus.“

„Hier sind wir am Lande!“ sagte Hermine und sprang hinaus. Da kehrte sie sich freundlich noch einmal gegen Karl.

„Weil du dich so still gehalten und meinem Worte die Ehre gegeben hast, die ihm gebührt,“ sagte sie, „so will ich, wenn es nötig sein sollte, auch vor vier Wochen wieder mit dir fahren und es dir in einem Briefchen anzeigen. Es wird das erste Schriftliche sein, das ich dir anvertraue.“

Damit eilte sie nach dem Hause. Karl dagegen fuhr eilig nach dem Hafenplatz, um den Zapfenstreich der biedereren Trompeter nicht zu versäumen, der wie ein scharftiges Rasiermesser die laue Luft durchschnitt.

Er traf schon auf dem Wege mit Ruckstuhl und Spörri zusammen, die gelind angesäuelt waren; sie freundschaftlich und bieder begrüßend, faßte er den ersten unter den Arm und fing an, ihn zu rühmen und zu loben: „Was Teufels haben Sie wieder getrieben? Was haben Sie wieder für Streiche ausgeheckt, Sie schlimmer Patron? Sie sind doch der splendideste Schütz im ganzen Kanton, was sage ich, in der ganzen Schweiz!“

„Donner!“ rief Ruckstuhl, höchst geschmeichelt, daß einmal ein anderer als Spörri sich an ihn machte und ihn rühmte, „Dorner! daß wir schon ins Nest müssen! Können wir nicht noch schnell eine Flasche Guten abtun?“

„Bist! das können wir auf dem Zimmer ausrichten! Es ist ohnehin Sitte bei den Scharfschützen, daß man wenigstens einmal während des Dienstes die Offiziere hintergeht und heimlich eine Nacht durch auf dem Zimmer zecht. Und wir wollen als Rekruten zeigen, daß wir der Spezialwaffe würdig sind.“

„Das wäre ein Hauptspaß! Ich zahle den Wein, so wahr ich Ruckstuhl heiße! Aber schlau müssen wir sein, listig wie die Schlangen, sonst sind wir geliefert.“

„Nur ruhig, wir sind die rechten Leute! Wir wollen nur recht still und scheinheilig einrücken und keinerlei Aufhebens machen.“

Als sie in die Kaserne kamen, waren die andern Zimmergenossen alle in der Wirtschaft und nahmen dort den Schlaftrunk. Karl zog einige ins Vertrauen, die teilten es weiter mit, und so versah sich jeder mit ein paar Flaschen, die sie unbemerkt, einer nach dem andern, hinausstrugen und unter den Betten verbargen. Auf dem Zimmer, als es zehn Uhr schlug, legten sie sich ruhig ins Bett, bis nachgesehen war, ob die Lichter gelöscht seien. Dann standen alle wieder auf, verhängten die Fenster mit Mänteln und zündeten die Lichter wieder an, zogen den Wein hervor und begannen zu potulieren, daß es eine Art hatte, und Ruckstuhl dünkte sich wie in Elysium, da alle ihm zufranken und ihn einen großen Mann sein ließen. Denn der heiße Wunsch, auch beim Militär zu gelten, ohne etwas dafür zu tun, machte ihn dümmer, als er eigentlich war. Als er nebst seinem Trabanten gehörig zugedeckt schien, wurden erst verschiedene Trinkspiele aufgeführt. Der eine mußte auf dem Kopfe stehend eine Gießkelle voll Wein austrinken, die ihm einer vorhielt, der andere auf einen Stuhl sitzen und, während eine an die Decke gehängte und in Umschlung gefesselte Bleifugel seinen Kopf umkreiste, drei Gläser leeren, ehe die Kugel den Kopf berührte, der dritte etwas anderes, und jeder, der es nicht vollbrachte, erhielt irgendeine drollige Strafe. Alles dies wurde in größter Stille vollzogen; wer laut wurde, verfiel ebenfalls in Buße, und alle waren im Hemde, um bei einer Überraschung schnell ins Bett kriechen zu können. Wie nun die Zeit nahte, wo die Runde durch die Gänge strich, wurde den zwei Freunden auch ein Trinkstück aufgegeben. Sie sollten sich gegenseitig zwei auf die flache Klinge gefesselte volle Gläser an den Mund halten und dieselben austrinken, ohne einen Tropfen zu vergießen. Prahlend zogen sie vom Leder und kreuzten die mit Gläsern beschwerten Weidmesser; aber sie zitterten dergestalt, daß die Gläser herabfielen und sie nicht einen Tropfen erschnappten. Sie wurden daher angewiesen, eine Viertelstunde in „kleiner Uniform“ vor der Türe Schildwache zu stehen, und solche Unternehmung wurde als das Kühnste gepriesen, was seit Menschengedenken in dieser Kaserne verrichtet worden sei. Über das bloße Hemd wurden ihnen Weidack und Weidmesser kreuzweis umgehängt, dazu mußten sie den Schalo aufsetzen und die schwarzen Überstrümpfe anziehen, aber ohne Schuhe, und so wurden sie, den Stüker in der Hand, vor die Türe geführt und an beiden Pfosten aufgestellt. Raum waren sie dort, so schob man den Riegel vor, tilgte alle Spuren des Gelages, enthüllte die Fenster, löschte die Lichter und schlüpfte jeder in sein Bett, als hätte er schon seit Stunden geschlafen. Die beiden Schildwachen gingen indessen im Scheine der Ganglaterne auf und ab, die Büchse auf der Schulter, und schauten mit kühnen Blicken um sich. Spörri, der wegen des Gratistausches in seligster Stimmung war, wurde ganz übermütig und hub plötzlich an zu singen, und das beschleunigte die Schritte des diensthabenden Offiziers, der schon auf dem Wege war. Als er herannahte, wollten sie rasch ins Zimmer entschlüpfen; aber die Türe ging nicht auf, und ehe sie sich zu helfen wußten, war der Feind da. Jetzt tanzte in ihrem Kopfe alles durcheinander. Sie stellten sich in der Verwirrung jeder vor seinen Pfosten, präsentierten das Gewehr und riefen: „Werda!“

„Was Kreuzfalterment soll das heißen? Was treibt ihr da?“ rief die Runde, ohne jedoch eine genügende Antwort zu erhalten, da die beiden Ränge kein vernünftiges Wort hervorbrachten. Der Offizier öffnete rasch die Türe und sah in das Zimmer; denn Karl, der die Ohren gespißt, war schnell aus dem Bette gesprungen, hatte den Riegel zurückgeschoben und sich ebenso rasch wieder unter die Decke gemacht. Als der Offizier sah, daß alles dunkel und still war, und nichts hörte, als schnaufen und schnarchen, rief er: „Heda, Leute!“

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Weihnachtslied

Von W. Maase, Düsseldorf



... und Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind.“ So klingt die himmlische Botschaft, mit der den Hirten das holde Wunder der Geburt des Gottessohnes verkündigt wurde. Und in

der Tat hat das Geburtsfest des Weltheilandes von jeher in der christlichen Welt als Friedensfest gegolten. Den 30jährigen Kampf des Sachsenherzogs Wittekind (richtiger Widukind) gegen den mächtigen Frankenkaiser Karl läßt die Geschichte damit das ersehnte Ende finden, daß der Herzog sich in die mitternächtliche Christmesse Karls einschlich und, überwältigt von der Feier, seinem Todfeinde Karl versöhnt in die Arme fiel. Heute, nach mehr als 1000 Jahren, wütet auch ein langjähriger Kampf, wenn auch nunmehr mit anderen Mitteln und um andere Interessen, aber beinahe auf denselben Fluren unter den Völkern, dessen Ende wohl jeder herbeisehnt, der guten Willens ist. Möchte sich doch das Weihnachtsfest in diesem Jahre zu einem wahren Friedensfeste nicht nur für den einzelnen und die Familie, sondern auch für die Völker gestalten. Sollte aber der allgemeine Friede uns auch diesmal noch versagt sein, in der Familie kann das kommende Weihnachtsfest doch zum Friedensfeste werden. Das deutsche Gemüt kann eine Einklehr bei sich, und wenn es auch nur für Stunden wäre, nicht entbehren; und es dürfte vielleicht für manchen ein willkommenes Unternehmen sein, einen Rückblick auf die geistigen Schätze zu werfen, die deutsches Gemüt zur würdigen Feier des Weihnachtsfestes aufgehäuft hat.

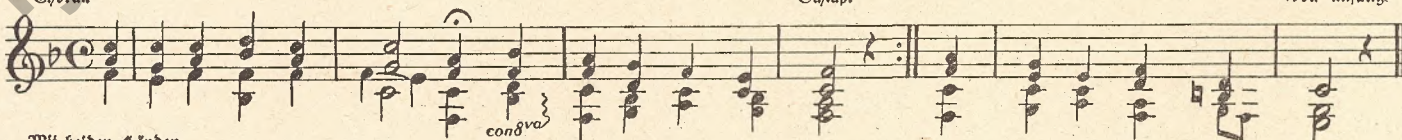
Der im Lichterglanze erstrahlende Christbaum ist ja ein spezifisch deutscher Gebrauch. Er war vielleicht schon im grauen Altertum ein Sinnbild des um die Zeit des heutigen Weihnachtsfestes erscheinenden neuen Lichtes, und ist in der christlichen Welt ein Symbol des geistigen Lichtes, das Christus der Menschheit gebracht hat.

Wir können uns nach der gestellten Aufgabe nur mit einem Teil der oben erwähnten Schätze, und zwar nur mit dem deutschen Weihnachtsliede beschäftigen.

Die Zahl der Weihnachtslieder ist außerordentlich groß, und unser Rückblick wird nicht entfernt auf Vollständigkeit Anspruch machen können.

Die Entstehung der meisten und wohl auch der schönsten Weihnachtslieder reicht in die Zeit zurück, da kirchlicher Gesang und Volksgesang in eins zusammenfielen; und da möchten wir gleich an eines der schönsten alten Kirchenlieder erinnern, das sich unter dem Christbaum ganz besonders feierlich ausnimmt und beiden Konfessionen gemeinsam ist: „Es ist ein' Ros' entsprungen“.

Choral.

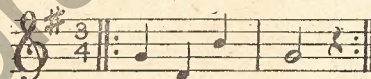


Mit beiden Händen.

Es ist ein' Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart, } und hat ein Blümlein bracht
Wie uns die Alten sun- gen, aus Jesse kam die Art, }
*Mit-ten im kal- ten Win- ter, wohl zu der hal- ben Nacht.

In der Sammlung „Perlen alter Tonkunst“, Berlin-Lichterfelde bei Chr. Friedrich Vieweg, G. m. b. H., finden wir im 2. Hefte zwei sehr schöne alte Weihnachtslieder: Nr. 18 „Dem neugeborenen Kindelein“ nach dem Tonsatz von Michael Prätorius (1571—1621) und Nr. 19 „Wiegenlied fürs Christkind“ aus dem Mainzer „Cantional“ 1628. Bekannt ist die altdeutsche Volksweise: „Vom Himmel kam der Engel Schar“. Auf ein sehr ehrwürdiges Alter dürfte das Lied: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren, sein eigen will ich sein. Eja, eja, sein eigen will ich sein“ zurückblicken dürfen.

Der Textinhalt der meisten Weihnachtslieder fußt auf der evangelischen Erzählung der wunderbaren Verkündigung der Geburt des Heilandes durch die Engelscharen, die die frohe Botschaft den armen Hirten brachten, und deren Anbetung des Christkindeleins. Nun hat sich ja in der Musik ein typischer Ausdruck für das Pastorale ausgebildet, und dieses pastorale Element finden wir in den meisten neueren Weihnachtsliedern, namentlich in den in der katholischen Kirche gebräuchlichen. Wir erinnern nur an die bekanntesten. z. B. an



Heiligste Nacht

und: „Ihr Hirten, erwacht“. Ein namentlich in den Düsseldorf-Rirchen vom Volke sehr gern gesungenes Lied: „Laßt uns lauschen, heilige Engel“ erscheint uns wegen des weichen, absolut weltlichen Refrains: „Stille, stille, still, es schlummert süß mein Kind“ sowohl dem Texte wie der Melodie nach als für die kirchliche Feier nicht geeignet. Nicht einmal einer würdigen Weihnachtsfeier unter dem Christbaum in der Familie scheint es uns zu entsprechen. Um so mehr sind die weltlichen Weihnachtslieder, wie das aus Süddeutschland stammende, allbekannte: „Stille Nacht, heilige Nacht. Alles schläft, einsam wacht nur das traute, hochheilige Paar“ usw. und: „Ihr Kindelein kommet, o kommet doch all“ für eine Familienfeier zu schätzen, ebenso das „Vom Himmel hoch, da komm' ich her“. Vergessen sei auch nicht das von den Kindern gern gesungene: „Alle Jahre wieder kommt das Christkind“.

Besonders in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machte sich in den katholischen Ländern Deutschlands eine verweltlichende Richtung der Kirchenmusik breit. Messen von der fragwürdigsten Bedeutung mit Instrumentalbegleitung wurden allenthalben beim feierlichen Sonn- und Festtagsgottesdienste aufgeführt. Ein besonderer Zweig dieser Messen waren die Pastoral-messen für die Weihnachtsfeier, in welchen es dann sehr frisch-fröhlich zugeht. Sie haben längst einer besseren

Schluß.

*Von Anfang.



DIE WUNDERBLUME
PORZELLANFIGUR VON A. W. GOEBEL, DÜSSELDORF

Richtung Platz gemacht. Nur wenige wirklich künstlerische Kompositionen aus jener Zeit und Richtung verdienen, der Nachwelt aufbewahrt zu bleiben, wie das liebliche Charakteristische, namentlich in Schlesien sehr bekannte Pastore von Karl Schnabel in Breslau: *Transseamus usque Bethlehem* (Verlag von Goerlich & Koch in Breslau). Namentlich ist es von sehr charakteristischer Wirkung, wenn die Anfangsmelodie der Bässe



Tran se a mus us que Beth le hem et

in das Gloria der Engelchöre



glo — — — — ri a — glo ri a

gewissermaßen als *cantus firmus* hineintönt. Diese Komposition, zu der auch eine deutsche Übersetzung: „Laßt uns gehen hin nach Bethlehem“ vorhanden ist, geht natürlich über den Rahmen des einfachen Liedes hinaus und eignet sich mehr zur Weihnachtsfeier für einen gemischten Chor, aber ebenso als Reminiszenz zum Einzelgesang mit Klavier. Ein sehr bekanntes Pastro-

rale ohne Gesang findet man im Klavierauszuge von Händels „Messias“.

In dem oben näher bezeichneten Verlage von Bieweg sind von namhaften Komponisten u. a. noch erschienen: von Mendelssohn „Weihnachtsfriede“, dreistimmig; von Reinhardt „Heilige Nacht, Nacht der unendlichen Liebe“, zwei- und dreistimmig; von Schwalm „Brich an, du schönes Morgenlicht“; von Woyrsch „Was soll das bedeuten?“. Letztere beiden Lieder sind aus neuerer Zeit.

Zum Schluß wollen wir noch an das allbekannte: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ erinnern. Zwar ist die schöne, stimmungsvolle Melodie nicht für den obigen Text geschrieben. Das Umgekehrte ist der Fall, denn die Melodie ist dem katholisch-kirchlichen „O sanctissima, o piissima dulcis virgo Maria“ entlehnt und unter dem Namen „Sizilianische Vesper“ bekannt.

(Eine Sammlung eines großen Teiles der hier erwähnten Lieder hat der Düsseldorfer Organist Johannes Plag veranstaltet. Die Lieder sind mit leichter Klavierbegleitung versehen und in dem Verlag Hymnophon in Berlin C 19, Gertraudenstraße 10-12, erschienen. In demselben Verlage erschien auch ein größeres Weihnachtslied für eine Singstimme mit Klavier, in dem das Lied: „O du fröhliche, o du selige“ verwendet und das auf Wunsch des früheren Verlagsinhabers von dem Verfasser dieser Zeilen komponiert worden ist.)

Der Ungarn-Überfall auf das Kloster St. Gallen

Unter den Klöstern, welche jahrhundertlang die Träger und Förderer der Kulturentwicklung gewesen sind, war eines der bedeutendsten das Kloster St. Gallen in der Schweiz, das durch seine gute Schule, seine strenge Klosterzucht und durch seine hervorragenden Gelehrten weithin guten Ruf und großen Ruhm genoß. Seine Schüler verbreiteten die Gelehrsamkeit und Kunst St. Gallens bis tief in die deutschen Lande hinein. Von dem, was die fleißigen Mönche abschrieben oder selbst verfaßten, ist uns vieles erhalten, darunter die Chronik des Klosters, die von verschiedenen Verfassern bis ins dreizehnte Jahrhundert hinein geführt wurde. Unter diesen Verfassern der Klosterchronik befindet sich Ekkehard, unter den Mönchen der vierte seines Namens, der von etwa 980 bis zum Jahre 1060 lebte. Seine Darstellung ist so lebendig und mit so vielen anregenden Einzelheiten geschmückt, daß es heute noch eine Lust ist, sie zu lesen. Man kann dadurch einen unmittelbaren Blick in das Klosterleben jener Zeit gewinnen. Darum sei hier dieser Bericht (der in Scheffels schönem Roman „Ekkehard“ eine dichterische Wiedergabe gefunden hat) als Ergänzung zu unserem Aufsatz über Klöster und Kultur in diesem Hefte wiedergegeben, und zwar nach Gustav Freytags „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“. Die Urschrift Ekkehards ist in lateinischer Sprache verfaßt und lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

Unser Abt Engilbert hatte von König Heinrich die Abtei erhalten und ihm Treue geschworen, und kehrte in Ehren entlassen zu uns zurück, als ein großes Unglück über uns kam. Denn die Ungarn hatten von der Not des Reiches vernommen, fielen wütend in Bayern ein und verwüsteten es (im Jahre 924); sie lagen lange vor Augsburg, wurden dort durch das Gebet des Bischofs Adalrich, des allerfrömmsten Mannes seiner Zeit, verschreckt und drangen in Haufen nach Alemannien, ohne daß sie jemand hinderte. Da zeigte der tätige Abt Engilbert, wie gut er sich gegen Unglück zu wehren wußte. Denn als das Verderben herankam, mahnte er jeden einzelnen seiner Vasallen, befahl den stärkeren Brüdern sich zu bewaffnen und ermutigte die Hörigen. Er selbst tat, wie ein Riese des Herrn, das Stahlhemd an, zog die Rutte und Stola darüber und befahl den Brüdern ebenso, zu

tun. „Bitten wir Gott, meine Brüder,“ sagte er, „daß wir mit der Faust gegen den Teufel ebenso stark werden, wie wir es bis jetzt im Gottvertrauen mit dem Geiste gewesen sind.“ Es wurden Speere gefertigt und Brustpanzer aus dicker Leinwand, Schleudern wurden geschnitten, feste Bretter und Weidengeflecht zu Schilden gemacht, Sparren und Stangen gespißt und am Feuer gehärtet.

Aber im Anfange glaubten mehrere Brüder und Dienstleute dem Gerüchte nicht und wollten nicht fliehen. Es wurde aber doch ein Platz ausgesucht, der wie von Gott dazu bereitet war, um einen Burgwall aufzuführen, am Flusse Sint-tria-unum, den einst der heilige Gallus so genannt haben soll um der heiligen Dreieinigkeit willen, weil drei Bäche zu einem zusammenfließen.¹ Der Platz wurde auf schmalem Berghals durch abgehauene Pfähle und Baumstämme umschanzt, und es entstand eine sehr feste Burg, die der heiligen Dreieinigkeit würdig war. Eilig wurde der notwendige Bedarf dorthin gebracht und schnell eine Kapelle als Oratorium gebaut, in diese wurden die Kreuze und die Verzeichnisse der Spender in den Kapseln geschafft, und dazu fast der ganze Schatz der Kirche, außer den Büchern, welche auf den Gestellen standen. Diese hatte der Abt nach Reichenau gesendet, doch waren sie dort nicht ganz sicher; denn als sie zurückgebracht wurden, stimmte zwar, wie man sagte, die Zahl, aber es waren nicht ganz dieselben. Die Alten mit den Knaben gab er unter Aufsicht des Thieto nach Wasserburg, das dieser mit den Dienstleuten, welche über den See waren, sorglich besetzte. Er befahl diesen auch,

¹ Der Name Sint-tria-unum, zu deutsch: es seien drei eines, ist falsche Mönchsdeutung eines Namens, der vielleicht in älterer Zeit Sinteriruna, Quarzmurmeler, hieß.

Lebensmittel mit sich zu nehmen, damit sie längere Zeit auf den Schiffen bleiben konnten.

Die Späher strichen bei Tag und Nacht auf wohlbekannten Pfaden und verkündeten die Ankunft der Feinde, damit man in die Verschanzung fliehe (im Jahre 925); aber die Brüder hielten zu sehr für unmöglich, daß der heilige Gallus jemals von den Barbaren überfallen werden könnte. Engilbert war selbst dieser Meinung und trug fast zu spät die wertvollsten Sachen des heiligen Gallus in die Burg. Deshalb wurde auch das Ciborium des heiligen Otmar den Feinden zurückgelassen. Denn die Feinde zogen nicht gesammelt, sondern brachen in Schwärmen über Städte und Dörfer, weil niemand widerstand, raubten und brannten aus und sprangen unerwartet gegen Sorglose, wo sie gerade wollten. Auch in den Wäldern lagen ihrer zuweilen hundert und weniger, um hervorzubrechen; nur der Rauch und der rote Feuerschein am Himmel verrieten, wo gerade die Haufen waren.

Es war damals unter den Unsern ein recht einfältiger und närrischer Bruder, dessen Rede und Tun oft belacht wurden, mit Namen Heribald. Ihn mahnten erschrocken die Brüder, als sie nach der Burg flohen, daß auch er fliehe. Er aber sprach: „Meinetwegen fliehe, wer will, mir aber hat der Kämmerer in diesem Jahr kein Leder zu meinen Schuhen gegeben, ich werde niemals fliehen.“ Da ihn aber die Brüder in der letzten Not mit Gewalt zwingen wollten, mit ihnen zu weichen, so sträubte er sich sehr und schwor, niemals den Weg zu machen, wenn ihm nicht sein jährliches Leder in die Hand gegeben würde. Und so erwartete er furchtlos die eintreffenden Ungarn. Endlich flohen fast zu spät die Brüder mit andern Zweiflern, durch den Schreckensruf gescheucht: die Feinde dringen heran! Er selbst aber blieb unverzagt bei seiner Meinung und spazierte müßig auf und ab. Die köchertragenden Ungarn brachen ein, mit Wurfspieß und Lanze drohend. Eifrig suchten sie überall, kein Geschlecht oder Alter hatte auf Erbarmen zu hoffen. Da fanden sie den Bruder allein, der furchtlos in ihrer Mitte stand. Sie wunderten sich, was er hier wollte und warum er nicht geflohen war. Die Führer befahlen den Mördern, seiner noch mit dem Eisen zu schonen, und frugen ihn durch den Dolmetscher, und als sie merkten, daß er ein großer Narr war, schonten sie lachend seiner. — Den steinernen Altar des heiligen Gallus hüteten sie sich zu werfen, weil sie sich früher häufig durch ähnliche Versuche aufgehalten und nichts als Knochen und Asche darin gefunden hatten. Endlich frugen sie den Narren, wo der Schatz des Klosters liege; er aber führte sie rüstig zu dem verborgenen Türchen des Schatzhauses, sie erbrachen es, fanden darin nur Leuchter und vergoldete Kronleuchter, welche die Eiligen bei der Flucht zurückgelassen hatten, und gaben ihm Ohrfeigen, weil er sie getäuscht hatte. Zwei von ihnen bestiegen den Glockenturm, denn sie hielten den Hahn auf der Spitze für golden, weil der Gott eines Hauses, das nach ihm genannt sei, nur aus edlem Metall gegossen sein könnte. Und als sich einer heftig vorbeugte, um ihn mit der Lanze abzustößeln, fiel er von der Höhe in den Vorhof und kam um. Der andere stieg unterdessen zur Schmied des Gotteshauses auf den Gipfel der östlichen Jinne und schickte sich an, den Leib zu entleeren, da fiel er rückwärts und wurde ganz zerschmettert. Diese beiden verbrannten sie, wie Heribald später erzählte, zwischen den Türpfosten, und obgleich der flammende Scheiterhaufen den Türbalken und die Decke heftig ergriff und mehrere von

ihnen um die Wette mit Stangen den Brand schürten, vermochten sie doch nicht die Kirche des Gallus, auch nicht die des Magnus anzuzünden. Es lagen aber in dem gemeinen Keller der Brüder zwei Weinfässer, noch voll bis zum Spunde, die man so zurückgelassen hatte, weil in der Not niemand die Ochsen anzuschirren und zu treiben wagte. Diese Fässer öffnete keiner der Feinde, ich weiß nicht, aus welchem Zufall, vielleicht weil sie auf ihren Beutewagen Überfluß daran hatten. Denn als einer von ihnen den Eschenspeer schwang und einen Reifen durchschlug, da rief Heribald, der schon vertraulich mit ihnen verkehrte: „Laß das sein, guter Mann. Was denkst du denn, das wir trinken sollen, wenn ihr weggegangen seid.“ Als der Ungar dies durch den Dolmetsch vernahm, lachte er und bat seine Genossen, die Fässer seines Narren nicht zu berühren.

Die Ungarn schickten Rundschafter, welche die Wälder und Verstecke sorglich durchsuchen sollten, und warteten, ob diese neue Kunde bringen würden. Endlich breiteten sie sich über den Vorhof und die Wiese aus, um ihr Mahl zu halten. Ihre Führer setzten sich auf den Klosterplatz und schmauseten reichlich. Auch Heribald wurde bei ihnen, wie er selbst später sagte, besser gesättigt, als jemals in seinem Leben. Und als sie nach ihrer Sitte auf dem grünen Gras ohne Sessel sich zur Mahlzeit lagerten, trug er für sich und einen anderen Geistlichen, der als Beutestück gefangen war, Stühlchen herzu. Die Ungarn zerrissen die Schulterstücke und die übrigen Teile der geschlachteten Tiere noch halb roh ohne Messer mit den Zähnen und verschlangen sie, die abgenagten Knochen warfen sie im Scherz einer auf den andern. Auch der Wein wurde in vollen Bottichen in die Mitte gesetzt, und jeder trank ohne Unterschied wieviel ihm beliebte. Als sie durch den Wein warm wurden, riefen alle greulich ihre Götter an und zwangen den Geistlichen und ihren Narren, dasselbe zu tun. Der Geistliche verstand ihre Sprache wohl, und sie hatten auch deshalb sein Leben geschont. Er schrie laut mit ihnen, und als er in ihrer Sprache zur Genüge Unsinn geschrien hatte, stimmte er die Antiphona vom heiligen Kreuze an, weil am nächsten Tage Kreuzerfindung war, und sang unter Tränen Sanctifica nos. Dies sang auch Heribald, obgleich er eine raue Stimme hatte, eifrig mit ihm ab. Alle, die da waren, versammelten sich bei dem ungewöhnlichen Gesang der Gefangenen, sie tanzten in überströmender Freude vor ihren Häuptlingen und rangen, andere kämpften auch mit den Waffen, um zu zeigen, wie gut sie das Kriegswerk verstünden. Bei dieser Lustigkeit hielt jener Geistliche die Zeit für günstig, um seine Befreiung zu bitten; der Unglückliche flehte die Hilfe des heiligen Kreuzes an und warf sich weinend den Häuptlingen zu Füßen. Diese aber im wilden Sinne, gaben ihrem Gefolge durch Pfeifen und greuliches Grunzen einen Befehl. Die Krieger sprangen wütend herzu, packten den Menschen im Umsehen und zogen ihre Messer, um an seinem geschornen Haupt den Mutwillen zu üben, welchen die Deutschen das Picken nennen, bevor sie ihn umbrächten.

Während sie sich dazu rüsteten, kamen die Späher aus dem Walde, der auf die Burg zu liegt, plötzlich heran und gaben Zeichen durch Horn und Ruf. Sie meldeten, daß eine Burg, mit bewaffneten Scharen besetzt, ganz in der Nähe sei. Da sprangen die Ungarn jeder für sich schnell aus dem Tor, ließen den Geistlichen und Heribald allein im Kloster zurück und ordneten sich nach ihrer Gewohnheit schneller, als jemand glauben sollte, zum Treffen. Als sie aber die Beschaffenheit der Burg er-

fuhren, daß sie nicht zu belagern sei, daß eine lange und schmale Höhe den Angreifenden nur mit größtem Verlust und sicherer Gefahr zugänglich werde, und daß die Verteidiger, wenn sie Männer seien, niemals vor ihrer Menge weichen würden, solange sie Lebensmittel hätten, da standen sie endlich von dem Kloster ab, weil sein Gott Gallus Macht über das Feuer habe. Sie zündeten einige Häuser des Dorfes an, die sie noch sehen konnten (denn die Nacht brach herein), geboten durch Horn und Ruf Stillschweigen und zogen auf dem Wege nach Konstanz ab. Die Burgleute aber meinten, daß das Kloster brenne, und verfolgten sie, als sie den Abzug erfuhren, auf Seitenwegen; sie bekamen ihre Späher, die dem Haufen weit vorausgezogen, zu Gesicht, töteten einige und führten einen Verwundeten gefangen mit sich. Die übrigen retteten sich mit Mühe durch die Flucht und gaben dem Haufen durch das Horn ein Zeichen, man sollte sich wahren. Die Ungarn aber besetzten so schnell als möglich das Feld und die Ebene, rüsteten frisch zum Treffen, stellten Karren und den übrigen Troß im Kreise umher, teilten die Nacht in Wachen, lagerten sich im Grase und überließen sich schweigend dem Wein und Schlaf. Am ersten Morgen brachen sie in die nächsten Dörfer, suchten und raubten, was etwa die Flüchtlinge zurückgelassen hatten, und brannten alle Häuser aus, bei denen sie vorbeikamen.

Aber Engilbert, der die ausfallende Schar anführte, sandte die Mehrzahl der Seinen nach der Burg zurück, er selbst zog mit wenigen gleich Beherzten vorsichtig zum Kloster, zu spähen, ob die Feinde im Hinterhalt zurückgeblieben waren. Ihn dauerte der närrische Bruder Heribald, der doch von guter Geburt war, und sie suchten eifrig nach seinem Leichnam, ihn zu bestatten. Doch sie fanden ihn nirgend; denn mit Mühe vom Geistlichen überredet, hatte er mit diesem den Gipfel des nächsten Berges erstiegen und lag dort in Wald und Busch verborgen. Da beklagte Engilbert, daß die Feinde den Einfältigen als Sklaven weggeführt hatten, er wunderte sich auch, daß die Weinfässer von den trunksüchtigen Feinden gemieden waren, und dankte Gott. Darauf machten sie eilig den Morgengesang zum Lob des heiligen Kreuzes ab, so leise als sie konnten, staunten über die Türpfosten und die durchgebrannte Decke, wichen schnell von der Stätte und suchten schweigend die Kause der Wiborada auf, ob sie noch lebe, und als sie sahen, daß sie für den Glauben getötet war,² wagten sie nicht zu zögern, überstiegen den nächsten Berg, und kamen endlich durch bekannte Wildnis eilig in der Burg an, bereit, entweder tapfer zu sterben oder die Burg mannhaft durch ihre Hand zu verteidigen.

Aber der Geistliche nahm den Heribald mit sich, denn sie sahen die Burg von ihrem Berge; und sie kamen in der Morgenstunde an. Da die Wächter sie von fern noch in der Finsternis erblickten, hielten sie die beiden für Späher und riefen die Gefährten. Und sie brachen rüstig aus, erkannten den Heribald, waren aber zuerst wegen des Geistlichen bedenklich, doch nahmen sie ihn in der Mauer auf, und als sie seine ganze Tragödie gehört hatten, pflegten sie ihn gastfrei um Christi und ihres Gefangenen willen, dessen Sprache er verstand. Allmählich erfuhren sie durch diese beiden das ganze Verhalten der Feinde. Der Ungar wurde getauft, nahm ein Weib und zeugte Söhne.

² Die fromme Wiborada, eine „Eingeschlossene“, wollte die kleine Zelle, in welcher sie feierlich eingeseigelt worden war, trotz dem Flehen des Abtes nicht verlassen und wurde von den Ungarn getötet.

Weil man aus Erfahrung wußte, daß die Ungarn zuweilen zurückkehrten, fällten die in der Burg die Bäume des Waldes auf dem Zugang zum Kastell, warfen einen tiefen Graben auf und gruben an einer Stelle, wo Binsen wuchsen und Wasser anzeigte, einen sehr tiefen Brunnen und fanden sehr reines Wasser. Auch den Wein, welchen die Ungarn dem Heribald zugeteilt hatten, trugen sie in Krügen und allerlei Gefäßen heimlich bei Tage und Nacht in schnellem Laufen herzu. So hausten sie und riefen den Herrn unablässig an. Aber unser Engilbert sah den Himmel in der Runde bei Tag und Nacht von Feuer gerötet, er wagte nicht mehr, Späher auszuschicken, hielt sich aber in der Burg mit den Seinen fest, nur zuweilen schickte er die Beherzten in das Kloster, dort die Messe zu lesen, und bewahrte mit Mühe seine Ruhe, bis sie zurückkehrten.

Zwischen Furcht und Hoffnung ermutigte die Brüder sehr der eifrige Bericht des Heribald und des Geistlichen über die Feinde. Die klügeren Brüder freuten sich, daß der gute Gott so gnädig gegen die Einfalt gewesen war, und daß er auch die Toren und Schwachen mitten unter Schwert und Spieß der Feinde zu schützen nicht unterließ. Wenn sie in der Ruhe den Heribald frugen, wie ihm so zahlreiche Gäste des heiligen Gallus gefallen hätten, antwortete er: „Ei, sehr gut, ich habe nie in unserem Kloster lustigere Leute gesehen, denn sie sind ausnehmend freigebige Spender von Speise und Trank. Was ich bei unserm zähen Kellermeister kaum durch Bitten erlangen konnte, daß er mir auch nur einmal einen Trunk reichte, wenn ich durstete, das gaben sie mir, wenn ich bat, im Überfluß“. Und der Geistliche versetzte: „Und wenn du nicht trinken wolltest, zwangen sie dich durch Ohrfeigen dazu.“ „Das ist wahr,“ bestätigte er, „dies eine mißfiel mir sehr, daß sie so eine grobe Art hatten. Ich sage euch, fürwahr, nie habe ich in dem Kloster des heiligen Gallus so grobe Leute gesehen; nicht nur in der Kirche und Kloster, sondern auch draußen auf der Wiese trieben sie es wild. Denn als ich ihnen einmal mit der Hand ein Zeichen gab, sie möchten an Gott denken und in der Kirche schweigsamer wirtschaften, versetzten sie mir einen schweren Nackenschlag; aber sogleich machten sie es gut, was sie gegen mich versehen hatten, denn sie boten mir Wein, was niemals einer von euch getan hat.“ So unterhielten sich die Unsern furchtlos von ihrem Unglück, so oft sie Muße hatten, und riefen unablässig Gott an. Da aber das Gerücht wie es zu geschehen pflegt, heranslog, die Feinde wären zurückgekehrt und schalteten wieder im Kloster, da bat der Narr flehentlich, man möchte ihn herauslassen, daß er zu seinen lieben Leuten käme.

Die Burgleute und die von der Wasserburg, welche viel auf den Schiffen waren, weil die Feinde keine hatten, harrten einige Tage auf das Ende des feindlichen Unwetters. Endlich hörten sie, daß die Vorstadt von Konstanz niedergebrannt war, die Stadt selbst durch Waffen verteidigt wurde, daß auch Reichenau die Schiffe entfernt hatte und ringsum von Scharen Bewaffneter glänzte, und daß die wilden Feinde auf beiden Ufern des Rheines alles durch Feuer und Mord verwüstet hatten und über den Strom gesetzt waren. Da wagten sie endlich sicher in das Kloster zurückzukehren. Sie säuberten die Oratorien, untersuchten die Werkstätten, luden den Bischof, baten ihn, alles mit geweihtem Wasser zu besprengen, und entfernten so alle Gewalt des Teufels.

Personalnotiz. Sein 25jähriges Dienstjubiläum konnte am 6. November Herr Wilhelm Lungenstraß, Prokurist der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union, Düsseldorf, begehen. Herr Lungenstraß ist 1898 in Eller als Buchhalter bei Werk I der G.-B.-A.-G., Abteilung Düsseldorf, eingetreten und bei der Errichtung der Siemens-Rheinelbe-Schuckert-Union zu dieser übergetreten. Zahlreiche Glückwünsche seitens der Vorgesetzten und Mitarbeiter, Blumenpenden und Erinnerungsgaben bewiesen dem Jubilär, welcher Hochschätzung er sich erfreut. Mögen ihm noch viele Jahre vergönnt sein zu weiterer pflichttreuer Arbeit auf seinem verantwortungsreichen Posten.

Eröffnung einer Wirtschaftsschule in Bochum. Am Montag, den 15. Oktober 1923, fand in der Aula der Oberrealschule I in Bochum in schlichter Weise die Feier der Eröffnung der staatlichen Fachkurse für Wirtschaft und Verwaltung statt, einer Schuleinrichtung, welche auf Veranlassung der Gewerkschaften durch den preussischen Staat unter der formellen Trägerschaft der Stadt Bochum errichtet wurde. Die Wirtschaftsschulen sollen die Schulung von Arbeiterführern übernehmen, von Arbeiterführern für Gewerkschaft und für Betriebsräte, für Genossenschaften und für arbeiterpolitische Betätigung überhaupt. Bereits im Jahre 1922 sind zwei staatliche Schulen für Wirtschaft und Verwaltung ins Leben getreten, und zwar in Berlin und Düsseldorf. Diese Schulen bestehen heute noch, leiden aber darunter, daß sie nach ihrer organisatorischen Einrichtung von ihren Schülern die Aufgabe ihrer beruflichen Arbeit und damit ihres Arbeitsverdienstes für ein Jahr verlangen müssen. Deshalb ist hier der Versuch einer organisatorischen Umstellung der Wirtschaftsschulen dahin gemacht worden, eine Schulgattung dieser Art zu schaffen, welche von Angehörigen der werktätigen Bevölkerung neben der Ausübung des Berufs besucht werden kann. Die so umgestaltete Wirtschaftsschule wird während zweier Jahre in je neun Wochenstunden Unterricht erteilen. Dadurch wird eine nicht unerheblich geringere Stundenzahl zur Verfügung stehen als in den Wirtschaftsschulen mit Vollunterricht. Es muß daher das Stoffliche eingeschränkt und von weniger wichtigen Unterrichtsgebieten ganz abgesehen werden. Die Schule wird sich im wesentlichen aus sich selbst erhalten müssen, und daher von der Arbeiterschaft erhebliche Opfer verlangen. Die kommenden schweren Zeiten werden beweisen müssen, ob die Arbeiterschaft den Idealismus zu diesen Opfern aufbringt und somit die Berechtigung des Schulgedankens durch die Tat erhärtet.

Der Ruhrsiedlungsverband auf der Göteborger Städtebau-Ausstellung. Auf der internationalen Städtebau-Ausstellung, die aus Anlaß des Göteborger Stadtjubiläums stattfand, fesselte besonders die Aufmerksamkeit die Vertretung des Ruhrsiedlungsverbandes. In der deutschen Abteilung, die fast den fünften Teil des Ganzen bildete, und neben der auch die französischen Städtebaukünstler nicht fehlten, hatten da die Architekten des Verbandes, Schmidt (Essen) und Rappaport, ein interessantes Material zusammengebracht. Da sah man die Übersichtspläne über die Verteilung der Siedelungen, Zechen und Höfen, der dauernd zu erhaltenden Grünflächen, einen Überland-Bebauungsplan der Gemeinde Hörde, bedeutungsvolle Bebauungspläne der Gemeinde Marl, die von 1901 bis jetzt aus einem mittelgroßen Dorf zu einer Stadt von 15 000 Einwohnern geworden ist, und infolge der Zunahme der Bergwerke sich anstreckt, in nicht zu ferner Zeit einer Bewohnerzahl von etwa 120 000 Seelen Unterkunft gewähren zu müssen. Auch die großen Entwässerungsanlagen des Emscher-Gebietes, des niederen Ruhrbezirktes und der Kohlengegend am Niederrhein, waren in Plänen und Schriften dargestellt.

Karte des Industriegebietes. Bei der Verlags- und Lehrmittelanstalt (F. und F. Kamp) in Bochum ist eine neue Karte des rheinisch-westfälischen Industriegebietes erschienen, die namentlich für Unterrichtszwecke gut geeignet ist. Die Karte (von Walter Siemann) leidet nicht unter einer rein schematischen aufgedruckten, verwirrenden Fülle von Siedelungen, deren Anordnung im Gelände sonst schwer zu erkennen ist, nicht unter einem endlos verschlungenen und verstrickten Gewirr von Straßen, Eisenbahnen, Flüssen und Kanälen, sondern sie bietet durch eine glückliche Wahl des Maßstabes (1 : 300 000) und durch den gelungenen Farbendruck die Möglichkeit, den räumlichen Umfang der Siedelungen, ihre Lage zueinander, ihr Verhältnis zum Gelände usw. in einer sehr anschaulichen und äußerst übersichtlichen Weise festzustellen. Auf der Rückseite bietet die Karte eine Darstellung der wichtigsten Eisenbahnlinien des Industriegebietes.

Die Zerstörung der Freskengemälde von Alfred Rethel im Rathaus zu Aachen. In den Jahren 1847 bis 1851 hat der Düsseldorfer Maler Alfred Rethel im Auftrag des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen vier Fresken im Rathausaal zu Aachen ausgeführt, und zwar die Gemälde „Kaiser Otto in der Gruft Karls des Großen“, „Sturz der Irmin-Säule“, „Die Maurenschlacht bei Cordova“ und den „Einzug in Pavia“. Die übrigen Gemälde wurden nach Rethels Entwürfen von einem anderen Düsseldorfer Maler ausgeführt. Jeder, der diese zu den bedeutendsten rheinischen Kunstdenkmälern gehörenden Werke kennt und erschüttert diese edlen Schöpfungen des gewaltigen Monumentalmalers betrachtet hat, hat mit Empörung und Scham davon gehört, daß insame Buben, verbrecherisches Gesindel, sie zerstört haben, nämlich die sogenannten rheinischen Sonderbündler, die, hergelaufen aus fernen Winkeln Deutschlands, sich anmaßten, die Rheinlande durch Errichtung einer Rheinischen Republik von ihren Gnaden zu beglücken. Wie diese Beglückung ausgefallen haben würde, wenn nicht inzwischen den Buben das Handwerk gelegt worden wäre, können wir uns ausmalen, wenn wir wissen, daß sie durch rohe und sinnlose Schiebereien handbreitgroße Stücke aus diesen herrlichen Gemälden herausgeschossen haben. Diese Taten haben sie nicht etwa aus irgendeiner fanatischen Erregung heraus begangen, sondern lediglich, weil sie wüßte und zuchtlose und ganz und gar verrohte Gesellen sind. Neben den schändlich zerstörten Fresken fand man Haufen von gestohlenen, geleerten Bier- und Weinflaschen, von gestohlenen Zigaretten und von schmutzigen Frauen-Unterleidern. Das sind die, die uns Rheinländern eine glückliche und freie Zukunft zu schenken sich anmaßten. Danken wir dem gütigen Schicksal, das uns Wehrlose vor diesen bewaffneten Jorden beschützt und sie wieder zurückgeworfen hat in den schmutzigen Pfuhl, aus dem sie stammen und in den sie hineingehören. — Eine weitere „Heldentat“ dieser erbärmlichen Lumpen war ein Überfall auf den Wohnsitz des Dichters Rudolf Herzog. Ausgerechnet diesen Mann, der in seinen Werken den Rhein und das rheinische Volk verherrlicht, plünderten die „Befreier“ des Rheinlandes mit vorgehaltenem Revolver gründlich aus. Nun — die Quittung für diese Taten haben sie in den Wäldern des Siebengebirges erhalten, wo tapfere rheinische Bauern diesem fremden Geschmeiß, dieser Drachenbrut, den Saraus gemacht haben. tb.

Holbeins Weihnachtsbilder. Professor Dr. Paul Ganz, der Baseler Kunsthistoriker, legt jetzt eine Rekonstruktion des Altares Hans Holbeins des Jüngeren mit Weihnachtsdarstellungen vor, der ursprünglich wohl in der Kartause in Basel gestanden hat und jetzt schon seit Jahrhunderten den Altar der Universitätskapelle im Münster zu Freiburg im Breisgau ziert. Diese Arbeiten, die aufschlußreich über das schöpferische Vorgehen des jungen Meisters unterrichten, sind die Reste eines dreiteiligen Werkes, das beim Baseler Bildersturm zerstört wurde. Ganz legt dar, daß die jetzige Mitteltafel des Freiburger Altares ursprünglich in Basel die Altarflügel bildete, die dann wohl der Stifterfamilie überlassen wurden, weil ihre Bildnisse darauf angebracht sind. Sie stammen aus demselben Jahre, 1521, wie das berühmte Bild des toten Christus im Museum zu Basel und lassen erkennen, wie Holbein seine italienischen Eindrücke, die neu erworbenen Kenntnisse der Kunst und Technik lombardischer Meister, mit dem alten Schulgut aus dem Erbe seines Vaters und den starken Einflüssen Baldungs zu einem neuen eigenen Stil verbindet. Das Werk von Ganz, das bei Benno Filser in Augsburg erscheint, benutzt die Aufnahmen, die der Münsterbauverein in Freiburg von Holbeins schönen Weihnachtsbildern anfertigen ließ.

Was eine Milliarde ist. Wir werfen mit Milliarden nur so um uns, da hält es einer unserer Leser für angebracht, anschaulich zu machen, was eine Milliarde denn ist und bedeutet. So hat er ausgerechnet, daß ein Maschinengewehr, angenommen, es gibt 250 Schuß in der Minute her und dauert aus, was in der Praxis ja natürlich nicht der Fall ist, um eine Milliarde Schüsse zu erzielen, ungefähr sieben Jahre, sieben Monate und vier Tage schießen müßte. Weiter stellt er fest, daß, wenn jemand eine Milliarde in einzelnen Mark zu zählen hätte und immer, ohne jede Unterbrechung, durchzählen könnte, er damit ungefähr 80 Jahre zu tun haben würde. — Wer es nicht glaubt, rechne nach!

Deutsche Pelztierfarmen. Eine ausgesprochene Pelztierzucht, wie sie in den Vereinigten Staaten, in Kanada und Japan entwickelt worden ist, besitzt Deutschland bisher nicht. Aber die großen Erfolge, die die Pelztierfarmen in diesen Überseeländern erzielt haben, machen auch für uns die Aufnahme dieser gewinnreichen Industrie verlockend. In der Pelz-Sondernummer des „St. Hubertus“ fordert Paul Grieger in einem bemerkenswerten Aufsatz die Pflege der deutschen Pelztierzucht. Pelztiere untergeordneter Art, wie Raminchen und Ragen, werden bereits hier und da gezüchtet; aber auch für

loftbarere Pelztier, wie Füchse und Marder, bieten sich bei uns vortreffliche Bedingungen. Nur hat man praktisch noch nichts dafür getan. Das Beispiel der kanadischen Fuchsfarmen sollte für uns eine entscheidende Anregung bilden. Auch hier ist erst 1918 von der Regierung ein entscheidender Versuch gemacht worden, und seitdem hat die Zucht von Silberfüchsen, Rotfüchsen, Nerz, Zobel usw. auf den Regierungsfarmen einen großen Aufschwung genommen. Heute gibt es nahezu 1200 solcher Pelztierfarmen in den Überseeeländern, und manche verfügen bereits über Bestände von 300 Zuchttieren. Sogar die Zucht von Bisamratten, die bei uns seit 1906 bekannt ist, macht in Kanada bemerkenswerte Fortschritte, und in Frankreich hat man bereits diesen Gedanken aufgegriffen und die erste Bisamfarm ins Leben gerufen. Urdenkliche Bedenken gegen eine deutsche Pelztierzucht gibt es nicht. Wir haben in unseren Wäldern vortreffliche Pelztier, und der Aufbau von sachgemäßen Zuchtfarmen ist nicht schwer. Es ist lediglich eine Sache der Organisation, des tatkräftigen Zugreifens, um eine deutsche Pelztierzucht ins Leben zu rufen. Ist erst einmal der Anfang gemacht, dann wird man die großen Möglichkeiten dieser Industrie erkennen, und der Rauchwarenhandel wie der ganze wirtschaftliche Aufbau werden daraus wichtige Vorteile gewinnen. B.

Neue deutsche Naturschutzgebiete. Durch neue Verfügung sind jetzt einige weitere Naturschutzgebiete in Preußen geschaffen worden. Vor allem wurde das gesamte Dünen-Gelände der Insel Sylt zum Naturschutzgebiet erklärt, auch das Morsum-Kliff beim Steilufer an der Nordküste der Morsumer Heide wurde einbezogen. Die Halbinsel Ellenbogen bildet überdies ein besonderes Vogel-schutzgebiet, das nur mit ausdrücklicher Erlaubnis betreten werden kann. Im Oberlahnkreis wurde die Höhle Wildscheuer, die durch viele vorgeschichtliche Funde ausgezeichnet ist, als Naturschutzgebiet erklärt. Im Landkreise Liegnitz sind zwei Gebiete, „Der Peiß“ und „Das verlorene Wasser“ geschützt worden. Es sind zwei große forstfiskalische Geländestücke, die bemerkenswerte Pflanzen- und Tierwelt haben. Tiere und Pflanzen werden nun dort gegen jeden Eingriff geschützt, und das Betreten ist nur mit Ausweis gestattet.

Fünzig Jahre Schreibmaschine. Obwohl das Prinzip der Schreibmaschine bereits im Jahre 1714 von dem englischen Ingenieur Henry Mill erfunden und von ihm ein Patent genommen wurde, besteht eine eigentliche Schreibmaschinenindustrie erst seit fünfzig Jahren. 1829 wurde allerdings von dem Amerikaner William Burt der Gedanke Mills wieder aufgenommen. Ihm folgten der Franzose Xavier Projean (1833), der Amerikaner Shurber (1843), die Amerikaner Eddy und Hughes (1850), Jones (1852) Thomas (1854), Beach (1856) und John S. Cooper (1854). Diese Schreibmaschinen waren hauptsächlich für Blinde bestimmt, und namentlich die von dem Franzosen Foucaud (1843) fand in Blindenanstalten tatsächliche Anwendung. Alle diese Herren hatten Maschinen erfunden, die zwar Buchstaben drucken konnten, aber nicht imstande waren, die laufende Schrift zu erzeugen. Erwähnt sei noch die Francis-Printing-Machine, die eine Klaviatur hatte (1857), die House-typewriter (1865) mit der ersten mobilen Walze, die Peeler Writing and Printing machine (1866), die Perotype John Pratt (1868) und die von dem Dänen Pastor Malling Hansen, der unter Benutzung des von Projean und

Foucaud vorgeschlagenen Prinzips die sogenannte Schreibkugel erfand, die aber ebensowenig wie ihre Vorgängerinnen für den geschäftlichen Verkehr Verwendung fand. Alle diese Erfindungen machte sich der amerikanische Buchdrucker Christopher Lotham Sholes zu Nutzen, und so wurde er der wirkliche Schöpfer eines Werkzeuges, das alsbald allgemeinen Anklang fand. Seine Maschine wurde 1868 patentiert und die ersten Muster 1873 von der Waffenfabrik Remington and Sons in Ilion, Sholes Vaterstadt, hergestellt. Die erste Maschine befindet sich im Smithsonian Institute in Washington. In Ilion fand kürzlich in Gegenwart einer Tochter Sholes eine Gedenkfeier statt unter Leitung der Herkimer County Historical Society, die auch Sholes ein Denkmal errichten ließ. Heute weisen die Schreibmaschinen ungefähr 300 Systeme auf. Die Zahl der in der ganzen Welt gebrauchten Schreibmaschinen kann jetzt wohl auf etwa hundert Millionen Stück geschätzt werden.

Todesfälle durch Schlangenbiß und wilde Tiere. Die Londoner Blätter veröffentlichen eine interessante Statistik, die im Jahre 1922 in Britisch-Indien durch Schlangenbiß und Angriff wilder Tiere vorgekommen sind. Die Gesamtzahl der Opfer, die die wilden Tiere gefordert haben, belief sich im vergangenen Jahre auf 3263 gegenüber 3360 im Jahre 1921, ist also etwas zurückgegangen. Es wurden getötet durch Tiger 1603, durch Leoparde 509, durch Wölfe 460, durch Bären 105, durch Elefanten 55, durch Hyänen 9, durch Wildschweine 90, durch Krokodile und Alligatoren 225 Personen, der Rest durch andere Tiere. Die Hauptzahl der Getöteten fällt auf den Verwaltungsbezirk Madras. Durch giftigen Schlangenbiß sind unvergleichlich mehr Menschen getötet worden als durch Tiere. Das waren im vergangenen Jahre 20 090 Personen gegen 19 396 im Jahre 1921. Die größte Zahl der Opfer wohnte in Bengalen und im Bundesstaat. Es versteht sich unter diesen Umständen von selbst, daß die Schlangenjagd eifrig betrieben wird. Dabei wurden im vergangenen Jahre 58 370, im Jahre 1921 57 285 Schlangen getötet. Die Jagd auf wilde Tiere war weniger ergiebig. Sie erbrachte insgesamt 23 268 wilde Tiere (Leoparden, Bären, Tiger usw.).

Fund vorgeschichtlicher Menschenköpfe in Kalifornien. Die Expedition des Smithsonian-Instituts in Südkalifornien hat, wie aus New-York berichtet wird, bei Santa Barbara eine außerordentlich wichtige anthropologische Entdeckung gemacht, die auf die Entwicklung der Menschentasse in der Urzeit neues Licht wirft. Wie der Leiter der Expedition, Dr. F. B. Harrington, erklärte, wurden zwei Schädel gefunden, die einer Menschenrasse angehören, die weit älter sein soll als der Neandertalmensch und bereits eine sehr viel höhere Kultur besaß als dieser vorgeschichtliche Typus. Die Schädel zeigen sehr primitive Formen, besonders in der niedrigen Stirnbildung und der starken Vorwölbung der oberen Knochen der Augenhöhlen. Die Mundhöhlen sind größer als bei irgendeinem anderen bisher gefundenen Menschentypus. Der eine Schädel, dessen Mundhöhle weit offen war, maß von Kinnbade zu Kinnbade fast 7 Zoll. Die durchschnittliche Dicke der Schädelsknochen ist $\frac{3}{4}$ Zoll, oder mehr als zweimal so viel als die der Indianer, die in diesem Gebiet vor tausend Jahren begraben wurden und bisher als die Ureinwohner galten. Mit den Schädeln zusammen wurden grobe Werkzeuge gefunden, Keulen, Angelhaken und andere Gegenstände, deren Zweck noch nicht aufgeklärt ist.

Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr

(Kurze Rückschau)

Düsseldorf. Im Stadttheater brachte Intendant Dr. W. Becker endlich die mit Sehnsucht erwartete Neu-Inszenierung von Mozarts unsterblicher Oper „Die Hochzeit des Figaro“. Erfreulicherweise darf man die Gesamtleistung als in hohem Grade künstlerisch ernste Ansprüche befriedigend bezeichnen. Außerordentlich fein und in grundsätzlicher Ablehnung von der leider allzu „modern“ gewordenen hysterischen Verquickung des Mozartstiles mit expressivistischen Bühnenbildern hatte Fritz Lewy (Weimar) einen dichten raumgestalterisch gelungenen Rotoko-Rahmen von farbig hellem Reiz geschaffen. In diesen stellte Dr. Beckers Regie das Spiel mit einer silberfingergelben Leichtigkeit und inneren Geschlossenheit, die un-mittelbare musikalische Charakteristik bedeuteten. Kapellmeister Georg Szell interpretierte die Wunder der Partitur mit prachtvollem innerem Schwung und kristallener Klarheit, so daß eine Aufführung von ungewöhnlicher künstlerischer Intensität zustande kam. Unter den Einzelleistungen muß Aennchen Heyters bis in die Fingerspitzen mozartische, gefanglich wie dastellerisch meisterhafte Susanne an erster Stelle genannt werden. Neben ihr ragte der stimmichöne, lebendige

Figaro von B. Püh hervor. Ausgezeichnete Typen steuerten auch Eise Ruszista (Marzeline), W. Ries (Barthold), H. Faber (Basilio) und C. Waldmeier (Gärtner) bei. Ein entzückender Cherubin war Emmy Senff-Elies. Dagegen trafen die allzu herbliche Gräfin von Julie Schühendorf-Körner und der wenig elegante und noch weniger galante Graf von Karl B. ra den Stil Mozarts nicht.

Das städtische Schauspiel ließ in der Erstaufführung von Max Mohrs „Das gelbe Zelt“ erneut erkennen, daß es sich auf erfreulichstem Entwicklungswege befindet. Mehr hat eine aufreizend blutvolle Idee — das kompromißlose Eintreten für ein neues Lebensprinzip ungebrochener jeilicher Energien — leider nicht durchzuführen vermocht. Die in Artistenkreisen spielende Handlung zerflutet in Worthäufungen und Außersichtlichkeiten. Die ausgezeichnete Aufführung verhalf dem schwachen Werke zu lebhaftem Erfolg. Josef Münch, der sich immer mehr als ein Regisseur von ungewöhnlichen künstlerischen Eigenschaften erweist, stimmte das Ensemble der Mitwirkenden zu schöner Harmonie ab. Er spielte auch selbst — was an sich aus regietechnischen Gründen nicht wünschenswert ist — eine wichtige Rolle (Impresario) mit intensiver Überzeugungsgefte. Über dem Durch-schnitt stehende schauspielerische Leistungen erlebte man vor allem von Hilde Melich als faszinierende Tänzerin, Karl Eberhard, der einen empfindungsreichen Artisten Igor zeichnete, W. Barleben als lebensstarker Fürst Gilpin und Robert Weberg (Schaubudenbesitzer). Der begabte Theodor Schlonksi hatte Bühnenbilder entworfen, die hauptsächlich durch Farbe und Licht wirkten.

Im Apollotheater feierte Hans Müller-Schlössers beinahe schon „klassisch“ gewordene Komödie „Schneider Wibbel“ unter der verständnisvollen Regie Ernst Herz eine fröhliche Auferstehung. Fritz Hellmuth bot in der Titelrolle eine meisterhafte Charakterisierung, was man von der Darstellerin der Frau Wibbel (Mathilde Winkler) nicht behaupten kann. Mit gut gesehenen Typen waren vertreten: E. Herz, W. Borchardt (Schneidergesellschaften), Fritz Schöner (Heubes), Hedwig Benkert (Schäng), P. Hermann (Wirt), E. Wirth, Karl Gerike und Else Rittner.

Theo A. Sprüngli.

Dortmund. Eichendorffs zu Unrecht fast vergessenes Lustspiel „Die Freier“ gelangte im Stadttheater (großes Haus) zur Auf-führung (in der Bearbeitung von Joff). Es handelt sich um eine lustige, sehr verzwickte Liebes- und Verkleidungsgeschichte, die ganz die romantische Gefühlswelt ihres Verfassers widerspiegelt. Mit einem feinen, nur echten Dichtern eignen Humor gelingt Eichendorff die Schürzung des Konfliktknotens und seine Lösung. Leider ließ die Inszenierung des lebenswürdigen Werkes nichts von dem Geiste der Romantik merken, nicht einmal in den Bühnenbildern des begabten Wildermann. Es kam alles in beinahe grotesker Verzerrung heraus, obwohl ernste Regiearbeit erkennbar war und die empfindungsreiche Musik Ehr. Labusens manchen schroffen Darstellungseindruck milderte. — Bedeutend besser gelang eine Auf-führung des altindischen Dramas „Vasantasena“ in der Bearbeitung von Lion Feuchtwanger. Sehr hübsch wirkte Lou Seitz in der Titel-rolle. Den unglücklich-glücklichen Escharadutta erfüllte Wd. Jüngler mit echter Wärme, während die übrigen Mitwirkenden ebenfalls mit guten Leistungen das Ensemblepiel abrundeten. Von besonderem Interesse war die klangvolle, farbig und geschickt instrumentierte Musik, die der Kapellmeister der Oper, Lessing, zu dem Stücke geschrieben hat.

Die Kunst in Dortmund und Gelsenkirchen. Die Kritik hat hier nicht die Aufgabe, aufzuzählen, was war, und zu sagen, ob es schön war, und was hätte besser sein können. Es wäre auch verfehlt, die Werke bekannter Meister stets aufs neue zu sezieren.

Kunst will empfunden werden — subjektiv — von jedem einzelnen; an jedem liegt es selbst, ein „Mehr“ an innerem Erleben mitzunehmen. Die Kritik hat da einzusehen, wo die Kunst bewußt neue Wege wandelt. Sie ist die Hüterin der Kunst, ihre beste Freundin. Sie muß sich einfühlen in ihr Wesen und dann raten — anerkennen oder ablehnen zum Besten der Kunst. So ist ihre vornehmste Auf-gabe die, jede auch noch so geringe neue Regung im künstlerischen Schaffen aufzudecken und zu werten.

Man kann das Kunstleben der beiden „größten“ Städte Westfalens, Dortmund und Gelsenkirchen, gut zusammen betrachten. Beide haben eine besondere Vorliebe für Musik. Gegen sie treten die anderen Kunstarten fast vollständig zurück. Die Bedeutung von Wilhelm Sieben braucht nicht weiter hervorgehoben zu werden. Seine Symphonie-Konzerte in beiden Städten schaffen ihm mit Recht vollen Beifall.

Das Dortmunder Stadttheater brachte die „Vasantasena“, die der indische König Sudraka geschrieben haben soll. Man kann nur wünschen, daß die hochstehende altindische Literatur mehr als bisher bekannt, die indische Kultur mehr erschlossen wird. Wer weiß etwas von Kalidasa, von den reizenden indischen Sagen und Märchen? — Nala und Damayanti, ein Erzählungsabend — im Hintergrund die Bühne erinnert an die indische Heimat —, es könnte ein starker Erfolg werden.

Gelsenkirchen hat keine Bühne. Die Stadthalle ist kein Theater. Strindbergs „Der Vater“ ist stark; hier wirkt es nicht oder nur auf ganz bescheidene Gemüter. Die Aufmachung, die Umgebung stört.

„Gib her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verleugne all die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.“

So tanzt ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin begrüßt, erkannt von wen'gen.
Mit ihrem Holzschild prügeln sie mich alle.“

Verpönte Dortmunder Operettenbühne! Wer hat den Mut, in der sogenannten Gesellschaft auch einmal von dir zu sagen, daß auch leichte Kunst — Kunst sein kann. Ich grüße Euch: Mizzi Nessler, Liesel Renar, Erich Berry und Fritz Stolpmann!

In der Malerei sieht man in Dortmund nichts, das aus gemalten oder gezeichneten Bildern absonderlich herausragte — schade!

Wesentlich besser ist die Bildkunst in Gelsenkirchen vertreten. Der „Gelsenkirchener Künstlerbund“ gibt beachtenswerte Werke. Aus der Ausstellung in der Städtischen Kunsthalle (Georgshaus)

seien hervorgehoben: „Abschied“, ein Entwurf von Fritz Schwarz, und „Mazregen“, eine Federzeichnung von Franz Marten. Für Dezember ist eine Veranstaltung geplant, die heimische Malerei, Musik und Dichtkunst in größerem Stil in die Öffentlichkeit bringen will. In einem ausführlichen Bericht soll im Anschluß daran das Schaffen der einzelnen Künstler eingehender gewürdigt werden.

Die Literatur hat sich in der letzten Zeit mit einer Mäßenbrödel-stellung begnügen müssen. Es ist schon erfreulich, daß in Dortmund eine „Buchwoche“ zustande gekommen ist — übliche Einleitung: „Am Flügel: Gerard Bunk“. In der Ausstellung selbst, die stellenweise viel Gutes bot, vermischte man leider „die große Linie“. Den Abschluß bildete Josef Winkler — der Verfasser des umstrittenen „Tollen Bomberg“ mit Vorlesen aus eigenen Werken.

Franz Bauerfeld.

Stadttheater Bochum. — Ein Rückblick auf den ersten Teil dieser Bochumer Spielzeit scheint fast für die aus dem 19. Jahrhundert stammende These zu sprechen, daß zeitlich uns fernliegende Stücke dem Aufnehmenden auch weniger sagen als die aus der Gegenwart heraus gestalteten. Jedenfalls ließen uns Goethes „Egmont“, Eichendorffs „Freier“ und Dieckenschmidts „St. Jakobs-Fahrt“ ziemlich kühl. Schon im „Egmont“ finden wir weniger den heroischen Kampf als eine ruhige ritterliche Heiterkeit; auch diese noch kam durch Dr. Kurz wenig zum Ausdruck. Geeignet, eine trostlose Gegenwart vergessen zu lassen, ist der kürzlich auch an anderen Bühnen (z. B. Hamburger Kammerspiele) gemachte Versuch mit dem Lustspiel des Erzromantikers: wie durch einen Traum gehen Gräfin, Kammerjosef, fahrender Sänger, Musikant, Mondnacht und Lied; dann erwachen wir, und nichts von der schönen Unwirklichkeit ist mehr. — Eichendorff hüllte um seine Gestalten die Atmosphäre seiner Zeit. Unser Zeitgenosse Dieckenschmidt dagegen, ein anderer Romantiker, ruft uns ins Leben Blickenden ein „Zurück“ zu, das Auge nach oben gerichtet. Es gab das Mittelalter der Wundergläubigkeit; es gab den kalten Rationalismus; es kommt nach ihm für uns darauf an, das verbannte Irrationale wieder aufzunehmen. Im ganzen nun wirkt — arger Anachronismus! — das von Dieckenschmidts Katholizität in der dritten Stufe uns Gegebene wie ein der ersten Stufe Angehöriges. Wir aber sind ohne atavistische Veranlagung. Es soll nicht geleugnet werden, daß Momente da sind, die uns anpacken, etwa, wenn in die Freundschaft das Weib tritt, oder wenn die ungeheure Willensanspannung Natur-gehehe bricht, so daß andere ein Wunder sehen; dieser Szene der Totenerweckung verlieh Willy Busch als Schwab durch die reife Intensität seines Wortes starke Wirkung. Doch die Diskrepanz zwischen Mittelalter und heute bleibt immer fühlbar. Vielleicht könnten wir uns unbewußtlicher hineinfinden, wenn das unberührte alte Legendenstück uns gezeigt würde in seiner Einheit von Mystik und gläubiger Naivität. Wenn nun der Dichter schon modernisierte, ging das Theater noch einen Schritt weiter: der priesterliche Ritus, den man in Bochum immer pflegte — ohne Verzicht auf meininge-ri-sche Theatralik und meist wirkungsvoll —, wurde uns hier mit einem Realismus vorgelegt, der an die Grenze des Erlaubten reichte. — Bejahender stehen wir zu den Aufführungen von „Rausch“ und „Bürger Schippel“, den beiden Polen zwischen denen sich jede Atmosphäre spannt: Schicksal, Duster, Schwere, Lähmung und Bann, hier noch in etwa, vor Strindbergs eigenem Inferno, in Ruhe und Licht sich lösend, wenn auch nicht ohne spätere Kompromisse ahnen zu lassen; und andererseits harte, kalte Nüchternheit, Stim-mungs- und Romantikerne, Anatomie an Marionetten. Dieses Proletariertyps Sehnsucht und Streben zum Bürger hat Stern-heimis trivialisierende Ironie unsterblich gemacht. Hanns Königs In-szenierung gab das Nüchterne noch realistisch gesteigert: grotesk, Sternheimisch. — Im ganzen ein Programm, das Richtung hat, und dessen Bilanz sich uns später ergeben wird.

Der Bochumer Theaterabend des 22. November, Hebbels „Ju-dith“, wurde stärkstes Erlebnis, dessen Vermittlerin, Ellen Widmann, dankbar genannt sei. Judiths Seele ist der Ort, da unentrinnbare Dämonie aus Strindbergs äußerem Geschehen in das Innerste des heldischen Menschen gewendet wird. „Der Weg zu meiner Tat geht durch die Sünde!“ — das ist tiefe Erkenntnis des Suchenden. Obwohl dann noch hinzukommt, daß Judith in Holofernes den einzigen großen Mann findet, den sie lieben könnte hält sich Hebbel doch hier ganz fern von jenen überlieferten und unglaublichen Kon-struktionen des starken Intellektualisten. Wie Ellen Widmann diese hohe psychologische Kunst gestaltete, das war eine kaum zu übertreffende Leistung. Wo der „denkende Schauspieler“ diesen Grad erreicht, wächst er über jeden intuitiven, elementaren. Und doch war da ein Erdverwurzelte, eine Intensität der Stimme, eine Identität von Wort und Gebärde, schon im Anfang so hoch, daß wir fürchteten, keine Steigerung sei möglich. Aber es geschah, bis zuletzt. Auch Gerhard Meincke als Holofernes, ein junger, gött-



AUF SCHNEESCHUHEN
PHOTOGR. DR. KUHFAHL, DRESDEN

licher, war gut. — Die Bühnenbilder stellten weiter keine Ansprüche. Dr. S. Schmitt zeigte alle Stärken, aber auch die im Buzationalistischen liegenden Schwächen. Belagerte, elende Menschen wurden eine mächtig gebundene Einheit, rhythmisch besetzt wie Ein Leib. Aber die Bewußtheit eines Gewolltseins sprang uns an, wenn etwa beim schicksalsschweren Wort die Szene dunkelte, beim Worte „Rettung“ dann prompt wieder Helligkeit strömte. Von solchen Mechanismen abgesehen, war das Bühnenkunstwerk rund und voll, getragen von seinem Zentrum Ellen Widmann. Rich. Kraushaar.

Unsere Kunstbeilagen. Da das vorliegende Heft die Zusammenfassung der drei Monatshefte Oktober, November und Dezember — als „Weihnachtsheft“ — darstellt, so bringt es diesmal drei Kunstbeilagen, für jeden der drei Monate eine. „Die Wunderblume“, eine Porzellanfigur von Kunstbildhauer A. W. Goebel in Düsseldorf, ist eine feinsinnige Komposition mit dem Ausdruck freudig-andächtiger Stimmung, die in der wunderlieben Gestalt und dem lieblichen Gesicht des zarten Mädchens sich widerspiegelt. Die schimmernde Glasur des Porzellans läßt Licht und Schatten edel und weich verschmelzen und steigert die Gesamtwirkung in außerordentlichem Maße. Es ist ein deutsches Märchenbild schönster Art: ein Mädchen findet und pflückt in der Johannisnacht die Wunderblume, die ihr nach dem Glauben des Volkes den Weg zum Lebensglück weist. — „Hochofen in der Tschecho-Slowakei“, nach einem Ölgemälde von Bruno Süverkrüp in Düsseldorf. Das in drei Farben gedruckte Bild ist von außerordentlich malerischer Wirkung, die der junge Künstler durch die wichtige Zeichnung und die kraftvolle Verteilung von Licht und Schatten erreicht. Die wunderbare Größe der Werke der Industrie tritt in diesem Bilde packend in Erscheinung und mag auch den Fachmann fesseln, der vielleicht eine moderne Hochofenanlage, die viel nüchterner wirkt, vom praktischen Standpunkt aus höher schätzt. Von Süverkrüp finden unsere Leser im

gleichen Heft den köstlichen Schattenriß-Titel zu Gottfried Kellers „Fähnlein der sieben Aufrechten“, die gemütlich-romantischen Schattenfiguren, welche die Krippe mit den Hirten und den drei Weisen darstellt, und die kleinen niedlichen Engelchen im Aufsatz „Das deutsche Weihnachtslied“ und im „Büchermarkt“. — Auch die dritte Kunstbeilage „Am Heiligen Abend“ ist von Bruno Süverkrüp geschaffen. Die verschnitte Ebene mit der fernen Schachanlage, darüber der hohe, sternbesäte Winterhimmel, atmet so recht die feierlich-ruhige Stimmung des deutschen Heiligen Abends. Man meint, Glockenklänge von irgendwoher durch die stille Weite zu hören — Friede auf Erden! Möge unseren Lesern nach den wilden, zerrissenen Tagen der letzten Wochen und Monate wenigstens für die Christtage der Friede des Herzens beschieden sein, des armen Menschenherzens, dessen Starrheit und Trost schmelzen mögen unter den Klängen des alten Liedes „Stille Nacht, heilige Nacht“; möchten die Finsternis und Harten doch einen Schimmer des Weihnachtslichtes verspüren, wenn sie die andern, die guten Willens sind, trotzdem auch sie von Not und Tod und Kampf bedrängt sind, singen hören — trotz allem singen sie —: „O, du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!“ tb.

Die Winterpracht finden die Leser des „Werks“ auf drei Bildern dargestellt, deren Aufnahmen von M. Nowak und Dr. Ruffah in Dresden gemacht sind. „Winterwald“ sowohl wie das Bild „Auf Schneeschuhen“ geben sächsische Wälder wieder; das Bild „Verschneit“ ist in Wachwitz a. d. Elbe aufgenommen. Die Druckstöcke wurden uns vom Verlag der Zeitschrift „Jugendwohl, Monatschrift für unsere Jugend zwischen vierzehn und zwanzig“ dankenswerterweise zur Verfügung gestellt. Wir möchten dieses schöne, gediegene Blatt, dessen verdienstvoller Herausgeber Herr Arthur Viemweg in Dresden-A. 26, Leitmeritzer Straße 4, ist, den Lesern des „Werks“ warm empfehlen.

Zwei deutsche Großfilme

Im allgemeinen steht das, was ich die Seele des Lichtspieles nennen möchte, der Verfilmung von dichterisch wertvollen Bühnenwerken schroff entgegen. Rein empfindungsmäßig nämlich ist der Film auf die Darstellung von Handlung an sich beschränkt, denn das Auge kann nur Handlungsvorgänge aufnehmen. Ein Film muß also — soll er wirklichen Wert besitzen — nur der dramatischen Idee wegen geschaffen werden, die der Zuschauer durch das Auge mitzuerleben in der Lage ist. Da — um des Wortes willen — die Technik des Bühnendramas grundsätzlich verschieden von der Technik des Filmdramas ist, eignen sich Bühnenstücke, die dichterische Tiefe haben, im allgemeinen nicht zur Verfilmung. Daß es Ausnahmen (die indessen wohl lediglich die Regel be-

stätigen) geben kann, beweist der Film „Wilhelm Tell“, der nach Schillers unsterblichem Meisterwerk bearbeitet wurde. Man darf ohne Übertreibung von einer bisher anderweitig unerreichten Großtat der deutschen Filmindustrie sprechen, denn dieser Film ist mehr als eine angenehme Unterhaltung, er ist ein Stück Lebenserneuerung. Daß er prächtige Naturaufnahmen, gute Regie und ausgefeilte schauspielerische Leistungen bringt, ist nicht sein Hauptverdienst. Dieses müssen wir vielmehr darin erkennen, daß er einer großen und schönen Idee dienen will, der Idee unbedingter Lebensbejahung, die uns heute in schweren, seelisch oft kaum ertragbaren Tagen so unendlich notwendig ist. Der Film zeigt in flug gesteigerter Handlung, was zu allen Zeiten des



VII-IX/49 Wilhelm Tell: Der Apfelschuß



Wilhelm Tell: Bertha, Rudenz, Gessler



Tell und die Seinen



Otto Gebühr als Friedrich II.

Menschen höchstes Gut bleibt: die richtig verstandene Freiheit, die leidenschaftlichen Idealismus mit heißer Liebe zu edler Menschlichkeit und innigem Glauben an seines Volkes Zukunft vereinigt. Deutlich leuchtet im Verlauf des Filmes immer wieder diese Grundidee auf: unbedingtes Einsetzen aller für alle; Pflichtgefühl also gegenüber der eigenen Volksgemeinschaft; Pflichtgefühl insbesondere auch der Besitzenden, die in sicherer menschlicher Einfachheit begreifen, daß auf ihren Schultern doppelte Verantwortung ruht und daß jeder — gleichviel, welchem Stande er angehört — das gleiche, unverlierbare Recht an den heiligen Boden der Väter hat. Das Volk der Schweizer lebt so der ganzen Menschheit als flammendes Fanal das Schillerwort vor:

„Ans Vaterland, ans teure
schließ' dich an,
Das halte fest mit deinem
ganzen Herzen.“

Gleiche, seelisch emporziehende Absichten verfolgt der deutsche Großfilm „Fridericus Rex“, der in vier Teilen das Leben Friedrichs des Großen aufrollt. Es ist kein Zufall, daß diesem Film ein kaum je erlebter Erfolg beschie-

den ward. Kein Zufall, daß die Gestalt des alten Fritz in den Herzen der heute Lebenden eine ungewöhnlich intensive Auferstehung feiert. Konzentrierten sich doch in ihm alle menschlich großen Eigenschaften, die einen Mann befähigen, in schweren Zeiten wahrhafter Führer seines Volkes zu sein. War doch alles, was er dachte und tat, nie Selbstzweck oder persönliche Ruhmsucht, sondern immer nur heißes Streben für den Aufstieg der völkischen Gemeinschaft, als deren erster Diener er sich in klarer Erkenntnis seiner gottgewollten Sendung bezeichnete. Friedrich der Große ist uns die

Verkörperung jener unbedingten Lebensbejahung, jener vorbehaltlosen Willensenergie, der allein es gelingen kann, aus Leidensnebeln und Schmerzensnacht zum befreienden Licht eines lachenden Tages zu gelangen. Jener Willensenergie also, nach der unsere tiefste Sehnsucht heute stärker als jemals zuvor schreit. Daß es Regisseur, Darstellern und Photograph gelang, solche gewaltige Idee filmtechnisch eindrucksvoll herauszuarbeiten, ist der bedeutendste Vorzug des Fridericus-Rex-Filmes und erklärt am



Fridericus Rex. Die Preußen marschieren in die Schlacht

besten den Zulauf, den er überall findet. Erklärt auch den Fehdezug der Gegner, die nicht begreifen können oder wollen, daß es sich hier um keine reaktionäre Propaganda handelt, sondern um die Verlebendigung eines völkischen Gemeinschaftsgedankens, der sich zufällig um einen Mann herum kristallisiert, der nicht nur ein genialer Mensch, sondern auch ein König war. Ein König aber in viel, viel höherem und reinerem Sinne als in dem äußerlicher Machtentfaltung — ein innerer König, der auch — wäre er Präsident einer Republik gewesen — Führer seines Volkes hätte werden müssen — aus der unbefiegbaren Kraft seiner flammenden Seele heraus.

— Tas. —



Fridericus Rex. Flötenkonzert in Sanssouci

Das Puppenhaus des Berliner Schloßmuseums

Von Dr. v. Falke, Berlin

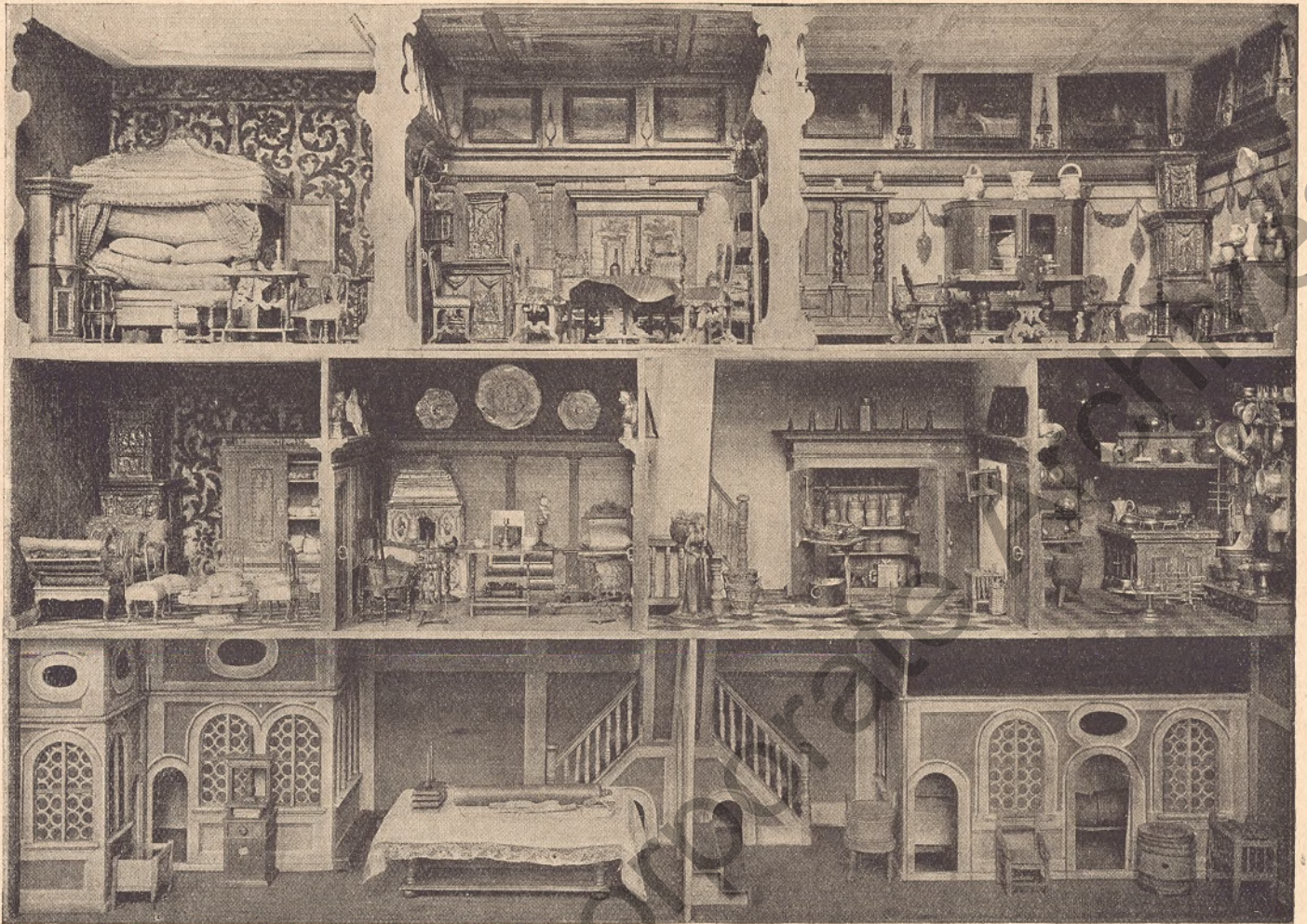
Die sogenannten Puppenhäuser des 17. und 18. Jahrhunderts, wie solche im Germanischen Museum zu Nürnberg, in den Museen von Amsterdam, Utrecht, London zu sehen sind, werden von der großen Mehrzahl der Museumsbesucher, namentlich von den weiblichen, lediglich als Spielzeug angesehen und gewürdigt. Die behaglich ausgestatteten Wohnräume, die Vielfältigkeit der Möbel und des Hausgeräts, vor allem der Reichtum der Küchen und Speisekammern an Zinntellern, Kupfergeschirr und Messinggeräten aller Art, erwecken Erinnerungen an die spielfrohen Kinderjahre, und Puppen im Zeitkostüm, wenn sie einigermaßen gut erhalten blieben, sind stets des allgemeinen Beifalls sicher.

Ernsteren Betrachtern, die mit Interesse und Verständnis für die Kulturgeschichte die Museen besuchen, sind die oft bis in alle Einzelheiten der Ausstattung getreuen Hausmodelle mit Wohnungseinrichtungen mehr; sie erkennen darin mit Recht wertvolle und unersehbare Dokumente für die Geschichte der Wohnungskultur, die trotz des kleinen Maßstabs uns zuverlässigere und umfassendere Bilder unserer häuslichen Umwelt aus der Vergangenheit vermitteln, als die erhaltenen alten Bauten, Gemälde und die in unseren Museen gesammelten alten Möbel und sonstigen Bestände kunstgewerblichen Hausrats es vermögen, die doch nur sehr selten sich zu einem geschlossenen Ganzen wieder vereinigen lassen.

Ohne Zweifel haben viele oder die meisten alten Puppenhäuser trotz aller auf ihre Herstellung verwandten Kunst und Sorgfalt wenigstens zeitweilig als Kinderspielzeug gedient; in Nürnberg und Augsburg, den eigentlichen Heimatstädten der deutschen Puppenhäuser aus dem 17. Jahrhundert — ältere sind nicht bekannt —,

war es Sitte, während der Weihnachtszeit oder bei häuslichen Festen diese Wohnungsmodelle mit allem Inhalt wohlgeordnet den Kindern zur Schau zu stellen und wohl auch vorübergehend zum Spiel zu überlassen. Es wäre aber irrig anzunehmen, daß das der ursprüngliche Zweck und Anlaß zu ihrer Herstellung gewesen sei. Schon die Tatsache, daß ganz ähnliche Wohnungsdarstellungen im 17. Jahrhundert auch als Bilderfolgen und Kupferstiche ausgeführt worden sind, läßt erkennen, daß sie in das Gebiet der künstlerischen Produktion hineinreichen. Das Niederländische Museum in Amsterdam bewahrt ein gegen 1700 gefertigtes Puppenhaus, das Peter der Große bestellt hatte, eine herrische und großzügige Natur, der man wohl Interesse für kulturgeschichtliche Kuriosa, aber kaum für Kinderspiele zutrauen darf. Als Preis waren 20 000 Gulden ausgemacht; als aber die Herstellungskosten den Betrag erheblich überstiegen, verweigerte der Zar die Abnahme und das Werk verblieb seinem Residenten in Holland, der mit der Überwachung der Arbeit betraut gewesen war. Ein anderes Puppenhaus im Utrechter Museum, das prunkvollste Exemplar, das existiert, enthält oder enthielt — denn einiges ging verloren — an den Wänden Miniaturbilder angesehener holländischer Maler wie Huchtenberg, van Mieris, Saftleben in geschnittenen Elfenbeinabnahmen, zahlloses Kleingerät aus Silber, Möbel aus Bernstein und Gold, in der Kunstschammer Bücher mit alten Kupferstichen von Dürer, Albrecht Dürer, Beham, Statuetten aus Elfenbein und Porzellan, kurz kunstreiche Kostbarkeiten, die auch im wohlhabendsten Haus nicht als Kinderspielzeug gelten konnten.

Die Herstellung der Puppenhäuser begann in den kunstberühmten Reichsstädten Nürnberg und Augsburg in der II. Hälfte des 17. Jahrhunderts, einige Jahr-



Das Puppenhaus des Berliner Schloßmuseums.
Obergeschoß: Schlafzimmer, Wohn- und Empfangsraum, Eßzimmer. Mittelgeschoß: Damenzimmer, Kinderzimmer, Vorratsraum, Küche.
Untergeschoß: Waschküche und Plättraum, Wirtschaftsräume



Berliner Puppenhaus: Vorratsraum und Küche

zehnte nach dem Dreißigjährigen Krieg, als nach endlosen Kriegsgreueln, nach Verwüstung und Verrohung Handel und Wandel wieder in geordnete Bahnen kamen, Wohlstand und Gesittung sich hoben. Aus dieser Zeitstimmung wiedergewonnenen Selbstbewußtseins, aus

der Freude an einem behäbigen Dasein, aus dem Stolz des Bürgertums auf ein gesichertes Heim ist der Gedanke entsprungen, die Inneneinrichtung des Bürgerhauses in Modellen darzustellen, im Bewußtsein ihrer künstlerischen und kulturellen Bedeutung.

Das Puppenhaus des Berliner Schloßmuseums, das wir hier im Bilde vorführen, im Ganzen 2,10 m breit und 1,60 m hoch, ist an Kostbarkeit des Inhalts nicht mit den erwähnten holländischen Modellen zu vergleichen, wird auch an Vollständigkeit und Einheitlichkeit des Inhalts von einigen Puppenhäusern im Germanischen Museum zu Nürnberg übertroffen. Es fehlen ihm vor allem die Puppenbewohner, die ursprünglich sicherlich vorhanden waren, und von den Möbeln ist manches später ergänzt und in der Verteilung auf die Zimmer verändert worden. So ist das Sitzmobiliar des Frauenraumes (des ersten von links im Mittelgeschoß) mit der Chaiselongue und dem Teetisch erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts hinzugefügt und auch in anderen Räumen ist eine Mischung von älteren und jüngeren Renaissance- und Barockmöbeln zu bemerken. Aber im Ganzen ist der Charakter des Nürnberger Bürgerhauses aus der Barockzeit, in der die Renaissance noch sichtlich nachwirkt, gut gewahrt. Bezeichnend für die Renaissanceformen ist das Getäfel aus Eschenmaserholz in dem Wohn- und Empfangsraum, der im Obergeschoß zwischen Schlafzimmer und Esszimmer liegt. Dem Charakter des letzteren entspricht die Reihe der Gemälde mit Stilleben, die über dem umlaufenden Bordbrett aufgestellt sind, ebenso wie die Landschaften in dem Empfangsraum. Im Mittelgeschoß schließt sich an den Frauenraum das Kinderzimmer, dann die Vorratskammer und die mit Metallgeschirren reich besetzte Küche, deren Herd von einem weit vorspringenden Rauchfang überdacht ist. Auf die Wiedergabe der



Berliner Puppenhaus: Schlafzimmer

Dielen, Vorzimmer, Mägdekammer und anderer Nebenräume, ausgenommen der im Untergeschoß dargestellten Waschküche mit der Wäscherolle und Presse, ist hier verzichtet. Aber auch so, wie es ist, bleibt dieses Modell ein höchst instruktives Kulturdenkmal, das den Vorzug hat, das einzige Puppenhaus in den meistbesuchten Museen Berlins zu sein.

Billige Lichtbilder

Von M. Nelzow, Charlottenburg

Der Wert von Lichtbild und Film für den Unterricht sowie Vortrag wird wohl allgemein anerkannt, sodaß darüber nichts gesagt werden braucht. Die Beschaffung von guten Fachfilmen ist mit erheb-

lichen Kosten verbunden, abgesehen von den Filmen, die von einigen Firmen der Großindustrie für Reklamezwecke kostenlos zur Verfügung gestellt werden.

Die Vorführung und Auswertung scheitert aber vielfach an der Unmöglichkeit, einen Vorführungsapparat anzuschaffen und aufzustellen. Wirklich nutzbringend, besonders für den Unterricht, ist außerdem nur ein Apparat mit einer funktionierenden Stillstandseinrichtung.

Leichter ist es schon, einen Projektionsapparat (möglichst mit einer hochterzigen Glühlampe) zu beschaffen und aufzustellen resp. bei Reisen mitzunehmen. Teurer sind jedoch die vielen erforderlichen Lichtbilder und für Schulen sogar unerschwinglich.

Es gibt einige Institute, die Standbilder verleihen oder verkaufen. Diese sind aber meist zu besonderen Vorträgen zusammengestellt und für den Unterricht nicht durchweg verwendbar. Ein Standbild kostet heute ungefähr 4000.— Mark. Dieser hohe Preis verbietet es in dieser Zeit Schulen und anderen Instituten, Lichtbilder zu beschaffen, so daß so mancher Apparat nicht ausgenutzt werden kann und der Vortragende noch mehr wie früher gezwungen ist, die Tafel zu benutzen. Es soll hiermit nicht gesagt werden, daß die Lichtbilder die überaus wertvolle Tafelskizze ersetzen soll. Für die Ausführung der Lichtbilder gibt es verschiedene Wege, besonders für Strichzeichnungen, wenn diese farbig verwandt werden sollen. Auch die Herstellung auf nicht photo-



Berliner Puppenhaus: Frauenraum

graphischem Wege durch Aufzeichnen auf Gelatine oder Eiweiß, die auf Glas aufgebracht sind, dürfte bekannt sein.

Diese Verfahren haben neben den hohen Glasplattenpreisen den Nachteil, daß man den Zirkel auf Glas schlecht benutzen kann. Ich habe nun folgendes einfache Verfahren mit gutem Erfolge ausprobiert. Man fertigt die Zeichnung auf gut transparentem feinfaserigem Olpapier mit schwarzer oder farbiger Tusche, und legt dieses Papier zwischen zwei mit einem Falz zusammengeklebte Glasplatten in Lichtbildgröße und steckt diese dann in den Rahmen des Vorführungsapparates.

Die so hergestellten Bilder sind sehr billig, leicht herstellbar und können daher in jedem Unterricht und bei Vorträgen gut angewendet werden.

Man kann mit Hilfe dieser Bilder die verschiedenen Fächer wie Maschinenelemente, Physik, Statik, Statistik sehr anschaulich bringen und erläutern. Zu einem Vortrag werden nur zwei Satz klappbare Glasplatten benötigt. Es können einige hundert Bilder zu einem Vortrag bequem in der Rocktasche mitgeführt werden.

Zur Vervielfältigung bewährter Lehrgänge oder irgend welcher Bilder könnten Lehrmittelzentralen, eventuell nach vorhandenen Klischees, einfach auf derartige Papier Lichtbilder drucken lassen und billig vertreiben.

Der vorgeschlagene Weg ist so verblüffend einfach, daß keine Schule verfehlen sollte, sich auf diese einfache Art eine große Sammlung von Bildern zuzulegen.



Volkstümliche Weihnachtsspiele

Theo A. Sprüngli

Es soll hier nicht von Krippenspielen die Rede sein, die seit dem frühen Mittelalter Jahrhunderte hindurch in Kirchen stattfanden und dem Volke die Weihnachtszeit verklärten. Trotz allmählich sich entwickelnder Teilnahme von Laien behielten sie doch im großen und ganzen ihren kirchlichen Charakter bei und sind daher nicht eigentlich als Volksspiele zu werten. Solche ausschließlich von Laien dargestellte volkstümliche Weihnachtsspiele, die außerhalb der Kirche auf Märkten oder in eigens hergerichteten Bretterbuden stattfanden, entwickelten sich etwa im 16. Jahrhundert. Sie breiteten sich schnell aus und haben sich bis in unsere Zeit hinein erhalten, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Form. Der Stoff zu diesen volkstümlichen Weihnachtsspielen wurde den kirchlichen Darstellungen von der Geburt Christi (mit lateinischem Text) entnommen und durch einzelne legendarische Überlieferungen erweitert. Die Aufführungen erstreckten sich meist über die Zeit vom ersten Advent bis zum heiligen Dreikönigstag und fanden an allen Sonn- und Feiertagen statt. Wie in den kirchlichen Krippenspielen der Klerus klug und geschickt die im Volke von alters her üblichen Gebräuche, die noch aus heidnischen Tagen stammten, benutzte und sie ins Christlichreligiöse umschuf, finden wir auch in den volkstümlichen Weihnachtsspielen manchen Anklang an frühgermanische Göttersagen, manchen alten Umzug, der schon dramatischen Kern in sich trug, verwendet. Erinnerung an heidnische Sitten steckt zum Beispiel sicher in den Umzügen sämtlicher Spielteilnehmer, mit denen die Aufführungen in der Regel begannen. In einem

alten Buche schildert ein unbekannter Verfasser sehr anschaulich eine Darbietung solchen Weihnachtsspielles, der er selbst beigewohnt hat. Dieses Spiel darf, da es den Grundgedanken aller ähnlichen Dramatisierungen des Weihnachts-Evangeliums in besonders klarer Weise wiedergibt, wohl als typisch bezeichnet werden. Es ist etwa zwischen 1540 und 1595 entstanden und enthält in den Wechselgesprächen zwischen Maria und Joseph Lieder aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, vor allem ein Wiegenlied, einen Hirtengesang (Anbetung) und Gesänge der heiligen drei Könige. Die Darsteller sangen oder sprachen. Und zwar sangen der Engel Gabriel und die Jungfrau Maria nach kirchlichen Weisen das ganze Spiel hindurch, während die profanen übrigen Personen nur sprachen resp. sich gesanglich lediglich an einigen eingelegten allgemeinen Liedern beteiligten. Der Vortrag war offenbar sehr sorgfältig einstudiert, wobei auf richtiges Ständieren der Verse, mit dem das Schreiten in Einklang gebracht wurde, großer Wert gelegt ward. Auch das Sprechen geschah in feststehender Tonfolge, so daß sich eine ziemlich strenge Form der Darstellung ergab. Das Spiel — von dem in dem erwähnten alten Buche ausführlich die Rede ist — beginnt nach dem Umzug mit einem Prolog, in dem die Geburt Christi prophezeit wird. Es folgt die Verkündigung dieser Geburt durch den Engel Gabriel an Maria, und zwar genau nach dem Wortlaut der Bibel. Dann treten Joseph — ein kleiner, alter Mann — und Maria auf. Maria tröstet Joseph, der über den weiten Weg nach Bethlehem klagt, auf dem sie die nächste Szene zeigt. Hier bleibt Maria

eine Weile allein zurück und betet. Darauf sieht man beide in Bethlehem vor einem Wirtshause. Die hart-herzige Wirtin weist ihre Bitte um Obdach mitteillos ab. Der Wirt aber hat Erbarmen und erlaubt ihnen, im Stall zu übernachten. Das folgende Bild läßt die Hirten auf dem Felde sehen. Sie jammern über Kälte und bit-tere Not und legen sich schließlich zum Schläfe nieder. Im Traum erscheint ihnen Marias Engel (Gabriel) und verkündet ihnen die Geburt des Heilandes, sie auffor-dernd, dem hellen Stern, den sie über Bethlechem strahlen sehen, zu folgen, und das Kind, wo sie es finden, anzu-beten. Die Hirten erwachen, gewahren den Stern und gehorchen dem Engelsgebot, indem sie ein Freudenlied anstimmen. Auch drei Könige aus fernen Landen, die der Stern allmächtig anzog, erscheinen und wandern den gleichen Weg. Sie finden Maria und Joseph im Stalle vor der Krippe, in der das neugeborene Jesukindlein liegt, das sie unter leisem Gesang eines innigen Wiegenliedes hin und her wiegt. Kniend und unter Gesang ver-ehren die Hirten und die mit Geschenken nahenden Könige das Kind. Das Spiel schließt mit dem gemein-samen Liede „Der Tag, der ist so freudenreich“ (15. Jahr-hundert).

In der gleichen Weise dürften sich — mit kleinen Ab-weichungen und Veränderungen — so ziemlich alle alten Weihnachtsspiele aufgebaut haben. In einzelnen von ihnen, die uns überliefert sind, waren noch die Geschichte von dem Rindermord in Bethlechem auf Befehl des Herodes, die Flucht nach Ägypten und das grausige Ende des königlichen Mörders eingeflochten. Unter die mor-denden Kriegerleute mischte sich dabei der Teufel, der die Schandtat vorher angeraten hatte und dem Herodes nun von dem dazutretenden Engel übergeben wurde. In einem Spiel spricht der Satan:

„Herodes, Herodes, du grober Tyrann,
was han dir die kleinen Rindlein getan,
daß du sie hast lassen umbringen?
Wart, der Tod wird dich balde umringen.“

Ihr Teufel, tut nun seiner fein warten
und führet ihn heim in Euer Nest,
der von jeher Eu'r Diener gewest;
und kleidet ihn als ein' König schon
und setzt ihm auf die höllische Kron'.“ —

Bei dieser Fassung machte ein allgemeines Lied „Seid fröhlich und jubiliert Jesu, dem Messia“ und ein Epilog des Engels den Beschluß.

Obwohl sie keineswegs die Absicht verfolgten, Kunst zu bieten, zeigten diese Spiele doch ein bemerkenswert feines künstlerisches Gefühl. Ohne Dekorationen und nur mit Hilfe der notwendigsten Requisiten, waren sie ganz auf die Wirkung von Wort und Bewegung gestellt, ließen Nebensächliches mit staunenswertem Geschick bei-seite und begnügten sich in der Hauptsache mit symboli-schen Andeutungen. Die Kostümfrage wurde sehr ein-fach gelöst. Maria und der Engel Gabriel trugen weiße Gewänder (Maria dazu eine Krone), während alle übr-igen Darsteller in den üblichen Zeitgewändern ihres Be-rufes steckten.

Die bei diesen Spielen verwendeten Chöre könnten Anlaß geben, an das griechische Drama zu denken. Ge-naueste Forschung hat aber keinen irgendwie gearteten Einfluß des antiken Theaters auf die volkstümlichen Weihnachtsspiele nachweisen können. Sie sind der naive Ausdruck frommen Rinderglaubens, der sich sichtbare Gestaltung und damit Einfluß auf die Herzen der Men-schen zu verschaffen strebte.

Zum Schluß möge hier ein alter Text des bekannten Maria-Wiegenliedes stehen:

Maria: Ach, Joseph mein!
Hilf mir wiegen das Rindlein.
Für Frost kann es nit schlaffen,
die Neuglein hat es offen,
ach, Joseph mein!
Joseph: Ach, Jungfrau mein!
Wie soll ich dir das Rindlein wiegen,
ich kann meinen alten Buckel nit biegen.
Ach, Jungfrau mein!
Engel: Gloria in excelsis Deo!

Die vier Brüder.

Rätsel von Friedrich Schiller.

Vier Brüder gehn jahraus, jahrein
Im ganzen Land spazieren;
Doch jeder kommt für sich allein,
Uns Gaben zuzuführen.

Der erste kommt mit leichtem Sinn,
In reines Blau gehüllet,
Streut Knospen, Blätter, Blüten hin,
Die er mit Düften füllet.

Der zweite tritt schon ernster auf
Mit Sonnenschein und Regen,
Streut Blumen aus in seinem Lauf,
Der Ernte reichen Segen.

Der dritte naht mit Übersfluß
Und füllet Ruch' und Scheune,
Bringt uns zum süßesten Genuß
Viel Apfel, Nüss' und Weine.

Verdrießlich braußt der vierte her,
In Nacht und Graus gehüllet,
Sieht Feld und Wald und Wiesen leer,
Die er mit Schnee erfüllet.

Wer sagt mir, wer die Brüder sind,
Die so einander jagen?
Leicht rät sie wohl ein jedes Kind,
Drum brauch ich's nicht zu sagen!

Rätsel.

Auflösung der Rätsel in Heft 6.

Wortspiel.

Lösung:

I	II
Dahn	— Hand
Oran	— Arno
Rum	— Mur
Snaim	— Mainz
Stern	— Ernst
Echter	— Rechte
Rauch	— Urach
Roman	— Norma
Edam	— Dame
Pisa	— Apis
Ramel	— Matel
Rabel	— Batel
Rode	— Oder
Masse	— Sesam
Pascher	— Schaper

Hammer und Amboß.

Rätsel.

Lösung: Anstand.

Schieberätsel.

Lösung:

G a n g h o f e r
S c h l e i e r
H e r r s c h a f t
B i e n e
S c h a l t e
H o l l a n d
A n s t r u t
L a n d e s h u t
W a l d h e i m
G r a c h t e n
S c h l u c h t
R h e i n g o l d
L i n s e n
S c h a r n h o r s t
S h o r n

Gleich und gleich gefellt sich gern.

Turnen, Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Wintersport

In den Gebirgsgegenden hat der Winter bereits seinen Schneemantel angelegt, und die Sportler bevölkern an den Sonntagen die Hänge und Rämme der Gebirgsketten. Die Ski-, Eislauf-, Rodel- und Bob-sleighverbände haben ihre Wettlauf- und Winterprogramme veröffentlicht. Die ersten Skikurse im Harz hält der Skiklub Braunschweig bei günstiger Schneelage bei Wolkenhaus an den kommenden Sonntagen ab. Im Schwarzwald und im Allgäu haben die Vereinstrainings für das kommende deutsche Meisterschaftsfest im Schneeschuhlaufen, welches anfangs Februar in Isny im württembergischen Allgäu stattfindet, begonnen. Allenthalben in den deutschen Gebirgen, im Sauerland, im Harz, in Thüringen, im Erz- und Riesengebirge, selbst im Oden- und Westerwald, auf dem Hunrück, im Speßart, in der Rhön, im Taunus, zumal aber in Süddeutschland, kann man allwinterlich einen unerwartet großen Aufschwung im Wintersport beobachten. Männlein, Weiblein mit Kind und Regel werden von Ski und Rodel mit Beschlag belegt.

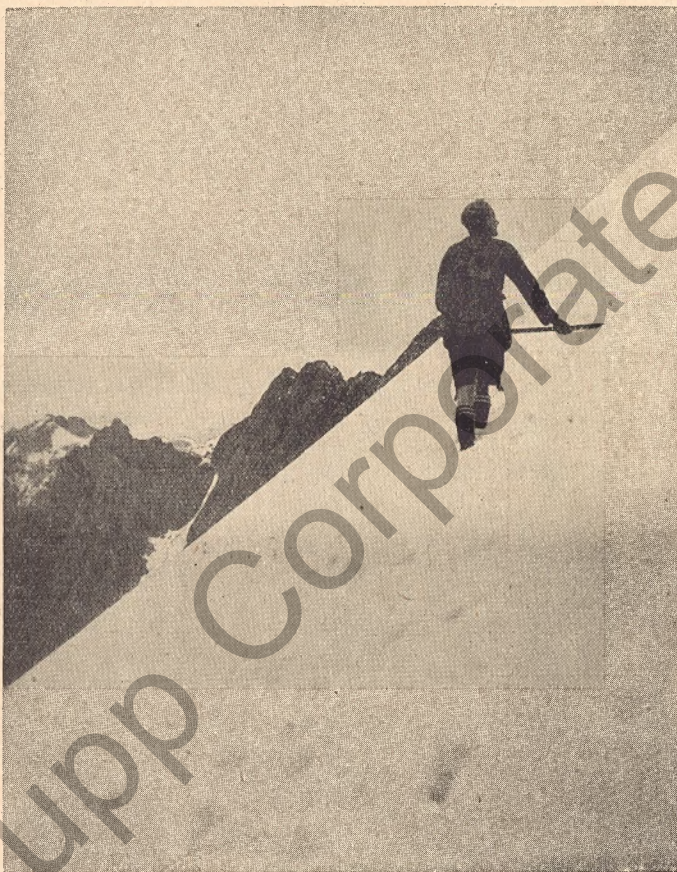
Leider ist im rheinisch-westfälischen Bezirk außer dem Skiklub Sauerland und dem sauerländischen Bob- und Autoklub nicht ein einziger Wintersportverein mehr, trotzdem bestimmt anzunehmen ist, daß der Wintersport in den Großstädten Hunderte von begeisterten Anhängern finden würde. Wenn man noch ferner in Betracht zieht, daß gerade im Westen der Rasen- und Hallensport auf sehr großer Höhe steht, wäre es zu begrüßen, wenn es den Fußball-, Tennis-, Hockeyspielern und sonstigen Sportanhängern möglich wäre, ihre durch die Wintermonate unterbrochenen anderweitigen Übungen durch den Wintersport zu ersetzen. Mancher sagt sich, es ist kein Gelände für den Weißen Sport in der Nähe; dem ist zu entgegen, daß es bereits hinter Elberfeld und Hagen sowie bei Königswinter im Siebengebirge die besten Gelegenheiten gibt,

mit den Schneeschuhen an den Füßen die herrlichsten Touren über bewaldete Hügel, vorbei an historischen Ruinen, zu machen. Darum wünschen wir, daß auch im rheinisch-westfälischen Industriegebiet dem Wintersport größere Beachtung entgegengebracht werden.

Winter-Heil!

—ff—

Der neue Sprunghügel auf dem Feldberg im Schwarzwald.



Aufstieg im Hochgebirge

Angesichts der Notwendigkeit, für die großen Verbandswettkämpfe mit ihren regionalen und deutschen Skimeisterschaften auf dem Feldberg im Schwarzwald eine den heutigen Sprungleistungen genügende Sprunghügelanlage zu schaffen — die alte, einstmals mustergültige Anlage erlaubte ohne Gefahr nicht weitere Sprünge als 36 bis 37 m —, hat sich der Skiklub Schwarzwald entschlossen, die bisherige Anlage einer durchgreifenden Umgestaltung zu unterziehen. Ein Verlassen des alten Platzes schien nicht angängig, weil ein gleich günstiger kaum aufzufinden gewesen wäre. Die neuen Ausmaße der Schanze nach dem Umbau werden ein wesentlich verändertes Bild geben. Vor allem wird die eigentliche Aufsprungbahn steiler und auf 30 bis 40 Grad gestellt und erheblich länger, so daß Sprünge von 45 bis 50 m erzielt werden können. Ferner wird der Auslauf vergrößert und die

Sturzgefahr damit verringert. Die ganze Bahn wird auf eine Breite von 5 m gebracht, die bei Beginn des Auslaufs rasch auf eine größte Breite von 42 m übergeht. Der Auslauf hat eine Länge von 70 m. Die eigentliche Aufsprungbahn setzt sich aus 24 m zu 30 Grad und 18 m zu 40 Grad Gefäll zusammen. Unter der Schanze, die 8 m lang, 5 m breit und 1,80 m hoch wird, ist ein flaches zu überspringendes Stück von 15 m eingeschaltet. Der Anlauf, ebenfalls 5 m breit, mißt 75 m und hat 18 bis 20 Grad Gefäll.

Was bietet uns das deutsche Turnen?

Gesund und frisch sein ist besser denn Gold, und ein gesunder Leib ist besser denn groß Gut. Für das körperliche Wohlbefinden, für ein gesundes Leben, vor allem für eine gesunde Entwicklung der Jugend ist

eine reichliche Körperbewegung eine unerläßliche Notwendigkeit. Es gibt Leute, vornehmlich in den Städten, die in ihrem Berufe und wohl auch wegen ihres Berufes zu fast gar keiner sportlichen Betätigung kommen.

Die Leibesübungen haben auch auf den Geist den wohlthätigsten Einfluß, indem sie die Frische des ganzen Wesens, Kraftgefühl, Geistesgegenwart, Mut, Tatkraft und Unternehmungslust wecken und erhöhen.

Es gibt nun kein System, das in seinem Aufbau so trefflich, in seinen Übungen so reichhaltig und in seinen Wirkungen und Erfolgen so hervorragend ist, als das deutsche Turnen.

Dies ist die Krone aller Systeme für Körperbewegung, das Vollendetste von allen, denn alle Übungsarten von irgendwelcher Bedeutung sind im deutschen Turnen zu Hause, hier sind die einzelnen Bausteine des Systems zu einem wohlgeordneten Gebäude vereinigt. Alle nur denkbaren Übungsgattungen: der Lauf, der Sprung, das Klettern, Ringen, Fechten, Werfen, Wandern, Frei- und Geräteübungen, nicht zuletzt die Ballspiele werden hier ausgiebig und sorgsamst gepflegt, und so bietet uns das deutsche Turnen die weitaus beste Gelegenheit, den Körper nach jeder Gelegenheit zu bilden, ihn kräftig zu gestalten. Dabei herrscht größte Abstufungsmöglichkeit, so daß jedes Alter, jede Kraftstufe, jede Berufsart das Richtige und Passende für sich findet. In den Turnvereinen bietet sich dem Abc-Schützen ebenso geeigneter

Übungsstoff, wie dem rührigen Greis, der einfache Handwerker findet in der hier geforderten Körperarbeit ebenso seine Erholung wie der ernste Gelehrte und Beamte, das kleine Mädchen ebenso wie das heranreifende Fräulein und die erwachsene Frau.

Das Leben auf dem Turnplatz hat aber auch einen anderen Reiz. Parteipolitik und Standesunterschiede kennt der Turnplatz nicht, hier gibt es keinen Zwang, hier lernt man sich als Mensch kennen und schätzen. So schafft der Turnplatz einen für das allgemeine Leben sehr wertvollen Ausgleich der sozialen Gegensätze. Ferner regt hier in lustiger, fröhlicher Gemeinschaft einer den anderen unbewußt zu größtem Eifer an. Während man sonst zu Hause eine langweilige Hantelübung mit vieler Willensanstrengung vielleicht hundertmal ausführt, leistet man hier ohne besondere Beschwerden im Kreise Gleichstrebender das Doppelte. Es ist ein ganz anderer Zug in der Arbeit, die deswegen so leicht vonstatten geht, weil sie gerne getan wird. Und die mit Frohsinn geleistete Turnarbeit verschleucht die Abspannung, die üble Laune, die Verstimmung und macht den Geist zu neuer Arbeit geschickt. Der Turnplatz bietet das wirksamste Mittel gegen die heute so verbreitete „Nervosität“.

Deutschland-Norwegen 1 : 0. 4. November in Hamburg. Zu dem Länderspiel Deutschland-Norwegen hatte sich eine große Zuschauermenge eingefunden; es mögen ungefähr 25 000 Zuschauer gewesen sein. Als Ehrengäste waren der norwegische und holländische Generalkonsul anwesend sowie Vertreter der Reichsregierung und der Stadt Hamburg. Den beiden Mannschaften wird beim Betreten des Spielplatzes begeisterte Ovation dargebracht. Norwegen stößt an, der Ball wird abgefangen und Deutschland geht sofort zum Angriff über, jedoch hat der deutsche Mittelfürmer Harder zweimal das Mißgeschick, kurz vor dem gegnerischen Tor zu stürzen. Nun folgen auch einige brenzlige Augenblicke für das deutsche Tor, jedoch konnte Stuhlfant stets Herr der Lage werden, seine Arbeit wird vom Publikum mit starkem Beifall gefeiert. Kurz vor Halbzeit gelingt es der deutschen Mannschaft durch Harder, das erste und einzige Tor des ganzen Spieles zu machen. — Nach Halbzeit jehen wir den Ball bald oben, bald unten, jedoch kommt es zu keinem weiteren Tor, und Deutschland verläßt nach Abpfiff als Sieger den Platz. Beide Mannschaften waren gut und gaben her, was sie konnten. — **Mitteldeutschland-Süddeutschland 0 : 3.** 11. November. Die mitteldeutsche Verbandsmannschaft, die in der Vorrunde um den Bundespokal über Südostdeutschland knapp mit 3 : 2 siegreich geblieben war, erlitt gegen die zurzeit wohl stärkste deutsche Verbandsself eine große Niederlage. Aber den Spielverlauf läßt sich sagen, daß das Leder stets vor dem Tore der Mitteldeutschen tanzte. — **Norddeutschland-Berlin 4 : 2** nach Spielverlängerung. Beide Mannschaften spielten gut, so daß nach Abpfiff 2 : 2 das Ergebnis war. Nach Spielverlängerung mußten die Berliner sich der Fähigkeit der Norddeutschen beugen und verloren mit 4 : 2 Toren. — **Schweiz-Deutschland.** Wie der schweizerische Fußballbund der deutschen Fußballbehörde mitteilt, ist es ihm in diesem Jahre nicht möglich, das angesagte Länderspiel auszuführen, so daß in diesem Jahre das hochinteressante Spiel ausfallen muß.

Kleinere Nachrichten. Die deutsche Muster-Turnschule in Holland. Die hannoversche Muster-Turnschule ist vom Königl. Niederländischen Gymnastikverband eingeladen worden, deutsches Frauen- und Mädchenturnen in Holland zu zeigen. Unter Führung von Senator Lochmann werden sich daher in den nächsten Tagen zwanzig Schü'erinnen nach Holland begeben und in den größeren holländischen Städten den hohen Stand der Körperkultur vorführen. — **Mittelmeerflug** eines deutschen Flugzeuges. Der Pilot Franz hat auf einem Junker-Seeflugzeug einen Flug von Neapel nach Barcelona in drei Etappen ausgeführt. Es ist eines der Flugzeuge, die im Vorjahre im Wettbewerb um den Tyrhenischen Pokal Sieger waren. Die Gesamtentfernung beträgt 1300 Kilometer, die erste Etappe Neapel-Caligari 500, von Caligari nach Mallorca 600 und die letzte 200. Dieser Flug ist um so bemerkenswerter, als vor sechs Wochen, in noch besserer Jahreszeit, in einem Wettbewerb für französische Seeflugzeuge von acht Flugzeugen nur drei angekommen waren. Die Entfernung dieser Strecke ist die gleiche wie die mittlere Etappe von Caligari nach Palma. — **Österreichisches Hilfswerk für deutsche Sportsleute:** Der Österreichische Hockey-Verband hat in richtiger Auffassung der Sachlage unter seinen Vereinen eine Aktion eingeleitet, die die sofortige Beschaffung von Lebensmitteln für die notleidenden deutschen Sportsleute bezweckt, und fordert die gesamte Sportwelt Österreichs auf, im Wege der bereits bestehenden Lebensmittelaktion unter Ausschaltung aller zeitvergeudenden Geldsammelungen ihren Teil beizutragen und erinnert alle bisher Säumigen an den alten, doch so lebenswahren Spruch: „Doppelt gibt, wer rasch gibt“.

Ein Segelflugzeug mit einem Hilfsmotor von 7 PS. Wie wir aus der „Süddeutschen Zeitung“ entnehmen, zog am Freitag, den 1. Dezember, über Stuttgart längere Zeit ein schnittiges Flugzeug seine Kreise. Es war das ein schwachmotoriges Kleinflugzeug, ausgerüstet

mit einem üblichen 7-PS-Fahrradmotor, das sich auf seinem ersten Überlandflug von Böblingen nach Untertürkheim befand, eine Strecke, die in der Luftlinie etwa 30 km ausmacht. Dieses neue Kleinflugzeug ist von dem bekannten Flugzeugkonstrukteur Regierungsbaumeister Klemm in den Daimlermotorenwerken bei Sindelfingen hergestellt worden. Es hat schon vor einigen Wochen bei Probeflügen eine Höhe von 2200 m erreicht. Das Flugzeug kann mit wenigen Handgriffen in ein Segelflugzeug verwandelt werden. Als solches hat es vor Monaten auf der schwäbischen Alb erfolgreiche Segelflüge ausgeführt. Dieser Luftsegler war schon im Jahre 1919 fertig. Die damaligen Versuche mußten aber wegen der allgemeinen mißlichen Lage abgebrochen werden und sind erst vor einiger Zeit wieder aufgenommen worden. Führer des neuen Flugzeugs ist der aus den Rhönsegelflügen bekannte Segelflieger Schrenk. Wir begrüßen diesen gewaltigen deutschen Erfolg in der brauchbaren Konstruktion eines Kleinflugzeuges um so mehr, als wir in jedem Jahr den Segelflügen in der Rhön, also dem Segelflugzeugsport und seiner Bedeutung für das Flugwesen, größte Beachtung in unseren Hefen geschenkt haben.

Schriftleitung des „Werks“.

Neuerungen in der deutschen Leichtathletik. Regelung der Amateurlage. — Trennung von Einzel- und Zehnkampfsmeisterschaften. — Beidarmige Wurfübungen. — Ausbau des Frauensports. — Eine Sechskampf-Meisterschaft für Frauen.

In der Technischen Ausschuß-Sitzung der D. S. B. am 27. und 28. Oktober in Dachau bei München wird eine der weitestgehenden Fragen die Behandlung des Amateurstandpunktes ausmachen. Wenn auch in den Grundzügen die in Deutschland vertretene Ansicht über den Amateurbegriff nicht mit den international gebräuchlichen Gepflogenheiten übereinstimmt, so gehen die Begriffe doch gerade in bezug auf die Behandlung der Turn- und Sportlehrer erheblich auseinander. Aus diesem Grunde mußten auch gerade in letzter Zeit die deutschen Sportsleute mehrfach Anfeindungen über sich ergehen lassen, die nunmehr durch eine strikte Abänderung des Amateurbegriffes auch nach dieser Richtung hin ausgeschaltet werden sollen. Die internationalen Bestimmungen besagen klipp und klar, daß jeder, der in irgendeinem Sport für Geld oder Geldeswert lehrt oder als Trainer die Übungen überwacht, als Professional, das heißt als Berufssportsmann anzusehen ist. Die Bestimmungen lassen jedoch eine Ausnahme in bezug auf die nationalen Wettkämpfe zu, aber auch nur, sofern es sich hier um staatlich oder städtisch angestellte Sportlehrer handelt, deren Beteiligung an internationalen Wettkämpfen sowohl im In- wie im Ausland ausgeschlossen bleibt. Eine weitere Beschränkung besteht nach internationalen Begriffen darin, daß ein Amateur für keine athletische Organisation starten darf, bei der er angestellt ist, oder bei der er für irgendwelche Dienste ein Entgelt erhält. Von dieser letzten Maßnahme werden allerdings nicht nur die Turn- und Sportlehrer, sondern auch die Geschäftsführer einzelner größerer Verbände und Vereine betroffen. Sollte die D. S. B. sich auch zu diesem international gültigen Standpunkt bekennen, so wäre den Turn- und Sportlehrern das Ausland zu aktiver Betätigung verschlossen, doch dürften sie auch innerhalb Deutschlands Grenzen ein genügend großes Betätigungsfeld finden, stehen ihnen doch alle Kämpfe bis zu den deutschen Meisterschaften hin offen.

Trotzdem der vor zwei Jahren erstmalig gemachte Versuch, die Einzelmeisterschaften für Männer und Frauen zusammen mit der Zehnkampfsmeisterschaft im Rahmen einer Veranstaltung zu bringen, als durchaus geglückt bezeichnet werden muß, machen die wirtschaftlichen Verhältnisse doch schon wieder eine Umänderung notwendig, da es in der augenblicklichen Zeit zu schwierig ist, die Aktiven für eine Zeit von drei Tagen, die zur Durchführung des umfangreichen Programms notwendig waren, an einem fremden Ort zusammenzuhalten.

Von diesem Standpunkt ausgehend besteht die Absicht, die Zehnkampfsmeisterschaft wieder von den Einzelmeisterschaften zu trennen und diese zusammen mit den Meisterschaften für Frauen, die ebenfalls aus dem üblichen Programm herausgenommen werden sollen, an einem acht Tage späteren Termin gemeinsam austragen zu lassen. Ein weiterer Grund hierfür liegt auch darin, daß die Bedeutung der Deutschen Zehnkampfsmeisterschaft, vom rein sportlichen Standpunkt aus wohl die bedeutendste Konkurrenz, die

wir haben, endlich in den letzten Jahren auch die Würdigung durch die Aktiven erfahren hat, die ihr gebührt, hat doch erst im letzten Jahre die Zehnkampfsmeisterschaft bereits die stattliche Anzahl von über 30 Unterschriften gefunden, so daß es wohl am Platze erscheint, diesen Wettbewerb allein für sich durchzuführen. Man hofft auf diese Weise sowohl die Einzel- und Staffelsmeisterschaften für Männer einerseits, wie auch die Zehnkampfsmeisterschaft in Gemeinschaft mit den Frauenwettbewerben andererseits jedesmal in ein- einhalb Tagen, spätestens aber in zwei Tagen zu Ende führen zu können, selbst wenn, wie die Absicht besteht, die Meisterschaften im Werfen und Stoßen in Zukunft auch beidarmig veranstaltet werden sollen. Sollte dieser letzte Vorschlag nicht durchgehen, so wäre es im Interesse der Förderung der Allgemeindurchbildung sehr zu wünschen, wenn ein Weg gefunden würde, um die beidarmigen Übungen mehr als bisher einzuführen, vielleicht in der Weise, daß bei Ausschreibungen die Veranstalter verpflichtet werden, wenigstens jedesmal eine Wurfübung beidarmig auszusprechen.

Der Ausbau des Frauensports in der Leichtathletik stand zu eingehender Beratung einer Sitzung im Verband Brandenburgischer Athletikvereine, zu der vierzehn Vereine erschienen waren. Die Versammlung sprach sich für eine weitere Verbreitung des Frauensports aus und begründete diese Maßnahme mit den vorliegenden Gutachten von Sportärzten, die den Standpunkt vertraten, daß der weibliche Körper sich all den Übungen unterziehen könne, die auch für den Sport der Männer vorgegeben seien, natürlich unter der Voraussetzung, daß eine gründliche Vorbereitung und Ausbildung vorausgegangen sein muß. Von diesen Gesichtspunkten geleitet, trat die Versammlung dafür ein, bei der demnächst stattfindenden Technischen Ausschußsitzung der D. S. B. das Programm für den Frauensport um je eine Laufstrecke über 200 und 800 m zu vermehren und außerdem zu beantragen, daß ähnlich der Zehnkampfsmeisterschaft der Männer eine Sechskampfsmeisterschaft für Frauen eingerichtet werden solle. Trotz der Ausdehnung des Programms soll bestimmt werden, daß Frauen an einem Tage an nicht mehr als drei Wettbewerben teilnehmen dürfen. Eine Ausnahme bildet lediglich der Sechstampf.

Ein breiter Raum wurde der Jugendfrage gewidmet. Wie bei der männlichen Jugend sollen auch hier zwei Klassen, und zwar bis zu 14 und bis zu 16 Jahren, geschaffen werden, deren Zugehörigkeit sich an offenen Kämpfen der Frauen nicht beteiligen dürfen. Dagegen soll die neu einzurichtende Jungmädchenklasse bis 18 Jahre die gleiche Berücksichtigung erfahren wie die Jungmänner.

Jagd und Fischerei im Dezember. Gnädig war heuer bisher der Spätherbst. Noch haben stärkere Schneefälle nur in beschränktem Maß unsere Gegenden heimgesucht, und selbst das Hochgebirge blieb fast den ganzen November hindurch verschont. Dagegen pflückten heftige Winde und etliche Reismorgen rasch das Laub von den Bäumen und Büschen, deren kahles Geäst nun in den nebelgrauen Himmel emporragt.

Die Jagd steht noch in voller Blüte, dagegen erfreut sich der Hirsch der Schonzeit und erholt sich von den Tagen der Brunst. Rahlwild und Rälber allein werden jetzt bis zum Monatsende noch auf Pirsch und beim Kiegeln erlegt, desgleichen auch Damtiere und Damfälder. Vorbei sind auch die Freuden der Gamsbrunst. Die Rehböcke haben ihren Hauptschmuck verloren und sollten daher von jedem wirklichen Jäger geschont werden. Wo Geizenabschuß geboten und genehmigt ist, kann er mit Auswahl jedoch nur auf der Pirsch und nicht beim Treiben auch ausgeführt werden, sollte jedoch hauptsächlich auf schwache, dem Winter voraussichtlich nicht gewachsene Stüde, beschränkt werden. Wald- und Feldtreibjagden gelten namentlich den Hasen, deren Wildpret jetzt den größten Wohlgeschmack aufweist und deren Balg hochwertig geworden ist. Zu Ende ist die Schutzzeit der Rebhühner, Fasanen erhöhen den Reiz der Waldtreibjagden. Eigene Fasantentreiben bieten dem Flurschützen Gelegenheit, seine Schußfertigkeit im besten Lichte zu zeigen. Der Durchzug der Waldschneepfe ist vorüber. Der Zug der Enten und Gänse dauert an. Zunehmender Frost und Vereisung der Wasserläufe bringen manche seltene Wintergäste auf unsere Gewässer, und Pirsch und Fell lohnen bei günstiger Witterung Mühe und Anstrengung.

Alles Haar-Raubwild trägt seinen vollen, heute hochgewerteten Winterpelz. Der Fang liefert ihn unbefädigter in die Hände des Jägers als die Erlegung mit der Schußwaffe. Ferner berichtet die illustrierte Jagdzeitung „Der deutsche Jäger“ (München), daß von den gefiederten Räubern die meisten, mit Ausnahme der wenigen Standvögel, dem Zug nach Süden gefolgt sind. Der Zugzug aus Nord und Ost bringt Raufußbussarde, Wander- und Zwergfalken, die den Hühner- und Fasantenbeküden, jedoch auch dem Hausgeflügel, manchen Schaden zufügen.

Im Dezember laichen Forelle, Seeforelle, Seiblinge und Felchenarten. Aische, Hecht, Barsch, Aitel und Schied beißen noch gut, und der Fuchsen bietet dem Angler nun beste Gelegenheit, seine Kunst zu erproben.

Bücher:



Markt

Kulturgegeschichtliche Klosterromane. Die Leser des „Werks“, welche — angeregt durch den Aufsatz in diesem Hefte (S. 249—255) über Klöster und Kultur und durch den Auszug aus der Chronik Ekkehards IV. von St. Gallen (S. 283—285) — das Leben der Mönche eines mittelalterlichen Klosters näher kennenlernen wollen, finden dazu die beste Gelegenheit in dem Meisterroman Ekkehard. Von Jos. Victor v. Scheffel. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrh. Verlag Hesse, Leipzig, und Verlag Bohn, Stuttgart.

Das Werk ist einer der besten historischen Romane. Es gibt eine glänzende Schilderung der Zeit, des Lebens auf einem Fürstentum (Hohentwiel) und des Lebens und Treibens in einem mittelalterlichen Kloster. Der Held Ekkehard des Romans ist nicht personengleich mit dem Verfasser der Chronik. Der Ungarneinfall ins Kloster St. Gallen ist in dem Roman äußerst lebendig geschildert.

Hunnenblut. Von Wilh. Jensen. Eine Begebenheit aus dem alten Chiemgau. Verlag Reclam, Leipzig. Die Geschichte erzählt u. a. die Einnahme der beiden Chiemseelöcher Herren- und Nonnenwörth durch die Ungarn (Hunnen).

Und sie kommt doch. Von W. v. Hillern. Erzählung aus einem Alpenkloster des 13. Jahrh. Verlag Paetel, Berlin. Der Roman behandelt den Konflikt, in den das Mönchsgelübde mit den ewigen Naturgesetzen gerät, vor allem mit der Liebe zum Weibe. Diese — wie der Titel des Romans sagt — kommt doch, kommt unweigerlich, und der junge Pater Donatus muß den schweren Kampf kämpfen, in dessen Verlauf er sich selbst des Augenlichtes beraubt, um dadurch über die Sinnenslust zu siegen. Der kulturhistorische Hintergrund, vor allem die religiösen Anschauungen des Mönchtums, das Klosterleben, der Volksaberglaube sind vorzüglich geschildert und geben ein treffendes, verständliches Bild jener Zeit.

Germanische Mythologie. Von Julius von Negelein. 3. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen, 95. Bändchen.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1919. 128 S. 8°. Kart. 1,75 Mk., geb. 2,15 Mk., Schlüsselzahl d. B.-V.

Die furchtbaren Schicksalsschläge, die Deutschland erlitten hat, zwingen uns mehr denn je, uns auf die Wurzeln unserer Kraft und unserer völkischen Eigenart zu besinnen. Nur wenn wir diese klar erkennen, ist uns eine objektive Beurteilung der anderen Völker möglich, die für unsere Zukunft unbedingt notwendig ist. Einen wichtigen Beitrag zur Erkenntnis deutschen Geisteslebens liefert das nun schon in dritter Auflage veröffentlichte vorliegende Bändchen, dessen Erscheinen gerade jetzt deshalb sehr zu begrüßen ist. Es gibt ein anschauliches Gesamtbild germanischen Glaubenslebens, erschlossen aus geschichtlichen Quellen und altdeutscher Dichtung, aus Märchen, Volksagen, einstigem und heutigem Volksbrauch, vertieft durch Vergleiche mit dem religiösen Glauben anderer Völker, namentlich der Indier. Dabei sind sämtliche Erscheinungen entwicklungsgeschichtlich und aus ihren psychologischen Motiven heraus erklärt. In dieser Weise werden zunächst die Gottheiten als Gesamtheit, dann die einzelnen männlichen und weiblichen Götterwesen, sowie die Gruppengottheiten behandelt. Sodann geht der Verfasser ausführlich auf den Kultus ein und beschließt die Darstellung mit einem Abschnitt über den Glauben an die besessene Seele. In der neuen Auflage sind die Ergebnisse der neuesten Forschung, namentlich auf dem Gebiete der Religionswissenschaften, verwertet. Es steht deshalb zu hoffen, daß das Bändchen auch fernerhin sich zahlreiche Freunde erwerben wird.

Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. Von Erich Jung. Verlag J. F. Lehmann, München.

Das verdienstvolle Werk behandelt eine Reihe von mittelalterlichen Bildwerken, zum großen Teil aus romanischen und gotischen Kirchen, besonders aus Franken und Schwaben. Da zeigt es sich, daß man in diesen Kirchen überall noch auf altheidnisch-germanische Vorstellungen und Sinnbilder stößt. Wotan mit seinen Raben, der Fenriswolf, die Götterdämmerung, die Drachentkämpfer, Snomen und Kobolde, die Sonnenverehrung u. a. m. schmücken die Kapitelle und Wände christlicher Kirchen. Nur zum Teil war dies bisher erkannt worden, und es ist das große Verdienst Jungs, eine ganze Reihe der Bilder, die man bisher christlich-sinnbildlich ausgelegt hatte, durch richtige Deutung auf heidnische Sinnbilder dem Verständnis erschlossen zu haben. Nur nach langem und schwerem Kampfe hat das Christentum über das Heidentum gesiegt. Klug waren die Kampfmittel der Christen. Die heidnischen Kultstätten der Völker, die man bekehren wollte, ließ man bestehen und machte sie ganz allmählich christlich; man baute an ihre Stelle Kapellen und Kirchen und wandelte einen Teil der Heidengötter in Heilige um, die man auf christliche Art verehren ließ. Aber auch die andern lebten weiter; nur wagten sie sich nicht mehr an das Tageslicht, sondern trieben nachts ihr Wesen als Dämonen, die den Menschen schaden oder nützen, als wilde Jäger, Zwerge, Heinzelmännchen u. a. m.; und in solcher Gestalt übernahm sie die Kunst und schmückte damit Kirchen, Münzen, Schmuckgegenstände und andres. Im Schluskkapitel behandelt Jung u. a. den Wert der antiken und den der germanisch-christlichen Kultur — im Kampfe beider sieht der Verfasser den Kern der europäischen Kulturgeschichte —, die Ausbreitung unserer Rasse, wobei sorgfältig zwischen Germanen und Deutschen unterschieden wird, die Bedeutung Deutschlands für Europa usw. Das Werk verdient die weiteste Verbreitung.

Die deutsche Volksage. Übersichtlich dargestellt von Dr. Otto Böckel. 2 Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 262. Bd.) Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1914. 8°. Geh. 1,30 Mk., in Leinwand geb. 1,60 Mk., Schlüsselzahl d. B.-V.

Wissenschaft und Leben reichen sich wohl selten so innig die Hände wie bei der deutschen Volkskunde. Umfaßt sie doch die ehrwürdigen Heiligtümer aus der Vergangenheit unseres Volkes und damit einen Hort deutschen Wesens, dessen hohe Bedeutung für die Erhaltung und Stärkung des Volkstums noch lange nicht genug gewürdigt wird. Wenn jahrhundertlang unser Volk einer Kunstdichtung und wissenschaftlichen Belehrung ermangelte, so bot ihm der Inhalt der Volksüberlieferungen in Lied, Sage, Märchen und Volksglauben Freude, Anregung und Trost. Die Volksage ist, weil sie an bestimmte Örtlichkeiten anknüpft, am engsten mit deutschem Wesen verflochten. So verdient sie es wohl, nicht bloß in gelehrten Sammlungen erhalten, sondern auch wieder in reiner Form dem Volke dargeboten zu werden. Diese Aufgabe hat sich das vorliegende Bändchen, das nun in 2. Auflage erscheint, zum erstenmal gestellt und aufs glücklichste gelöst. Es gibt ein Gesamtbild der deutschen Volksage als eines unerschöpflichen Quells deutscher Weltanschauung. Nach einleitenden Ausführungen über ihren Begriff und ihr Entstehen breitet es reiche, bisher ungehobene Schätze von Sagen vor uns aus, indem es ihren aus Mythos, Geschichte, Natur, Zauberlauben, Volksfeste und Volkshumor stammenden Kern enthüllt. Dabei ist es besonders interessant, wie auch in der neuesten Zeit die sagenbildende Kraft nicht erloschen ist, indem, wie an die Helden der Völkerwanderung, auch an die Gestalt Goethes und Napoleons und, wie an Burgen und Klöster, auch an die Eisenbahn sich Sagen knüpften. Der Hauptvorteil des Büchleins aber ist, daß es seinem

Zweck getreu, trotz seiner umfassenden wissenschaftlichen Grundlage, ein echtes Volksbuch ist, das nicht bloß dem Freunde deutschen Volkstums reiche Anregung, sondern auch für Haus, Schule und Jugendpflege fesselnden Stoff zum Lesen und Vorlesen bietet.

Von deutscher Art und Kunst. Eine Deutschkunde, hrsg. von Dr. Waltherr Hoffstaetter. 4. Aufl. Mit 1 Textabb. und 42 Tafeln. Geb. 6 Mk., Schlüsselzahl d. B.-B.

Jedes Buch, das den deutschen Lesern von des deutschen Volkes geschichtlicher Vergangenheit, von der alten großen deutschen Kultur erzählt, das dazu beiträgt, das deutsche Volksbewußtsein zu fördern und jedes Deutschen stolz, ein Deutscher zu sein, weckt und festigt, ist ein Trost in unseren trüben Tagen, ein Steden und Stab, der uns stützt und uns hinweghilft über den traurigen Weg, den wir jetzt gehen müssen. Rückschauend auf unseres Volkes Vergangenheit müssen wir Hoffnung für die Zukunft schöpfen und wieder Vertrauen finden zu unserer eignen Kraft und Tat. Wir müssen wissen, was nicht nur äußerlich, sondern innerlich wirklich deutsch ist. Das will dieses nun schon in vierter Auflage erscheinende Werk, und dieses Ziel erreicht es. Es gibt ein Bild vom Deutschtum, wie es sich darstellt im deutschen Land und dem, was in ihm lebt und wächst, in alledem, was das deutsche Volk gesonnen und gedacht, von da an, wo deutsche Stämme zuerst deutschen Boden betraten, bis zum heutigen Tage. Es erzählt von seinen Dörfern, Burgen und Städten, von dem geistigen Reichtum, das das deutsche Volk sich geschaffen in Sprache und Schrift, in Sitte und Brauch, der Gestaltung der Wirtschaft, des Rechtes und des Staates, in Kunst und Musik, in Lebens- und Weltanschauung. Auch der Bildschmuck, namentlich im Abschnitt über die deutsche Kunst, ist äußerst lehrreich und wertvoll. Das Beste, was ich über das Buch sagen kann, ist: es ist eine wertvolle Ergänzung der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ von Gustav Freytag. Das nachstehende Inhaltsverzeichnis läßt erkennen, wie reichhaltig das Werk ist, wie tief und eingehend es die deutsche Vergangenheit schildert: Das deutsche Land und seine Bewohner. Von Dr. Karl Mahler in Dresden. — Pflanzen- und Tierwelt und ihre Unterwerfung. Von Prof. Dr. Martin Braeß in Dresden. — Rasse und Volk. Von Dr. R. v. Hoff in Bremen. — Der vorgezeichnete Mensch auf deutschem Boden. Von Dr. Albert Kieckhefer in Berlin. — Vom Germanen zum Deutschen. Vom Herausgeber. — Ländliche Siedelung und Bauernhaus. Von Geheimrat Prof. Dr. Oskar Brenner in Würzburg. — Häusliche Altertümer. Von Museumsdirektor Prof. Dr. Otto Lauffer in Hamburg. — Kriegsaltertümer. Von demselben. — Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens. Von Dr. Rudolf Fenzl in Dresden. — Soziale Entwicklung. Von demselben. — Rechts- und Staatsentwicklung. Von Dr. Alfred Hönger in Dresden. — Ausbreitung des Deutschtums. Von demselben. — Religion, Märchen und Sage, Volkslied. Von Prof. Dr. Emil Lehmann in Landshut (Böhmen). — Sitte und Brauch. Vom Herausgeber. — Die deutsche Sprache. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Otto Behagel in Gießen. — Die deutsche Schrift. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Karl Brandt in Göttingen. — Die deutsche Kunst. Von Akademieprofessor Dr. Franz Bod, zurzeit in Berlin. — Die deutsche Musik. Von Universitätsprofessor Dr. Hermann Albert in Halle. — Das Theater. Von Prof. Dr. Christ. Sachse in Dresden. — Die geistige Entwicklung in ihren Hauptzügen. Von Universitätsprofessor Dr. Robert Petsch in Hamburg. — Stichwortübersicht. tb.

Die Rheinlande in der Franzosenzeit (1750 bis 1815). Von Alexander Conrady. Verlag T. H. W. Dieck Nachf. G. m. b. H., Berlin.

Es ist ein wirkliches Verdienst des Verfassers, die Geschichte des Rheinlandes in der längsten Zeit, in der es bisher im Verlauf der Geschichte unter französischem Einfluß und Herrschaft stand, zusammenhängend geschildert zu haben. Es bestand bisher ein Mangel in der Geschichtsliteratur, die dieses wichtige Kapitel recht stiefmütterlich behandelte. Conrady hat mit ungeheurem Fleiß die zerstreuten Quellen des buntschedigen Konglomerates von Ländern, Gebieten, Herrschaften — aus denen das Rheinland zu Ende des 18. Jahrhunderts sich zusammensetzte — gesammelt und geprüft. Seine sachlichen Untersuchungen beweisen — was jeder Rheinländer längst weiß — daß zwischen Rheinländern und Franzosen keinerlei „Verwandtschaft“ besteht, daß das rheinische Volk niemals daran dachte, freiwillig sich zu Frankreich zu schlagen — wie klar und fest und stark haben das u. a. 345 Bürger von Saarbrücken (darunter zwei Urgroßväter des Schreibers dieser Zeilen, eine Tatsache, auf die er stolz ist) in einer Rundgebung vom 11. Juli 1815 gesagt, in der sie schwuren, „mit allen Mitteln für die Lostrennung (des Saargebietes) von Frankreich und die Wiedervereinigung mit Deutschland zu wirken“. — Das Wort eines Dichters hat auch heute noch seine Geltung: „Dies ist unser! So laßt uns sagen und so es behaupten!“ tb.

Vom Sinn der Gotik. Von Hans Much. Mit 60 Abbildungen. Verlag Carl Reisner, Dresden. Gbd. 5 Goldmark.

Das Buch gehört einer neuen Bücherreihe des Verlags an, die er „Religiöse Kunst“ nennt. Die Bücher wollen die Fülle der Welt als seelisches Erlebnis im Spiegel der Kunst finden und die Form als Ausdruck des innerlichsten Erlebens, des Ringens der Seele, erfassen. Religion sind im Sinne dieser Bücher die Gewalten, die im Werk leben, die Bilder, die der Mensch geistig sieht und körperlich nachbildet, das allumfassende Empfinden, das schöpferische Lebensgefühl der Kunst. — Der Geist des Buches von Hans Much „Vom Sinn der Gotik“ ist in die Formel gefaßt: „Die Gotik ist das stärkste künstlerische Erlebnis unserer Zeit, das sich über das Gebiet der Kunst hinaus zum Religiösen und Kulturellen weitet“. Der Verfasser bedient sich nicht der hergebrachten Art der kunsthistorischen Darstellung, vielmehr betritt er in der Mitteilung künstlerischen Schauens völliges Neuland. Hier wird die Gotik zu einem gewaltigen Sinnbild für eine bestimmte Erlebnisart des Menschengesistes überhaupt, zum Symbol für alle Sehnsüchte nach dem Unendlichen, und ihre Vollendung erblickt der Verfasser in der Ursprünglichkeit germanischen Geistesreichtums und im norddeutschen Backsteinbau. Vom Inhalt sprechen die Namen einiger Kapitel am besten: Döberan, Marienburg, Wismar, Reims, Riemenschneider, Orvieto, Grünewald, Meister Erwins Gesicht. — Wir behalten uns vor, bei späterer Gelegenheit auf das Buch — das mit einem Anhang ganz prachtvoller Bilder gotischer Kunstwerke geschmückt ist — näher einzugehen. Inzwischen wollen wir es als Weihnachtsgabe unter künstlerisch empfindenden Menschen bestens empfehlen.

Felix Dahns Gedichte sind im Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig in neuer (5.—7.) Auflage erschienen.

Dahn war gegen Ende seines Lebens als „deutscher“ Professor, der in vielen Romanen und Gedichten sich eines etwas allzu stark aufgetragenen, überhebenden Nationalismus befleißigte, vielfach belächelt und bewitzelt worden. Meist nicht sehr geschmackvoll, oft in sehr ungezogener Weise, so namentlich im „Simplizissimus“. Wenn man heute seine von ehrlicher vaterländischer Begeisterung getragenen Gedichte liest, taucht vor dem geistigen Auge eine, ach leider verschwundene, schöne Zeit auf, in der man stolz sein durfte, ein Deutscher zu sein. Dahn hätte niemals geglaubt, daß ein Zusammenbruch des Reiches, noch weniger, daß eine so vollkommene Zerstörung der Volksmoral möglich sei, wie wir sie jetzt erleben. Er war überzeugter, fast fanatischer Anhänger des Glaubens an den später geprägten Satz, daß am deutschen Wesen die Welt genesen werde. Es hätte so sein können — für die Welt wäre es jedenfalls besser gewesen. Für uns Lebende mag ein Trost in diesen Gedichten Dahns liegen, der Trost und eine Hoffnung, daß ein Volk, das so glänzend und stark stand, nicht ganz untergehen kann und daß ihm doch noch einmal beschieden sein wird, in der Welt wieder geachtet dazustehen. Oder aber — die Welt muß stürzen mit dem Germanentum, mit dem Reich. Das ist sein Glaube, den er in seinen „Deutschen Liedern“ (1859) mit den prophetisch dräuenden Worten zum Ausdruck bringt:

Die Erde soll im Kern erzittern, wann fällt ihr tapferstes Geschlecht:

Brach Ehels Haus in Blut zusammen, als er die Nibelungen zwang,

So soll Europa stehn in Flammen bei der Germanen Untergang! tb

Gedichte von Theodor Storm. Ausgewählt und eingeleitet von Gertrud Storm. Mit neun Scherenschnitten von Johanna Beckmann. Halbleinenband 3 Mk., Halblederband 7 Mk., Schlüsselzahl d. B.-B.

Mit diesem Bändchen ist wieder einer unserer großen Lyriker mehr in die Sammlung aufgenommen worden, die der Verlag mit großer Sorgfalt und bester Ausstattung herausgibt. Niemand ist berufener gewesen, eine solche Auswahl zusammenzustellen, als die Tochter des Dichters. Sie leitet die Auswahl, in der nur wenige und unbedeutende Stücke fehlen, mit knapp und gut einführenden Worten ein, aus denen man die echte Liebe spürt, und sie weiß auch aus persönlicher Erinnerung manches mitzuteilen über die einzelnen Gedichte und über die Arbeitsgewohnheiten des Vaters. Auf die Gedichte selbst brauchen wir unsere Leser ja nicht hinzuweisen, denn sie wissen, daß Storms Lieder wie wenige Zeugnis dafür geben, was die einfachsten Worte vermögen, sobald die rhythmische Weise gefunden ist; aber auf die neun guten und zarten Scherenschnitte von Johanna Beckmann nicht besonders aufmerksam zu machen, wäre eine Unterlassung, da diese wesentlich dazu beitragen, das auf holzfreiem Papier gedruckte und schmut eingebundene Bändchen zu einem wahrhaft wertbeständigen Geschenk zu machen.

Heiliges Werden. Gedichte von Maria Luz-Weitmann, 2. Abschnitt ihres im Verlag von Fleischer & Sohn in Stuttgart erschienenen Gedichtbuches „Leben und Lieben“.

Wir bringen eins dieser köstlichen Muttergedichte der in Teinach (Württemberg) lebenden Verfasserin im vorliegenden Hefte (S. 269).

Der Rhein, eine Reise. Von Alfons Paquet. Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. Broschiert 2,20 Mk., Halbleinen 3 Mk., Schlüsselzahl d. B.-B. minus 30 %.

Aus tiefem Wissen und dichterischem Schauen hervor ist hier eine farbenreiche, klare Darstellung des ganzen Rheines gegeben, die den Strom in seiner lebendigen Einheit von den Alpen bis an das Meer, von der Hochschweiz bis in die Niederlande umfaßt. Mit dem Einblick in die unlösliche Verbundenheit von Landschaft, Mensch und Strom verbindet sich eine Übersicht der in der jetzigen Weltlage mit der mächtigen europäischen Wasserstraße verknüpften technischen, wirtschaftlichen und politischen Probleme. Auch den anspruchsvollsten Kennern und Liebhabern des Rheines bieten diese Schilderungen Überraschendes und Neues. Die Sprache dieses Buches ist von epischer Kraft. Es ist eines der stärksten Bücher der unmittelbaren deutschen und europäischen Gegenwart, es wird — weit entfernt davon, ein romantischer Rheinführer zu sein — als ein Meisterwerk moderner Erdbeschreibung für die Dauer seinen Wert behalten.

Geologischer Führer von Düsseldorf und Umgebung. Von Studienrat Dr. R. Rein. Verlag Karl Rühler, Wesel.

Im Anschluß an den Aufsatz des gleichen Verfassers „Die Erdgeschichte des niederrheinischen Tieflandes“ im vorliegenden Hefte des „Werks“ (S. 245—249) verweisen wir unsere Leser auf diesen lehrreichen geologischen Führer durch Düsseldorfs Umgebung, dessen Inhalt durchaus gemeinverständlich gehalten, so daß er den weitesten Kreisen, insbesondere auch den Schülern der obersten Klassen, verständlich ist.

Oldenbourgs Historisch-Geographisches Taschenbuch. Ein Almanach für das Jahr 1924. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin.

Der Almanach enthält meist unveröffentlichte Beiträge der Verlagsautoren. Er faßt Geschichte ganz weit, unter der Flagge: Wissenschaft als Einheit. Auch die geographischen Beiträge zeigen ihre Verbundenheit mit den historischen Problemen der Vergangenheit und Zukunft. Aus dem Inhalt des Hefchens seien besonders hervorgehoben die Aufsätze: Friedrich der Große. Von Prof. W. Andreas. — Über Spengler, Bd. II. Von Prof. Dr. Ernst Troeltsch. — Wissenschaft als Einheit. Von Dr. Fr. Dannemann (unsern Lesern bekannt als Mitarbeiter des „Werks“). — Asien und die Idee des Rassenstaats. Von Dr. Artur Dix. — Der Kampf um den Großen Ozean und um Ostasien. Von Dr. Joh. Wüster. — Verlagsverzeichnis mit chronologisch-systematischer Übersicht.

Das Weltreich der Technik. Von Artur Fürst. Erster Band: Telegraphie und Telephonie. Der Verkehr im Draht und im Äther. Verlag M. Stein, Berlin.

Der Verlag M. Stein läßt mit diesem groß angelegten Werk ein Gegenstück zu seiner bekannten Weltgeschichte erscheinen — ein äußerst prächtiges, mit zahlreichen Bildern und 23 Tafeln geschmücktes Werk, für das ein besserer Herausgeber als Artur Fürst kaum gedacht werden kann. Der vorliegende erste Band behandelt auf 322 Seiten die Nachrichten-Telegraphie über Land von den ältesten Anfängen an, die Untersee-Telegraphie, die Bild-Telegraphie, die Fernmeldder, den Fernsprecher, die drahtlose Telegraphie und drahtloses Fernsprechen. — Wir hoffen, unsern Lesern demnächst mit Erlaubnis des Verlages eine Probe aus diesem technischen Prachtwerk geben zu können.

Organisatoren und Wirtschaftsführer. Von Ernst Schulze. Brodhaus, Leipzig 1923. 8°. 112 Seiten. Geb. 4,30 Mk., Schlüsselzahl d. B.-B.

In unserer Zeit, die so sehr von der Leidenschaft der Organisation beherrscht wird, mußte endlich das Buch erscheinen, das in klarer und scharfer Weise zunächst die grundlegende Frage „Was ist Organisation?“ zu lösen sucht. Professor Dr. Ernst Schulze, der Rektor der Leipziger Handelshochschule, den unsere Leser als Mitarbeiter des „Werks“ mehrfach kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit

hatten, hat mit der zergliedernden und aufbauenden Kraft deutschen wissenschaftlichen Geistes in seiner soeben bei Brodhaus erschienenen Schrift „Organisatoren und Wirtschaftsführer“ zum erstenmal das Problem an der Wurzel gepackt. Mit tiefeschürfendem Denken und weitem Blick untersucht er darin, welche Eigenschaften der Organisator und darüber hinaus der Wirtschaftsführer besitzen muß, und zeigt, wie die bloß verstandesmäßige Regelung wirtschaftlich-sozialer Fragen regelmäßig mit großem Mißerfolg endet. So entsteht auch der Krebschaden der Überorganisation, dem er ein besonderes Kapitel widmet. Mit einer Vielseitigkeit, die den Dingen ganz neue, überraschende Seiten abgewinnt, durchleuchtet Professor Schulze die Gegenwart und läßt uns prophetische Blicke in die Zukunft tun. Nirgends sonst sind wohl mit solcher Klarheit die Möglichkeiten, Ziele und Grenzen der Beherrschung der Natur und des wirtschaftlich-sozialen Lebens durch den Menschen erschaut und bewiesen worden. Das Buch bringt Erkenntnisse und Anregungen in Fülle. Jeder im Wirtschaftsleben Stehende, ob Politiker, Volkswirt, Industrieller, Kaufmann, überhaupt jeder denkende Mensch, wird dieses fesselnde Büchlein mit Interesse lesen. Den Wirtschaftsführern der deutschen Zukunft ist die Schrift gewidmet, in einem aus vollem Herzen fließenden Ausruf an die akademische Jugend klingt sie aus. Gerichtet aber ist das Buch an alle, die die Kraft und den Willen besitzen, „Deutschlands schwere Zukunft auf unermüdlich starken Schultern zu tragen“.

Not und Verschwendung. Von Prof. Dr. Ernst Schulze. Verlag F. A. Brodhaus, Leipzig.

Not und Verschwendung sind letzten Endes die Ursachen der deutschen Wirtschaftskatastrophe. Eine groß angelegte einheitliche Darstellung der verschiedenen Ursachen und Wirkungen, die zu dieser Katastrophe geführt haben, fehlte bisher. Es ist das Verdienst des Rektors der Handels-Hochschule Leipzig, Professors Dr. Ernst Schulze, uns diese Gesamtbilanz der deutschen Volkswirtschaft in seinem in den nächsten Tagen bei Brodhaus, Leipzig, erscheinenden Buch „Not und Verschwendung“ mit dem Untertitel „Untersuchungen über das deutsche Wirtschaftsschicksal“ aufzustellen. Er legt an Hand tieforschender Untersuchungen dar, daß sich die deutsche Volkswirtschaft nicht nur in einer Währungs-, nicht nur in einer Versorgungs-, nicht nur in einer Agrar-, Industrie-, Kultur- und Kapitalvernichtungs- und Lebenskrise befindet, sondern daß tatsächlich eine Lebenskrise des deutschen Volkes eingetreten ist, das wirtschaftlich, kulturell und moralisch der Verwesung anheimfällt, wenn nicht in allerletzter Stunde Rettung aus dieser Fäulnis eronnen und erlämpft wird. Sein Buch lehrt uns die Ursachen des Zusammenbruchs erkennen und gibt damit die Möglichkeit, diese Erkenntnisse zum Nutzen des deutschen Volkes für eine bessere Zukunft auszuwerten. — Wir behalten uns vor, noch ausführlich auf das wichtige Werk unseres Mitarbeiters zurückzukommen.

Valuta-Tabellen 1914 bis 1923. Sonderveröffentlichung der „Wirtschaftskurve“. Dritte bis einschließlich September 1923 ergänzte Auflage. Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag. Frankfurt a. M. 1 Mk. Schlüsselzahl d. B.-B. minus 30 %.

Die als Sonderveröffentlichung der bekannten Vierteljahresschrift „Die Wirtschaftskurve“ herausgegebenen Valuta-Tabellen sind heute ein unentbehrliches Nachschlagebuch für die gesamte Wirtschaft. In der vorliegenden dritten Auflage sind die täglichen Devisennotierungen in Deutschland (Mittel zwischen Geld- und Briefkurs der Berliner Börse) bis einschließlich September 1923 fortgeführt. In dem Hefte finden sich folgende Währungen verzeichnet: französischer Frank, italienische Lira, Schweizer Frank, holländischer Gulden, österreich-ungarische Krone, deutsch-österreich. Krone, spanische Peseta, schwedische Krone, tschechische Krone, Pfund Sterling, finnische Mark, norwegische Krone, dänische Krone, ungarische Krone und der Dollar; ferner die Reichsmark-Notierung in der Schweiz. Um die praktische Verwendbarkeit der Tabellen noch zu erhöhen, sind bei der vorliegenden Auflage die Durchschnittskurse aller Währungen hinzugefügt worden.

Fridtjof Nansen, Rußland und der Friede. 188 Seiten Text mit 34 Abb. Verlag Brodhaus, Leipzig. Geb. 5 Mk. Schlüsselzahl d. B.-B.

Fridtjof Nansen, der große Polarforscher, betätigt sich auf einem Gebiet, das weit ab liegt von der reinen Wissenschaft, aber darum für die Menschheit nicht minder bedeutend ist. Durch Vermittlung seines Verlegers Brodhaus gibt er uns soeben ein Buch in die Hände, das den Leser wie kaum ein anderes erschüttert und auch erhebt. Das Schicksal des russischen Volkes hat Nansen aufs tiefste

erfaßt, und er hat es sich zur Aufgabe gemacht, abseits von jeder politischen Stellungnahme im Dienste edelster Menschenliebe den Armen, den Verhungerten Hilfe zu bringen. Aus seinen rastlosen Bemühungen erwuchs trotz der Hindernisse der Entente die mächtige Organisation der Nansen-Hilfe, durch die noch in letzter Stunde Millionen kostbarer Menschenleben gerettet werden konnten. Weit öffneten sich dem Menschenfreund die Tore in Rußland, tief hinein drang der prüfende kühle Blick des Forschers, dessen höchstes Streben stets die Feststellung der reinen ungeschminkten Wahrheit gewesen ist. Aus mehrjährigen Erlebnissen und Erfahrungen erwuchs Nansens Buch „Rußland und der Friede“, das soeben in geschmackvoller Ausstattung erscheint, reich mit interessanten Bildnissen geschmückt. Nansen spricht die Ansicht aus, „daß die Industriellen und die Kaufleute des Auslands sehr wohl und ohne politische Schwierigkeiten russischen Gesellschaften und Unternehmungen Warenkredite gewähren können. Wenn man Rußland wieder instand setzt, zu produzieren, gibt man ihm seine Zahlungsfähigkeit wieder und erleichtert die Durchführung einer allgemeinen, endgültigen Ordnung, die für alle Seiten der wichtigen Frage der Wiederherstellung normaler Verbindungen von Bedeutung sein wird“. Die Lösung des gewaltigen russischen Problems ist auch eine deutsche Lebensfrage. Darum sollte jeder Deutsche, dem die Zukunft seines Vaterlandes am Herzen liegt, Nansens Buch lesen.

In Tropensonne und Urwaldnacht. Von Robert Unterwiesing. Wanderungen und Erlebnisse in Deutsch-Ostafrika. Mit einem Geleitwort von General von Lettow-Vorbeck und 40 Federzeichnungen des Verfassers. 220 Seiten. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart. Gebestet 2,60 Mk., Halbleinen 4,50 Mk. Schlüsselzahl d. B.-B.

Im Rahmen einer „Safari“, das heißt einer Trägerkarawane, die von Daresalam nach dem Tanganyika das Land durchzieht, führt uns Robert Unterwiesing, einer jener zahlreichen Pioniere unserer kolonialen Epoche, denen in langen Jahren des Wirkens und Wanderns Ostafrika zu einer zweiten heißgeliebten Heimat wurde, durch weite Strecken unserer schönen, verlorenen Kolonie. Wie Perlen auf einer Schnur reihen sich an die wechselnden Erlebnisse des Marsches Schilderungen der mannigfachen Art; heitere und ernste Stunden des Marsch- und Lagerlebens, Landschaftsformen gegenständlicher Gestaltung, Tier- und Pflanzenwelt in Steppe und Urwald, ereignisreiche Jagd auf Riesen und Zwerge der afrikanischen Fauna, Charakter und Begabung, Kultur und Lebensführung der einheimischen Bevölkerung, die Verhältnisse während der Kriegszeit — dies und vieles andere zieht in buntem Wechsel an unseren Augen vorüber. Aber nicht allein Interesse und Wissbegier des Lesers, auch das ästhetische Bedürfnis findet volle Befriedigung, denn dem Verfasser ist die seltene Gabe verliehen, seine begeisterte Liebe zur Natur, seine warmherzige Sympathie für die Regestämme, die uns im Kriege so viel Treue bewiesen, und seine ehrliche Anerkennung deutscher Kolonialarbeit in Worte zu kleiden, die von hoher, künstlerischer Gestaltungskraft zeugen. Daß neben farbenprächtigen Naturbildern und packenden Darstellungen aufregender Jagdergebnisse auch der Humor zu seinem Rechte kommt, verleiht dem Buch seinen eigenen Reiz. Und daß wir auch die hübschen Illustrationen dem Zeichenstift des Verfassers verdanken, macht es zu einem ganz persönlichen Bekenntnis. Als köstliche Weihnachtsgabe können wir es jedermann nur empfehlen.

Zwischen Wasser und Urwald. Erlebnisse und Beobachtungen eines Arztes im Urwalde Äquatorialafrikas. Von Prof. Dr. theol., Dr. phil., Dr. med. Albert Schweizer aus Straßburg i. E. Verlag Paul Haupt, Bern, und Richard Walther, Konstanz a. Bodensee.

Der Verfasser hat — bereits 30 Jahre alt — noch Medizin studiert, um in den Kolonien den Farbigen, die den Krankheiten noch mehr ausgesetzt sind als wir und keine Mittel besitzen, ihnen zu begegnen, zu helfen. So ging er freiwillig an den Ogowe in Äquatorialafrika — ein barmherziger Samariter. Er errichtete 1913, hauptsächlich aus eigenen Mitteln, die er sich durch sein in drei Sprachen erschienen Buch über Johann Sebastian Bach verdient hatte, auf der Station Lambarene der Pariser evangelischen Missions-Gesellschaft ein Spital, hauptsächlich wegen der dort immer weiter um sich greifenden Schlafkrankheit. Wie traurig, daß dieser Mann gegen Schluß seines Buches sagen muß, daß sein Werk im Kriege zusammengebrochen sei, und wie erhebend, daß er sagen kann: „Dennoch bleibe ich mutig!“ Was gibt ihm den Mut? Sein Christentum, denn dieser Arzt ist Christ, er ist ein Arzt mit dem Glauben an die Menschheit und an Gott — trotz allem.

Die Tropen. Von Professor Dr. Karl Sapper. Natur und Mensch zwischen den Wendekreisen. 170 Seiten. 40 Bilder. Halbleinenband 5 Mk., Ganzleinenband 6 Mk. Schlüsselzahl d. B.-B.

Die Erkenntnis, daß im deutschen Volke im allgemeinen nur recht unklare Vorstellungen von der Eigenart der Tropen vorhanden sind, und daß die Bedeutung der heißen Zone für das Wirtschaftsleben der gemäßigten mit schnellen Schritten zunimmt, legte dem Verfasser den Gedanken nahe, alles, was er in den Tropen gesehen und erlebt hat, systematisch zusammenzufassen und einem weiteren Kreise vorzutragen. Professor Sapper bietet in diesem Werk eine Charakteristik der Tropen, d. h. eine Darstellung alles dessen, was für den Reisenden, den Auswanderer und Wissensdurstigen von Interesse ist: die Erscheinungen der leblosen Natur, die Pflanzen- und Tierwelt, die Eingeborenen, die Lebensbedingungen der Einwanderer und die wirtschaftliche Bedeutung der Tropen für den übrigen Weltmarkt. Er berücksichtigt dabei nicht nur ein einzelnes Tropengebiet, sondern den ganzen Tropengürtel, den er aus eigener Erfahrung kennt; denn er lebte zwölf Jahre in Mittelamerika und Westindien, machte im Auftrag des Kolonialamts Aufnahmen im Bismarckarchipel und studierte auf Java und Ceylon die Plantagenwirtschaft. So ist er wie berufen für eine derartige Einführung, die ihm im vorliegenden Werk auch ganz vorzüglich gelungen ist. Die vielen musterhaften Abbildungen ergänzen den Text aufs beste.

Henry Ford, „Mein Leben und Werk“. Verlag Paul List, Leipzig.

Das Buch, das durch den obigen Verlag der deutschen Öffentlichkeit übergeben wurde, enthält die Lebensauffassungen und das Lebenswerk eines der größten Industriellen, welche die Welt gesehen hat. Henry Ford, der „Automobilkönig“, ist nicht nur in Amerika, sondern im gleichen Maße auch in Europa eine umstrittene Persönlichkeit geworden. In verhältnismäßig wenig Jahren ist es Ford gelungen, sich vom kleinen Erfinder und Automobilfabrikanten zu einem der mächtigsten Männer der Vereinigten Staaten aufzuschwingen. Durch sein Prinzip der Dienstleistung, welche er in vier Punkte einteilt, war es ihm möglich, bei Zahlung von Rekordlöhnen bestmögliches Produkt zu den denkbar billigsten Preisen auf den Markt zu bringen. Die Grundprinzipien dieser Dienstleistung lauten: 1. Du sollst die Zukunft nicht fürchten und die Vergangenheit nicht ehren. Wer die Zukunft, den Mißerfolg (?) fürchtet, zieht seinem Wirkungskreis selber Grenzen. Mißerfolge bieten nur Gelegenheit, um von neuem und klüger anzufangen. Ein ehrlicher Mißerfolg ist keine Schande; Furcht vor Mißerfolgen dagegen ist Schande. Die Vergangenheit ist nur insofern nützlich, als sie uns Mittel und Wege der Entwicklung weist. (Also sollte man ihr dennoch etwas Dank und Verehrung zollen! Es sei denn, daß man Dankbarkeit überhaupt für eine überflüssige Empfindung hält. Schriftl. des „Werks“.) 2. Du sollst die Konkurrenz nicht beachten (?). Wer eine Sache am besten macht, der soll sie beachten. Der Versuch, jemandem Geschäfte abzuliegen, ist verbrecherisch-kriminell, da man dadurch aus Gewinnsucht die Lebensverhältnisse seiner Mitmenschen zu drücken und die Herrschaft der Gewalt an Stelle der Intelligenz zu setzen versucht. 3. Du sollst die Dienstleistung über den Gewinn stellen. Ohne Gewinn kein ausbaufähiges Geschäft. Dem Gewinn haftet von Natur aus nichts Böses an. Ein gut geleitetes Unternehmen muß und wird sogar für gute Dienste einen guten Gewinn abwerfen. Der Gewinn muß jedoch nicht die Basis, sondern das Resultat der Dienstleistung sein. 4. Produzieren heißt nicht billig einkaufen und teuer verkaufen. Es heißt vielmehr, die Rohstoffe zu angemessenen Preisen einkaufen und sie mit möglichst geringen Mehrkosten in ein gebrauchsfähiges Produkt verwandeln und an die Konsumenten verteilen. Habschieren, Spekulieren und unehrlich Handeln heißt nur diesen Vorgang erschweren. — Gerade so wie er für das Wohlergehen seiner Werke bedacht ist, so sorgt Ford auch für seine Arbeiter, allerdings geht er auch gegen jede Zeit- und Kraftverschwendung aufs strengste vor. Ist ein Fordarbeiter nicht voll bei der Arbeit, droht ihm unfehlbar fristlose Entlassung. Tut er aber seine Pflicht, so wird er sich auch bald als verantwortungsvolles Mitglied des Ganzen fühlen und Unregelmäßigkeiten von seiten seiner Kollegen rügen und verdammen; denn er ist dann nicht nur jeglicher finanzieller Nöte entbunden, sondern er kann sich auch für seinen Lebensabend vollste Sicherheit verschaffen. Leider bestimmt in Deutschland oft der mittelmäßige Arbeiter die Leistungsfähigkeit eines Unternehmens, sehr zu dessen Schaden. Das Buch mag für manchen Kaufmann, Industriellen oder Angestellten interessant sein, doch lassen sich im allgemeinen solche Grundsätze wohl nur in Amerika, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, aufstellen und anwenden.

Japan und die Japaner. Eine Landeskunde. Von Dr. Karl Haushofer, Professor an der Universität München. Generalmajor a. D. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1923. Mit 11 Karten im Text und auf 1 Tafel (VI u. 166 S.), gr. 8°. Kart. 3,60 Mk., geb. 4,20 Mk., Schlüsselzahl d. B.-V.

Andere Länder und Völker kennen, ihre Eigenart verstehen zu lernen ist — das haben uns die Ereignisse des letzten Jahrzehntes gelehrt — für uns eine Notwendigkeit, deren Außerachtlassung wir bitter gebüßt haben. Heutzutage, da Auslandsreisen nur noch für wenige Auserwählte im Bereich der Möglichkeit liegen, sind wir in dieser Beziehung mehr denn je auf Bücher, Länderbeschreibungen und Reiseschilderungen angewiesen. Für ein Land nun, das uns im Kriege eine besonders schmerzliche Enttäuschung gebracht hat, ein Land, das in seiner Natur und Kultur so außerordentlich Interessantes bietet, für Japan, fehlte es bisher an einer knappen aber doch umfassenden Landes- und Volkskunde. Eine solche bietet uns aus eigener langjähriger Kenntnis dieser „jüngsten Großmacht, die allein es verstanden hat, über zwei Jahrtausende im Wesen sich gleich zu bleiben und dennoch sich zu verjüngen“, der bekannte Geograph Professor Haushofer in seinem im Verlag von B. G. Teubner, Leipzig, soeben erschienenen Werke „Japan und die Japaner“. Er geht aus von den natürlichen Grundlagen des Landes, erklärt aus ihnen die Entwicklung von Pflanzenwelt, Tierreich und Menschentum in diesem Erdraum, das Schicksal des einzelnen sowohl als die von der Gesamtheit geschaffene staatliche Lebensform in ihrer Eigenart und zeigt, wie hier die Kraft des menschlichen Willens es verstanden hat, sich nicht nur diesen gegebenen Grundlagen anzupassen, sondern sie auch umzuformen und zu beherrschen und wie so der heutige Staat mit seinen hochstehenden Kultur- und Wirtschaftsformen geworden ist. Unter diesen Gesichtspunkten werden im wahren Sinne einer Landeskunde behandelt: Lage, Bodengestaltung, Klima, Pflanzen- und Tierreich, das Volk nach Herkunft, Anlage und Charakter, seine Sitten, Gebräuche, seine Sprache, sein Kulturleben in Religion, Wissenschaft, Kunst und Handwerk, Rechtspflege, Verfassung und Wehrmacht, der Staat und seine Entwicklungsgeschichte, Siedlung, Verkehr und Wirtschaft. Aus dem Buche, in dem eine Reihe wertvoller Kartenzzeichnungen enthalten sind, kann so der Staatsmann, Kaufmann und Techniker alle nötigen Vorkenntnisse für ein gezieltes Zusammenarbeiten mit einem Volk erwerben, das uns trotz der Kriegeereignisse in weiten Kreisen freundlich gesinnt ist.

Hochasiatische Kunst. Von Dr. Leonhard Adam. Großformat, 53 Seiten und 36 Tafelbilder. Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart. Kartonierte 3,50 Mk., Halbleinenband 4,50 Mk., Liebhaberausgabe 12 Mk.

Trotz des lebhaften Interesses, das sich in den letzten Jahren überall für die asiatischen Gebiete gezeigt hat, ist doch erstaunlich, wie ungleichmäßig die verschiedenen Gegenden und Kulturen beachtet wurden. Erst vor kurzem wurde zum erstenmal die Welt des Hinduismus eingehend dargestellt, und in diese gleichen Gebiete führt auch das vorliegende Werk: nach Nepal, Tibet und Birutan. Der Verfasser hat eine Auswahl von Kunstwerken und Erzeugnissen des Kunsthandwerkes, die größtenteils typische Figuren und Geräte zeigt, sorgfältig zusammengestellt. Die mustergültigen Reproduktionen zeigen den hochentwickelten Kunstsinne dieser Völker, der meistens stark von den religiösen Vorstellungen beeinflusst ist, aufs beste. Den Tafeln gehen knappe Erklärungen der einzelnen Bilder voran, die über alles Wissenswerte gute und zuverlässige Auskunft geben. Neben den stilgeschichtlichen und ästhetischen Darlegungen wird unwillkürlich auch eine Einführung in die Gestaltenwelt des Hinduismus und Lamaismus geboten; die Erörterungen über die Fragen des Materials und der Technik aber werden in erster Linie für den Sammler von Wert sein, dem das Buch ein wichtiger Wegweiser werden kann. Als Ganzes ist es eine kunstgeschichtliche Veröffentlichung, die in den weitesten Kreisen bekannt zu werden verdient und die sich zu Geschenkzwecken ganz vorzüglich eignet.

Eine Einweihung im alten Ägypten. Nach dem Buch Thoth geschildert von Woldemar v. Uexküll. Mit 22 Rekonstruktionszeichnungen von Leo Sebastian Humer nach dem Bilderzyklus im Einweihungstempel zu Memphis. — Roland-Verlag Dr. Albert Mundt, München.

Der Verfasser schildert die Einweihung eines Jünglings in die alt-ägyptischen Mysterien, und zwar in erzählender Form, so daß der Leser den Hergang miterlebt. Die Arbeit ist teils die Frucht von Studien in Werken von Okkultisten und Mystikern, teils der Phantasie des Verfassers, die sich in die mystischen Zeremonien und okkulten Lehren eingefühlt hat, die er zu deuten versucht. Das Buch Thoth selber ist ein historisches Dokument, das schon Weise und Mystiker des Altertums und des Mittelalters kannten.

Haustiere. Von Alfred Brehm. Auswahl aus der 1. und 2. Auflage von „Brehms Tierleben“. Mit 30 Abb. auf 16 Tafeln. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig. Halbl. gebd. 8 Mk., Schlüsselzahl d. B.-V.

„Brehms Tierleben“ ist nicht schlechthin ein tierkundliches Werk von in der Welt anerkannter Trefflichkeit, sondern es gehört auch zu den klassischen Werken der deutschen Literatur. Aber nicht nur dieses größte Werk Alfred Brehms verdient allgemein bekannt zu sein, sondern auch seine in vielen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze sind geeignet, die Liebe zur Tierwelt und das Verstehen der Tiere in weite Kreise zu tragen. Darum hat der Verlag vor zwei Jahren das hübsche Buch „Alfred Brehm, Kleine Schriften“ neu herausgegeben. Diesem gesellt er nun in dankenswerter Weise eine Auswahl aus dem großen Werk „Tierleben“ hinzu, zusammengefaßt unter dem Titel „Haustiere“.

Mag auch der moderne Tierpsychologe, der die vorsichtigen Untersuchungsweisen der exakten Wissenschaft anwendet, gegen die „vermensichende“ Darstellungsweise des älteren Forschers (Brehm lebte von 1829 bis 1884) manches einwenden können, so wird doch der Laie immer Freude an Brehms Schilderungen haben, die in keiner Hausbücherei fehlen sollten. Die hübsche Auswahl „Haustiere“ dürfte eine alt und jung willkommene Weihnachtsgabe sein. tb.

Die Vögel. Dritter Teil von William Marshalls „Bilderatlas zur Tierkunde“ mit beschreib. Text. Mit 176 Holzschnitten und 70 Abzügen nach Zeichnungen und Photographien. — Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig. Halbl., 8 Mk., Schlüsselzahl d. B.-V.

Der Verlag hat das genannte Werk, das 1898 zum ersten Male erschienen ist, durch Einfügung zahlreicher neuer Bilder verbessert. Auch der Text erfuhr durchgreifende Verbesserungen, so daß der Atlas als ein bedeutendes, grundlegendes Werk der Vogeltunde anzusehen ist, das jedem Freund dieser beliebten Tierklasse reine Freude und belehrenden Genuß bereitet. tb.

Tiere, Menschen und Götter („Beasts, Men and Gods“) von Dr. Ferdinand Ossendowski. Aus dem amerikanischen Urtext übertragen von Wolf von Dewall. Verlag Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abteilung Buchverlag, Frankfurt a. M. 5 Mk., Schlüsselzahl des B.-V. minus 30 %.

Dieses Buch liest man atemlos von der ersten bis zur letzten Zeile. Es mutet wie ein moderner Abenteuerroman an, nur daß die wunderbaren Geschichten, die uns hier in einfacher starker Sprache vorgelegt werden, nicht erträumt, sondern wirklich erlebt sind. Wir begleiten den kühnen Verfasser durch die sibirische Taiga, wandern mit ihm an Flußläufen entlang, über Steppen, durch Urwälder, bestehen mit ihm aufregende Kämpfe mit Rotgardisten, lassen uns willig durch das Wunderland der Mongolei führen und gleiten schließlich im Plaudern und Erzählen in die Mystik der lamaistischen Welt hinüber. Hier trifft der Verfasser mit der tragischen Gestalt Baron Ungern-Sternbergs zusammen, der fortan im Mittelpunkt der großangelegten wild dramatischen Schilderung steht. Was von diesem in buddhistischer Mystik wandelnden „Großen Kriegsgott“ der Mongolei erzählt wird, ist felsenfest phantastisch und wichtig zugleich für die Erkenntnis der politischen Wirren im nachrevolutionären russisch-chinesischen Grenzgebiet. Das eigenartige höchst spannende Buch befruchtet die Phantasie und vermittelt spielend eine Unmenge von Kenntnissen. In diesem Werk steckt mehr als ein Drama. Wer es liest, begreift, daß „Tiere, Menschen und Götter“ bei seinem Erscheinen in Amerika von jung und alt verschlungen wurde. Dem Buch wird bei uns in Deutschland ein ebenso großer Erfolg beschieden sein.

Der Wanderer. Von Friedrich A. Seyffert. Verlag von J. H. W. Diez, Berlin.

Der Verfasser ist ein nachdenklicher Wanderer, der die Natur liebt und versteht. Er sieht im kleinsten Käfer, im Wurm, in der Mücke, im Frosch Lebewesen, die wie die Menschen unter dem Gesetz „Stirb und Werde“ stehen. Er steht in der Mitte zwischen Bonfells und Bölsche — von jenem fehlt ihm die poetische, künstlerische Ader, von diesem das tiefere, sachliche Erkennen. Doch hat er viel von

beiden, und was ihm von ihnen fehlt, macht ihn vielleicht gerade für gewisse Leserkreise wertvoll. Wandervögel, Arbeiter, kleine Leute, die Sonntags aus der Großstadt in die umliegende Natur flüchten, sollten das Büchlein lesen — sie hätten dann sicherlich mehr Gewinn von ihren Ausflügen, als wenn sie ohne wirkliche innere Anteilnahme an der Natur lediglich ihre Stullen bei Mandolinengeklimmer verzehren und die Einwickelpapiere im Wald verstreuen. Daß der Verfasser die Natur ein wenig stark vom linken Gesichtswinkel aus betrachtet, seine Betrachtungen mit politischen und sozialen Spintifizierungen verquitt, und nur die Natur, nicht auch die Geschichte seiner Philosophie zugrunde legt — das beeinträchtigt allerdings vielfach den Genuß seiner sonst recht hübschen Schilderungen. Immerhin: ein Heimatbuch für den Großstädter, das sich empfehlen läßt.

Daheim-Kalender 1924. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld.

Ich weiß nicht, der wievielte Jahrgang des Daheimkalenders der vorliegende ist; jedenfalls aber liebte ich ihn schon in meiner frühesten Jugend, und ich las damals Bände, die schon vor meiner Geburt erschienen waren. Also mag dieser Hausfreund, der Freund des guten deutschen Bürgerhauses, seine siebzig und mehr Jahre alt sein. Allerdings trägt er, leider, nicht mehr das alte trauliche und vertraute Gewand, sondern hat sich ein neues zugelegt, aber sein Geist ist geblieben, seine Erzählungen sind noch immer lieb und gut. Feuer bringt er außer dem selbstverständlichen Kalender und astronomischen Angaben fünf hübsche Erzählungen, dann einige Gedichte und schließlich lezenswerte Aufsätze, u. a.: Handzeichnungen von Friedrich Wilhelm IV.; Vom Nähnorn zur Nähmaschine; Aus Jean Pauls Heimatland; Mittelalterliche Medizin und Naturkunde, usw. Schließlich sogar — horribile dictu! — eine „Genealogie der Fürstendhäuser“. Zahlreiche Text- und Einfallbilder, z. T. vorzügliche Farbendrucke, erhöhen den Wert des freundlichen Begleiters durch das Jahr 1924, das als drohend-finstere Frage vor uns liegt.

Klingender Feierabend. Zum Liederfang den Lautenschlag, wie ich ihn leicht erlernen mag. Von Dozent E. Wild, Buchschmuck von Max Hefler. Verlag B. G. Teubner, Leipzig. (IV. und 89 S.) 8°. Kart. 1,20 Mk., Schlüsselzahl d. B.-V.

Der Jungbrunnen „Deutsches Volkslied — deutscher Volksstanz“ fließt wieder, die Jugend wandert und singt und flieht aus den Nöten der Stadt hinaus in des Waldes und der Wiesen lichte Grün. Der Begleiter auf der Wanderschaft ist die Laute. In diesem Festchen wird nach einer unterhaltenden Einführung in Geschichte und Bau der Instrumente sowie praktischen Ratschlägen zum Einkauf in zehn Abendplaudereien ein anschaulicher Selbstunterrichts gang des Lauten-

und Sitarrespiels geboten. Im Anhang enthält es eine Auswahl der schönsten und meistgesungenen Volksweisen mit beigelegten Lautenfäden.

Vorsig-Zeitung. Herausgegeben für die Werksangehörigen von A. Vorsig S. m. b. H., Berlin-Tegel. Verantwortlicher Schriftleiter Dr. Alfred Striemer. 1. Jahrgang.

Es ist bezeichnend für die in den Kreisen der Industrie sich immer mehr ausbreitende Erkenntnis von der Bedeutung der Wert-Zeitungen, daß ihre Zahl auch in Deutschland, nachdem England und Amerika bereits seit einigen Jahren auf diesem Wege vorangegangen sind, sich von Monat zu Monat vergrößert. Nunmehr ist auch das Vorsig-Werk, die älteste Lokomotivbauanstalt Deutschlands, dazu übergegangen, eine solche Hauszeitschrift herauszugeben, von der die Hefte 1/2 und 3 uns vorliegen. Auch dieses Blatt verfolgt dieselben Ziele, wie wir selbst und wie all die anderen ähnlichen Blätter: es will guten, unterrichtenden Lesestoff bieten und dadurch gleichzeitig das technische und wirtschaftliche Verständnis für die Lebensbedingungen des Werks im besonderen und der deutschen Gesamtwirtschaft im allgemeinen verbreiten und vertiefen. Daneben will die Zeitung auch sportlichen und kameradschaftlichen Bestrebungen der 8000 Werksangehörigen dienen und auch für die Unterhaltung ihrer Familienmitglieder Sorge tragen. Das gleiche wollen alle zum Teil schon längere Zeit bestehenden ähnlichen Zeitschriften, wenn auch jede — und das ist erfreulich — eigene Wege geht und ihren eigenen Charakter trägt; wir nennen nur: „AEG-Volkswirtschaftl. Blätter“; „Wertzeitung der Bad. Anilin- und Sodafabrik“ in Ludwigshafen; den „Bosch-Bünder“ in Stuttgart; die „Demag-Wertzeitung“ in Duisburg; „Das Eisenbahnwerk“ für die Werksstätten der deutschen Reichseisenbahn; „Die Erholung“, Friedr. Bayer & Co., Leverkusen; den „Feierabend“, Wolfener Anilinfabrik; „Hanomag-Wegweiser“, Hannov. Maschinenbau A.-G.; Schaller „Hütten-Zeitung“, S. B. A.-G., Gelsenkirchen; „Hawa-Nachrichten“, Hannov. Waggonfabrik A.G.; „Kruppsche Mitteilungen“ und „Kruppsche Monatshefte“, Essen; „M.W.-Rundschau“, Mannesmann-Röhrenwerke, Düsseldorf; „AGU-Mitteilungen“, Redarfulmer Fahrzeugwerke; „Peine-Blätter Werkszeitung“, Peiner Walzwerk S. m. b. H.; „Osram-Nachrichten“, Osram-Gesellschaft, Berlin; „Siemens-Mitteilungen“, Siemensstadt; „Schieß-Nachrichten“, Masch.-Fabrik Schieß A.-G., Düsseldorf; usw. — Auch unsere Zeitschrift „Das Werk“ gehört diesem Kreise von Blättern an, die — wie die Herausgeber hoffen — von denen, für die sie bestimmt sind, gern und mit Vorteil gelesen werden. Die Wertzeitungen können und wollen nicht die Welt aus den Angeln heben, aber von dem reichen Samen, den sie austreuen, fällt doch wohl manches Korn auf guten Boden und trägt Frucht. Möge es so fein und bleiben!

Inhaltsverzeichnis.

Heft 7/8/9 (III. Jahrg., Oktober/November/Dezember 1923): Der mechanische Aufbau eines Drehstrom-Turbogenerators von 60 000 kVA Dauerleistung. Von Oberingenieur A. Zehring. S. 241 bis 244. Mit 11 Abb. — Die Erdgeschichte des niederrheinischen Tieflandes. Von Studienrat Dr. R. Rein. S. 245—249. Mit 4 Abb. — Die Bedeutung der Klöster für die Kulturentwicklung Deutschlands. Von P. Dr. Paulus Volk, O. S. B., Abtei Maria-Laach. S. 249 bis 255. Mit 16 Abb. — Gedenktage verdienter Industrieller: Geheimrat Professor Dr. Carl Duisberg. Zu seinem 40jährigen Dienstjubiläum. Mit 1 Bild; Viktor Weidmann, Emil Sauer; Peter Kiedner. S. 256—257. — Ernährung und Nahrung. Von Dr. med. Helmuth Fischer, Düsseldorf. S. 257—269. — Ein Tag im Säuglingsheim. Von Hildegard Hercher, Düsseldorf. S. 269—270. — Gedicht: O Mutter, halte dein Kindlein warm. Von Maria Luß-Weidmann. S. 269. — Können wir noch Weihnachten feiern? Von Reinhold Seeberg. S. 270—273. — Bild: Euch ist heute der Heiland geboren. Ölgemälde von Joh. Philipp Hader (1737—1801). S. 271. — Gedicht: Winternacht. Von Felix Dahn. S. 273. — Das Fährlein der sieben Aufrechten. Novelle von Gottfried Keller. S. 274—281. — Das deutsche Weihnachtslied. Von W. Maase, Düsseldorf. S. 282 bis 283. Mit Noten. — Der Ungarn-Überfall auf das Kloster St. Gallen. S. 283—285. — Personalnotiz. S. 286. — Eröffnung einer Wirtschaftsschule in Bochum. S. 286. — Der Ruhrsiedlungsverband

auf der Stöbener Städtebau-Ausstellung. S. 286. — Karte des Industriegebietes. S. 286. — Die Zerstörung der Freskengemälde von Alfred Reibel im Rathaus zu Aachen. S. 286. — Holbeins Weihnachtsbilder. S. 286. — Was eine Milliarde ist. S. 286. — Deutsche Pelztierfarmen. S. 286—287. — Neue deutsche Naturschutzgebiete. S. 287. — Fünfzig Jahre Schreibmaschine. S. 287. — Todesfälle durch Schlangenbiß und wilde Tiere. S. 287. — Fund vorgeschichtlicher Menschenschädel in Kalifornien. S. 287. — Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr. S. 287—289. — Unsere Kunstbeilagen. S. 289. — Zwei deutsche Großfilme. Von Eas. S. 289—291. Mit 6 Bildern. — Das Puppenhaus des Berliner Schlossmuseums. Von Dr. von Falke, Berlin. S. 291—293. Mit 4 Abb. — Billige Lichtbilder. Von M. Melzow, Charlottenburg. S. 293—294. — Volkstümliche Weihnachtsspiele. Von Thev A. Eprüngli. S. 294—295. — Rätsel usw. S. 295. — Winterport. Mit einem Bild. S. 296. — Was bietet uns das deutsche Turnen? S. 296—297. — Sportnachrichten. S. 297—298. — Riechermarkt. S. 299—304. Kunstbeilagen: „Die Wunderblume“. Porzellanfigur von A. W. Goebel. — „Hochosen in der Tschechoslowakei“. Ölgemälde von Bruno Ebertrup. — „Am Heiligen Abend“ (Titelbild). Aquarell von Bruno Ebertrup. — Einfallbilder: „Winterwald“ zwischen S. 16 und 17, „Verschneit“ zwischen S. 32 und 33, „Auf Schneeschuhen“ zwischen S. 48 und 49.

Rheinische-Union, Düsseldorf. — Verantwortlicher Herausgeber: Otto Leich-Balghelm, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. Jahresbezugspreis (12 Hefte) für Beamte, Angestellte, Arbeiter des Konzerns Siemens-Rheinische-Union M. 1. — (Einzelheft M. 0.10) für Hefte mit Kunstbeilage und ohne Umschlag; M. 2. — (Einzelheft M. 0.20) für Hefte mit Umschlag und Titelbild. — Dem Konzern nicht angehörige Interessenten können „Das Werk“ durch die Post oder durch den Kommissionsverlag A. Bagel Aktiengesellschaft Düsseldorf, Grafenberger Allee 98, beziehen gegen einen Jahresbezugspreis (12 Hefte, mit Umschlag und Titelbild) von M. 4.50 (Einzelheft M. 0.40). Vorstehende Grundpreise erhöhen sich nach dem jeweiligen Multiplikator (Vermehrungszahl) des Börsenvereins der deutschen Buchhändler. Zu den Bezugspreisen treten noch die Zustellungskosten. Die obigen Preise für Einzelhefte erfahren für das vorliegende Heft (7, 8 und 9) eine Verdreifachung, betragen also 0,30 M., 0,60 M. und 1,20 M.



DIE ZEIT
BRONZESTATUETTE VON A. W. GOEBEL, DÜSSELDORF